



Jupiters-Statue.

St. Bernhard.

Jupiters-Sänle.

Der heilige

Bernhard von Menthon

Stifter der zwei Hospize

auf dem großen und kleinern St. Bernhardsberge.

Von

P. Laurenz Burgener,

aus dem Orden des heiligen Franziskus.



Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit drei Abbildungen.

(Mit Gutheißung der Ordensobern und der hochwürdigsten Bischöfe.)

Luzern, 1870.

Druck und Verlag von Gebrüder Näber.

75270

Es gibt in der Liebe verschiedene Grade der Vollkommenheit;
allein jener erschwingt sich darin zu einem höhern Grade,
der seine Wohnung an gefährlichen Orten aufrichtet, die
Reisenden rettet, unterstützt und bedient, was ruhmvoll
der heilige Bernhard von Menthon that.

Der heilige Franz von Sales.

Genehmigung und Empfehlung.

Wir haben das Buch, das den Titel führt: „Der heilige Bernhard von Menthon, Stifter der zwei Hospize auf dem großen und kleineren St. Bernhardsberge, verfaßt von P. Laurenz Burgener, aus dem Orden des heiligen Franziskus“, aufmerksam gelesen und geprüft, und Wir ertheilen diesem Buche gerne Unsere Genehmigung, um so mehr, weil die Arbeit gründlich, gediegen und im echt religiösen Geiste dargestellt ist. Wir empfehlen diese neue Arbeit von Unserm Landsmanne bestens dem Publikum. — Nimm und lies!

Sitten, den 8. März 1870.

Peter Anton von Preug,

Großdekan, Generalvikar, der Zeit Bisthumsverweser
der Diözese von Sitten.

Vorwort.

Die Geschichte weilt gerne bei den Helden der Vorzeit, berichtet ihre Namen und Thaten, und ruft Alles der Nachwelt in's Gedächtniß, was Großes und Erhabenes sie zum allgemeinen Wohle ausgeführt haben. Das thut jedes Land. Zu allen Zeiten wurden jene Männer in den Büchern gepriesen, die auf irgend eine Art sich auszeichneten, und wie Kleinodien werden solche Bücher in den Häusern aufbewahrt, auf daß die Nachkömmlinge bei deren Lesung sich erbauen. Wenn also die Weltgeschichte sich mit den Ihrigen befaßt, warum sollte die Kirche nicht Diejenigen in ihren Heiligenkranz einflechten, welche die christliche Welt beglückten und erleuchteten?

Wenn die Welt die siegreichen Eroberer bewundert, die mit Armeen die steilsten Berge überstiegen und Völker und Reiche unterwarfen, um wie vielmehr müssen wir einen Mann bewundern, der uns sehr nahe liegt, der, von der Gottes- und Nächstenliebe so ganz durchglüht, Vater und Mutter, Reich-

thümer und Ehren verläßt, der auf wilde Gebirge hineilt, wo die Natur ihre Pflanzen verbirgt, Stürme und eiskalte Nordwinde beständig toben, wo Lawinen und Schneewasser gewaltsam herniederstürzen und den friedlichen Bewohner unter einen tiefen Schutt zu begraben drohen? Welch' eine Hochachtung, sage ich, verdient ein solcher Mann nicht, der diesen Gefahren nur deßhalb sich aussetzt, um dem Rufe Gottes zu folgen und den Pilgern und Reisenden in Todesgefahr mit kühnem Muth beizustehen! Und dieser große Mann der Liebe ist der allgefeierte Bernhard von Menthon, der in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts auf den penninischen Hochalpen den Götzendienst zerstörte und zwei Hospize zur Unterstützung der Reisenden gründete. Auf dem Jupitersberge wirkte er 42 Jahre in völliger Hingebung und Aufopferung, sammelte eine Genossenschaft um sich, die nach seinem Tode das begonnene Werk der glühenden Nächstenliebe ohne Unterschied für alle Fremdlinge fortsetzen sollte. Und in der That! würdige Söhne hat Bernhard von Menthon berufen; sie haben den Geist ihres Meisters in sich aufgenommen, durch so viele Jahrhunderte hindurch ununterbrochen bis auf die Gegenwart mit manchen Beschwerden, Gefahren und Entbehrungen den Vorüberwandernden sich hingegeben, Tausende und abermal Tausende gespeiset, getränkt, beherbergt,

und aus den Gefahren des Todes, wie Engel vom Himmel gesandt, gerettet.

Der Erste, der seine Feder dem Leben Bernhard's weihete, ist Richard, unmittelbarer Nachfolger unsers Heiligen als Archidiacon von Aosta und zweiter Propst auf dem Jupitersberge. Die Legende von Chamouny, die wahrscheinlich der gelehrte Apolin verfaßte, berichtet, daß Richard aus dem edlen Geschlechte Centron, nämlich von den Herren de Festi im Fserenthale, der Diözese Tarantaise, abstammte. Er war mit Bernhard wohlbekannt und er sagt in der Einleitung zum Leben des Heiligen: „Ich Richard, Archidiacon von Aosta und Chortherr daselbst, war mit dem heiligen Bernhard bekannt und stund mit ihm in freundlicher Verbindung, und da ich die außerwöhnlichen Dinge und die vielen Wunder, die er wirkte, sah, setzte ich mein volles Vertrauen auf Gott und entschloß mich, in ferne Gegenden zu reisen. Bei meiner Heimkehr besuchte ich Rom, und suchte in den Chroniken, die sich auf Menthon beziehen, und unterließ auch nicht, in Aosto, Novara und andern Orten und Städten der Diözese, wo sich der Heilige aufhielt, Kunde einzuziehen. Ich durchging, so viel ich konnte, und wo ich es für nothwendig erachtete, die Chroniken selbst, habe mir überdies eine Menge Schriften verschafft und selbe mir meinem Gedächtnisse eingeprägt. Zur Steuer der

Wahrheit bezeuge ich dies in Gegenwart meines Herrn, welcher herrschet von Jahrhundert zu Jahrhundert. Amen." Indessen hat Richard nur die nothwendigsten Notizen in seine Lebensbeschreibung aufgenommen; es liegen in Aosta und Novara drei ältere Manuscripte vor, die weit ausführlicher sind und manche verbürgte Thatsachen enthalten, die in der Legende Richards nicht vorkommen. Man vermuthet, daß dessen Beschreibung nicht mehr vollständig vorhanden.

Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert gab es einige, welche das Wirken des großen Alpenapostels beschrieben. Herr Johann Claudius le Grand verfaßte ebenfalls das Leben unseres Gottesmannes, und ließ es 1745 zu Freiburg in der Schweiz erscheinen. Die verschiedenen Autoren sind aber nicht einig über die Zeit, in welcher Bernhard gelebt hat. Einige lassen ihn 1007, Mehrere 1008 sterben. Diejenigen, welche ihn zum Zeitgenossen des Papstes Gregor VII. und des Kaisers Heinrich IV. machen, setzen das Todesjahr auf 1086 oder 1108. Um diese Widersprüche zu heben, muß man sich dahin wenden, wo die ältesten Urkunden vorliegen. Diese findet man in Novara und Aosta. Herr Chorherr Kaspar Joseph Dorfaz entschloß sich am Ende der letzten fünfziger Jahre ebenfalls das Leben des hl. Stifters der zwei Hospize zu beschreiben. Bevor er

diese Arbeit unternahm, wandte er sich an den gelehrten Chorherrn Gal, Prior des Collegiatstiftes von St. Peter und St. Ursus in Aosta. Bereitwillig kam er ihm entgegen, ertheilte ihm über Manches Aufschluß und so konnte er seine Arbeit mit guten Quellen beginnen. Allein schon damals kränkelte der edle Prior und er konnte leider nicht die letzte Hand an die Lebensbeschreibung des hl. Stiffters legen; „wäre dieses geschehen“, sagt Herr Dorsaz in seinem Vorworte, „so hätte das Publikum in jeder Beziehung viel gewonnen“ ¹⁾.

Ich habe 1856 meine Arbeit: „Leben und Wirken des heiligen Bernhard von Menthon u. s. w.“ bei Herren Gebrüder Käber in Luzern drucken lassen; ich war damals noch in der innern Schweiz und es standen mir viele Quellen nicht zu Gebote. Seit meiner Rückkehr in's Wallis habe ich nun die Hospize auf dem Simplon und St. Bernhard selbst besucht. Auf dem St. Bernhard befindet sich ein schönes wohlgeordnetes Archiv, das mir die Herren Chorherren bereitwillig öffneten, und die mir Alles mittheilten, was Bezug auf diese Arbeit hat. Auch machten sie

¹⁾ Herr Prior Anton Gal war ein sehr gelehrter Mann, er las die ältesten Urkunden mit großer Aufmerksamkeit, schrieb nie viel, sondern machte nur Noten, aus denen er in der Nähe und Ferne gezogene Aufschlüsse ertheilte. Er hatte eine schwache Gesundheit und starb, leider viel zu frühe, zu Aosta im Christmonat 1867, an einem Schlagflusse, wie er's vorausgesagt hatte. Er ruhe im Frieden!

mir andere interessante Mittheilungen, wofür ich ihnen verbindlich danke. Das Leben des hl. Stiffters, die geschichtlichen, geographischen und statistischen Notizen u. s. w. haben dadurch viel gewonnen.

Mögen diejenigen, die dieses Leben des hl. Bernhard von Menthon und das großartige Wirken seiner geistlichen Söhne lesen, zum Allvater im Himmel flehen, daß er seinen Beistand diesem opferwilligen Institute nicht entziehe! Mögen Jene, die Gottes Güte mit zeitlichen Gütern segnete, ihre Gaben dieser preiswürdigen christlichen Verbrüderung zur Unterstützung der Armen und Reisenden immerhin zusenden! Mögen Regierungen und Fürsten, wie ehemals, ihre Freigebigkeit großmüthigst fortsetzen! Trägt vorliegende Schrift etwas dazu bei, so hat sie den Zweck erreicht.

Sitten, im Maimonat 1869.

Der Verfasser.

I.

Der heilige

Bernhard von Menthon.

Er bricht das Brod dem Pilger,
Ist er am Hunger krank;
Und schwachtet er und dürstet,
So reicht er ihm den Trank.

Er schenkt ihm warme Kleider,
Hat ihn der Weg entblößt;
Er führt ihn in das Zimmer,
Wo er die Kälte löst.

Besucht den armen Kranken,
Und ist des Fremdlings Stab;
Und ehret noch die Todten,
Und gibt ihm selbst sein Grab.

Und dieser Mann der Liebe,
Er heißt: **Bernhard Menthon**;
Er lebt in Gottes Reiche,
Empfängt der Liebe Lehn.

Bernhard's Geburt und erste Erziehung.

Schon in der Kindheit frühesten Tagen,
 Schon in der zarten Jugendzeit
 Hatte Bernhard's fromme Seele
 Sich des Heiland's Dienst geweiht.

Gegen die Reize des zehnten Jahrhunderts, als Karl's des Großen Reich sich auflöste, die Bande des gesellschaftlichen Lebens locker wurden, die Normanen viele französische Provinzen verwüsteten, und die Kirche Gottes aus ihren Fugen zu weichen schien, lebte in Savoyen eine edle Familie, aus der ein Heiliger, nämlich Bernhard von Menthon, entsproß. Bernhard, dessen Leben wir nun erzählen, wurde im Jahre 923 auf dem Schlosse Menthon geboren ¹⁾, als König Rudolf II. über Burgund herrschte. Sein Vater, adelich und reich, hieß Graf Richard von Menthon, seine Mutter Bernoline, welche aus einer edlen Familie von Quin

1) Das Schloß Menthon steht auf einem Hügel am Gestade des See's von Annecy gegen die Mitternachtsseite. Bei stiller See strahlt darin dessen heller Widerschein. Die Bewohner des Schloffes nennen sich noch Grafen von Menthon, aber sie stammen nicht mehr in gerader Linie von Bernhard's Eltern ab. In der Nähe des Schloffes befindet sich das Dorf gleichen Namens; die Pfarrkirche, ganz neu erbaut, hat den hl. Bernhard zum Schutzheiligen. Der Bischof von Annecy, Ludwig Mendu, hat sie den 29. Herbstm. 1847 feierlich eingeweiht. Menthon und ganz Savoyen gehört jetzt zu dem französischen Reiche, und ist in zwei Departemente eingetheilt, die Ober- und Unter-Savoyen heißen.

stammte und eine Blutsverwandte Olivier's, des Grafen von Genf, Pairs von Frankreich, war. Der Tag der Geburt Bernhard's war für die Eltern und ihre Freunde ein gefegneter ¹⁾. Zu Pächern wählten sie den Ritter Bernhard, Bruder unsers Richard von Menthon, und die Baronesse von Beaufort.

Herr Chorherr Richard, der zuerst die Hauptlebenszüge unseres Heiligen aufzeichnete, wendet auf ihn die Worte des Propheten Isaias an: „Er war schon im Mutterleibe der edlen Bernoline geheiligt.“ Und in der That! schon während der Schwangerschaft erfüllten die Mutter große Ahnungen, freudige Vorgefühle von ihrem bald zur Welt kommenden Kinde; und sie wurde in ihren Erwartungen nicht getäuscht. Nie zeigte sich ihr Kind gegen sie, oder ihre Pflegerin ungethan; es lächelte Beide freundlich an, da sie es auf den Armen herumtrugen, Zeichen, die seinen künftigen holdseligen Charakter bekräftigten. Auch zierten das Knäblein schöne Gesichtszüge, die dasselbe doppelt liebenswürdig machten. Ebenfalls gegen Andere, die es auf die Arme nahmen, blieb es das liebevolle Kind. Kurz, an ihm erfüllte sich, was der hl. Ambrosius, Erzbischof von Mailand, vom hl. Geiste sagt, daß dieser frühzeitig über Jene übernatürlicher Weise sich ausgieße, deren Seelen er in Besitz nehmen wolle. Welche Wonne empfand die Urheberin seines Lebens, da sie Gottes Geist in seiner Seele wahrnahm! Bisweilen während des Tages sah sie ihr Kind seine unschuldigen Händlein gefaltet nach oben erheben; seine Lippen bewegten sich, als

¹⁾ Weder Tag noch Monat der Geburt Bernhard's können zuverlässig angegeben werden; einige Italiener geben sich gegenwärtig die Mühe, nachzuweisen, Bernhard sei nicht in Menthon, sondern in Novara geboren; stichhaltige Gründe werden sie nie zu Tage fördern.

wenn es ein Gebetlein verrichtete. Die Gräfin harrete mit Sehnsucht dem Augenblicke entgegen, wo dasselbe die ersten Worte hervorbrachte, um es in kurze Religionsprüche einzüben. Da fühlte sie erst recht die reinsten Freuden seiner frommen und zarten Seele. Immer und überall suchte die fromme Frau mit ihm das Gespräch auf Gegenstände der Religion zu lenken, und ihm den Sinn und Geist der Geheimnisse verständlich zu machen. Der Kleine äußerte eine große Begierde, die Buchstaben kennen zu lernen, und sah er ein Buch in den Händen seiner Mutter, so griff er darnach und bat, man solle ihn lesen lernen, wozu sie ihm sehr hilfreich war. Erst drei Jahre alt, las Bernhard schon geläufig, und im vierten fing er schon selbst an seine Lesungen zu überdenken, und entwickelte über Gott und Religion Begriffe, die Alle in Erstaunen setzten.

Wie überhaupt die Schlösser der damaligen Zeit ihre Hauskapellen hatten, so war auch im Schlosse Menthon eine solche errichtet, in der täglich das hl. Meßopfer dargebracht wurde. Zur Zeit der politischen Wirren hielten die Herren auf Religion, aber auch griffen sie häufig zu den Waffen, wenn sie glaubten, ihre Rechte wären beanstandet. Sie führten auch oft Kriege des Ehrgeizes wegen, oder um ihre Besitzungen zu erweitern, gleichviel, ob auf gerechtem oder ungerechtem Wege. Von all' diesem wußte Bernhard nichts; besser begriff er den Dienst des Herrn, er diente alle Tage dem opferbringenden Priester zur Messe, in Beisein seiner Mutter, wobei er eine wahre englische Eingezogenheit äußerte. Sowohl gegen den Stellvertreter des Herrn als gegen seine Urheber des Lebens verbeugte er sich demüthig, und suchte in Allem ihren Wunsch zu erfüllen. Solche empfehlenswerthe Eigenschaften schienen dem Vater zu sagen: „Mein

Sohn verspricht Großes für die Zukunft und ich darf nichts vernachlässigen, was seine Erziehung und Ausbildung erfordern.“ Der Graf war ein Mann von Bildung, erfaßte sein Zeitalter und die Erfordernisse desselben; Religion und klare Kenntniß im Ritterwesen fand er unzertrennlich. Er begriff ganz wohl, daß auch der beste Ritter, der das Schwert im Felde zu führen und die Rechte seines Hauses zu schützen verstehe, noch lange nicht der geadelteste Ritter sei, wenn ihm die erste Bedingung, nämlich die Religion mangle. Darum ging vor Allem sein Streben dahin, den Sohn zuerst in den Wahrheiten der christlichen Religion und dann im Ritterwesen, in Gesang und Musik unterrichten zu lassen. Um den Eltern nicht zu mißfallen, betrieb Bernhard auch fleißig jene Künste; jedoch fühlte er dabei eine innere Leere; und kaum hatte er die ihm vorgeschriebenen Tagesstunden vollendet, so widmete er sich seinen Lieblingsfächern, schrieb Psalmen ab, lernte seine Aufgaben auswendig, die theils den religiösen Unterricht umfaßten und die er mit großer Erbauung hersagte. Schon in seinem siebenten Altersjahre legte er sich selbst Bußen auf, that Abbruch in Speis und Trank, Zeichen, daß ihn eine unsichtbare höhere Hand lenkte.

Die Eltern, die seinen geweckten Geist kannten, hielten es für angemessen, ihm einen Hauslehrer zu geben. Dazu brauchten sie aber einen tüchtigen, klugen und bewährten Mann, der Kopf und Herz des jungen Grafen zu leiten verstünde. Ein solcher aber war nicht schwer zu finden; denn seit einiger Zeit weilte in der Gegend von Menthon ein fremder Edelmann, der durch sein edles Benehmen, seine umfangreichen Kenntnisse, seine anziehende Mundart im I eden die Gemüther der vornehmen Familien fesselte. Es empfahlen ihn aber noch größere Eigenschaften, nämlich seine

Bescheidenheit, Reinheit der Sitten und wahre innere Frömmigkeit. Frug man nach seiner Herkunft und seinem Vaterland, so erwiederte er: „Ich heiße German“; er gab sich aber nicht zu erkennen. Wie man sagt, war er ein geborner Flanderer, aus einer edlen Familie, die er verließ, um aus Liebe zu Gott von Fleisch und Blut sich zu trennen und unbekannt in der Fremde seinem Seelenheile obzuliegen. Diesem Herrn übergaben die gräflichen Eltern die Leitung ihres Sohnes, unter dessen weisen Führung er große Fortschritte machte. Ihre Wahl war eine überaus glückliche, denn ihr Sohn wuchs, wie an Alter, so an Tugend und Frömmigkeit befriedigend heran. Graf Richard gab dem Lehrer den Rath, er solle seinen Sohn in den Erholungsstunden in die Tagesgeschichte einführen, ihm die Reichsereignisse des Königs Rudolf II., der eben die Zügel über Burgund in den Händen hatte, nach seiner Fassungskraft erzählen und ihn so allmählig in die Politik einführen. Bernhard hörte dem Lehrer zu, mehr mit Eckel als Wohlgefallen; das Lesen der heiligen Bücher, die Religionsgeschichte, das Leben der Heiligen, das waren die Fächer, die ihn anzogen und die sein Herz und Geist in Anspruch nahmen.

Unser Zögling befand sich noch auf dem väterlichen Schlosse, als er über den heiligen Nikolaus, Bischof von Myra, preiswürdige Dinge von seiner Liebe zu den Armen und von der Ausrottung des Götzendienstes reden hörte. Sein Leben fesselte ihn, und sofort wählte er ihn zu seinem Vorbilde und Schutzheiligen. Dieser Oberhirt wurde schon vor seiner Uebertragung nach Bari — wie Usuard berichtet geschah dieselbe am 9. Mai 1087 — im Abendlande der vielen Wunder wegen hoch verehrt. Zu seiner Ehre entstanden überall, selbst in unserer Schweiz, Gotteshäuser;

Neapel besonders that sich hierin hervor, durch welches Reich seine heiligen Gebeine getragen wurden. Er gab schon als Kind die sichtbarsten Zeichen seiner künftigen Heiligkeit, und bewährte als Bischof eine große Liebe zur Jugend; darum haben ihn auch die Jüglinge in den Schulen zu ihrem Beschützer auserkoren.

2.

Bernhard studirt in Paris.

In der Schule stillen Räumen
Brachte er die Jugend hin,
Fand daselbst für Geist und Seele
Reichen, herrlichen Gewinn.
Aber auch das hehre Wissen
Wurde bald sein Eigenthum;
Ging sein Mingen und sein Streben
Nimmer nach der Erde Ruhm;
Seines Gottes Wohlgefallen
War allein der hehre Preis,
Den er strebte zu erringen,
Stündlich, täglich, muthig, heiß.

Universitäten im eigentlichen Sinne des Wortes gab es im zehnten Jahrhunderte noch keine, sie entstanden erst drei Jahrhunderte später. Doch blühten schon damals einige berühmte Schulen, unter denen jene von Paris die gefeiertste war, und die Karl der Große im Jahre 792 gegründet hatte. An derselben waren große und tüchtige Männer angestellt, was ihren Ruhm um so mehr erhöhte. Aus allen Gegenden Europa's strömten Jünglinge nach Paris, um da sich wissenschaftlich bilden zu lassen und wackere Kirchen- oder Staatsmänner zu werden. Graf Richard von Menthon kündete eines Tages seinem Sohne an, der Zeit-

punkt sei gekommen, daß er einem höhern Ausbildung bedürfe, und daß er ihn auf die berühmte Hochschule nach der französischen Hauptstadt senden wolle. Des Vaters Vorhaben betrübte ihn sehr; die Trennung von seinen heißgeliebten Eltern schmerzten ihn; das friedliche, einsame Schloß von Menthon, in dem er so viele Annehmlichkeiten verkostet, sollte er auf Jahre verlassen, und es schauderte ihm vor der großen Stadt, die manchen Gegenstand der Gottlosigkeit und der Verführung darbietet. Doch er fügte sich; er war ja gewohnt, stets dem Willen seiner Eltern nachzukommen und denselben zu vollziehen.

Bange Sorgen erfüllten ebenfalls das Herz seiner Mutter, die mit Angst jenem Tage entgegensah, an dem er von ihr scheiden sollte. Sie sprach zuweilen zu sich: „Welch' einen Anblick bietet dann unser Schloß, wenn die Zierde desselben daraus verschwunden ist! Ich verlebte mit meinem Sohne freudenvolle und schöne Tage; seine reine Stimme durchschallte unser Haus, die uns in eine selbige Wonne versetzte; nun soll ich selbe lange, ja gar lange nicht mehr hören. Du, mein Sohn! rein und unschuldig, herangewachsen, sollst nun eine Stadt beziehen, wo der Unschuld so viele Schlingen gelegt werden.“ „Allein trösten Sie sich, fromme Mutter“, fügt Herr Chorherr Richard, der erste Biograph unsers Heiligen, bei, „Sie haben an seiner christlichen Erziehung nichts ermangeln lassen; er wird die religiösen Grundsätze, seine Sittenreinheit und seinen frommen Sinn auch in der Ferne bewahren, und die Pariser-Luft wird ihn nicht verpesten. Er wird fromm und unschuldig heimkehren, wie er von Ihnen scheidet.“

Bernhard nimmt von seinen Eltern rührenden Abschied, umarmt sie, empfängt ihren Segen, und wandert in Be-

gleitung seines Erziehers und zweier Bedienten nach Paris. In den Studien der freien Künste, wie man sie damals nannte, machte er große Fortschritte, durchging beinahe alle Gebiete des Wissens, veredelte Geist und Herz, und überragte bald alle seine Mitschüler. Doch bei allen Kenntnissen, die er sich durch seinen Fleiß erwarb, fühlte er in seinem Innern eine unerklärbare Leere, die er bis dahin umsonst in den weltlichen Wissenschaften auszufüllen anstrebte. German rieth ihm, den theologischen Wissenschaften sich zu widmen; er that es, und zwar mit einem heilbringenden Erfolge. Eine ältere Handschrift sagt: „Wir erwähnen von Bernhard höchst lobenswerth, daß er, ob schon er den verschiedenen Zweigen des Wissens oblag, nie die Uebungen der heiligen Religion unterließ; vielmehr wuchs sein religiöser Eifer von Tag zu Tag, und die göttliche Liebe schimmerte im Innern seines Herzens. Große Gefahren drohten dem Unschuldigen, sei es in der Schule oder in der Weltstadt; wir können ihn aber mit einem zweiten Tobias vergleichen, der in Mitte der verdorbenen Niniviten seine reinen Sitten bewahrte.“ Und wie wahr! Bernhard wachte über sich, und ließ die Schlange der Verführung nicht in sein Heiligthum einschleichen. Ueberhaupt blieb er dem weltlichen Treiben, nach welchem seine Schüler begierig haschten, fremd; er kannte keinen andern Weg, als jenen, der zur Kirche führte, und von da begab er sich auf sein Zimmer, benutzte die Zeit, die er im Lesen der heiligen Schriften, der heiligen Väter und der Heiligen ausfüllte. Mit aller Sorgfalt wachte er über sich, durchging die innersten Falten seines Herzens, um jede Sünde in sich zu verhüten. Die Keuschheit hatte in seinen Augen den höchsten Werth, und er wußte ganz wohl, daß die Schönheit derselben durch die geringsten Vergehungen

ihren Glanz verliere. Er erkannte aber auch, was man zu thun habe, selbe rein und unverfehrt zu bewahren. Als das beste und bewährteste Mittel dazu erachtete er die Abtödtung. Hatte er, als er noch in seinem väterlichen Hause weilte, Bußübungen vorgenommen, so verdoppelte er nunmehr dieselben, um seine heilige Tugend fleckenlos zu erhalten. Die oben erwähnte Handschrift sagt von ihm: „Wir schildern sein Leben in zwei Worten, die lauten: Beharrlichkeit und Fortschritt, nicht nur in den Wissenschaften, sondern in der Zunahme der christlichen Vollkommenheit. Jeden Tag wuchs er an Gnade und Heiligkeit.“ — Sehr heilsam wirkte er auf das Herz seiner Mitschüler, und Mehrere derselben begeisterte er für das Gute, so daß sie ebenfalls die Bahn der Tugend betraten, darauf fortwandelten, und später wackere Kirchen- und Staatsmänner wurden. Von diesen hat sich vieles auf dem Wege der Ueberlieferung erhalten, was von Bernhard's Tugenden später in die Legende aufgenommen wurde. Sie erzählten von wunderbaren Wirkungen der göttlichen Gnade, die der Himmel, um ihn an sich zu ziehen, in sein Herz ausgegossen hatte. Das göttliche Feuer brannte in ihm und er theilte die Wärme desselben seinen Schülern mit, die ebenfalls davon erwärmt wurden; aber nicht Alle waren dazu empfänglich; denn der Geist Gottes findet nicht bei Jedermann, besonders bei jenen, die der Welt und ihren Gelüsten fröhnen, Eingang.

Bernhard legt in Paris das Gelübde der Keuschheit ab.

Unschuld hüllte seine Seele
Wie ein starker Panzer ein;
Und sein Waden, sein Peten
Mussten Schild und Waffen sein.

Bernhard war einziger Sohn und Erbe der Grafschaft von Menthon, der zugleich die Wünsche und Absichten seiner Eltern, die sie mit ihm vorhabten, kannte. Richard hielt viel auf seinen Adel und Reichthum, blickte mit Wohlgefallen und wahrer väterlicher Freude auf seinen hoffnungsvollen Sohn, und er traf alle Anstalten, demselben den höchsten Glückstern in der Welt vorzubereiten. Er sah seinen Sohn in der Gunst und Nähe seines Fürsten, der ihn mit den höchsten Staatsstellen beehren und zu einem der ersten Feldherren ernennen würde. Auch dachte er an sein Alter, und sagte zuweilen: „Bin ich einmal alt geworden, so ist er meine Stütze; eine Menge von Enkeln und Enkelinnen werden mich umgeben, die unser Geschlecht fortpflanzen werden. O ich erwarte eine freudreiche Zukunft! Alles bürgt mir dafür.“ So träumte der Baron in überfließender Süßigkeit und Freude. Allein der Mensch denkt und Gott lenkt. Die Gedanken Bernhard's waren nicht jene seines Vaters; er kannte das Vorhaben seiner Eltern, bewahrte aber immer tiefes Stillschweigen, als wenn er nichts davon wüßte. Der Welt und ihren Gelüsten war er abhold. Alles, was er hörte und in Paris sah, entfremdete ihn mehr und mehr dem irdischen Reiche und er sprach zu sich: „Zerreiße die

Ketten, die dich an die Erde fesseln, und erhebe dein Herz gen Himmel. Wie viele Vornehme, geädelt durch Geburt, Herkommen und Reichthum, haben der Welt gekündet, damit sie an ihrem Heile nicht Schiffbruch leiden! Gott wohnt gerne in keuschen Seelen, und die Keuschheit will ich bewahren; und wenn ich ein reines Herz habe, so werde ich Gott anschauen.“

Doch ungewiß, ob sein gefaßter Entschluß von Oben komme, oder ob ihn der Menschenfeind täusche, hielt er's für rathsam, zuerst seinen Gewissensführer und dann seinen Hofmeister darüber zu berathen. Seine innere Angelegenheit drängte ihn, und er entdeckte sofort in Offenheit Gerwan seinen Entschluß, die Kirche zu seiner Braut zu wählen und mit dieser durch Angelobung der ewigen Keuschheit sich zu vermählen. Der Lehrer blickte ihn erstaunt an, und billigte seinen Entschluß nicht, stellte ihm vielmehr ernstlich vor, daß er seine Eltern betrübe, wenn diese vernehmen, ihr Sohn, dessen sie so sehr bedürfen, habe sich durch einen kirchlichen Beruf ihnen entzogen. Zudem sei es gefehlt, einen Stand zu wählen, ohne Berathung und Einwilligung der Eltern. „Auf Sie“, sprach er weiter, „setzen die Eltern ihre größten Hoffnungen, sie erwarten, daß Sie fortwährend in ihrer Nähe bleiben und sie durch eine zahlreiche Nachkommenschaft erfreuen. Bilden Sie sich nicht ein, man könne in der Welt nicht selig werden. Wie viele Heilige könnte ich Ihnen aufzählen, die in der Welt verblieben und dieselbe durch ihr musterhaftes Leben erbauten! Die Welt bedarf wackerer Staatsmänner und erfahrner und unparteilicher Richter, und der König getreuer und entschlossener Krieger. Ich kenne den Willen Ihrer erlauchten Eltern, die mich nicht mit Ihnen nach Paris sandten, um Sie der Welt zu ent-

fremden, sondern für selbe zu erhalten.“ — Darauf sprach er mit ihm von den Vorzügen und der Erhabenheit der Keuschheit, die den sterblichen Menschen zu einem Engel umschaffe, und richtete dann wieder die Worte an ihn: „Geloben Sie nicht, ohne vorangehende Prüfung, die Haltung der lebenslänglichen Jungfräulichkeit an! Der Priesterstand ist ein erhabener, ein dem Reide des Teufels ausgesetzt; und es wird ein ungewöhnlicher Muth erfordert, ihn anzutreten und darin bis an's Ende zu verharren. Jesus Christus, der Richter des neuen Bundes, befehlt diesen Stand Niemanden, sondern begnügte sich, dessen Würde und Größe hervorzuheben, das Verdienst und den Lohn desselben vor Augen zu stellen, und dabei hatte es sein Bewenden. Den Jüngern ließ er freie Wahl, den Priester- oder Ehestand anzutreten. Auch der heilige Paulus, da er von der Erhabenheit der Keuschheit spricht und die reine Haltung derselben den Gläubigen anempfiehlt, verpflichtet Niemanden zu einem Gelübde. Mit welcher Umsicht muß man also zu Werke gehen! Wer jung und von heiligen Gefühlen entflammt ist, der ist leicht zur Ablegung eines Gelübdes entschlossen und hält dafür, sein ganzes Leben sei vom gleichen Eifer und von gleichen Empfindungen beseelt. Aber, mein Lieber! wie oft wird man später getäuscht! In der Jugend urtheilt man ohne Erfahrung; wird man aber an Jahren reif, so erkennt man die begangenen Fehler; allein erst dann, wenn sie keiner Aenderung mehr unterliegen. Ueberlegen Sie also wohl! Ist die Angelobung vollzogen, so bleibt sie unwiderruflich vollzogen. — Im alten Bunde befahl Gott seinem Volke, die Gelübde, die es ihm darbringe, wohl zu erwägen, die gemachten aber heilig zu erfüllen. Als Ihr Erzieher und Hofmeister freut mich Ihre Anhänglichkeit;

Ihre Offenheit und der Weg, den Sie in der Berathung der Ständewahl einschlagen, wird Gott genehm sein. Indessen eilen Sie nicht; berathen Sie Ihren Beichtvater, und bitten Sie um Erleuchtung von Oben, die vom Vater des Lichtes kommt.“

Bernhard hatte aufmerksam seinem Hofmeister zugehört, um so mehr, da er wußte, daß auch er der Welt und ihrem Treiben nicht hulldige; er befolgte die heilsamen Rätthe, die er von demselben erhalten hatte. Uebermal hielt er Rath mit seinem Beichtvater, der ihn genau prüfte und sagte, man müsse den Rathschlüssen Gottes nicht vorgreifen, sondern zuwarten, und dann den Eingebungen des heiligen Geistes folgen. „Vielleicht“, sprach er zu ihm, „geht es nicht lange, daß er Ihnen seinen Willen kund thut. Er prüft die Seeligen, verbirgt sich zuweilen vor ihnen, da er ihnen doch nahe ist; er hat seine Zeiten und Augenblicke, in denen er seinen heiligen Willen enthüllt. Warten Sie diese ab, beten Sie diese geheimnißvolle Verzögerung an, und erheben Sie Ihr Herz in dem kindlichen Ausdruck: „Mein Herz ist bereit, o Herr! mein Herz ist bereit, Dir zu gehorchen“. Indessen nahen Sie sich fleißig den heiligen Sakramenten, und zwar an jenen Tagen, die ich Ihnen bezeichnen werde; setzen Sie die Wege, nach Vollkommenheit zu streben, fort; verdoppeln Sie Ihre Andachtsgluth zu Gott und Maria und zu den lieben Heiligen; ich werde es auch thun, und dann Ihnen rathen.“ Dieses dauerte aber noch einige Zeit; denn sein Beichtvater ging nicht rasch zu Werke; er war ein kluger, frommer und besonnener Mann, der einen wichtigen Gegenstand lange erwog, ehe er seine Meinung äußerte. Endlich erklärte er seinem Beichtkinde, er sei in den Weinberg des Herrn berufen, und könne ohne Bedenken Gott

seine Gelübde darbringen. Welch' eine Freude für den jungen Grafen, der gleichsam den Himmel für sich erschlossen sah.

Eines Tages, erzählt Roland Viot, begab sich Bernhard, vor Freude fast außer sich, zu German und sprach: „Wollen Sie nicht mit mir sich verbinden, so bitte ich Sie, wenigstens meinen festgefaßten Entschluß nicht zu hemmen. In mir ist eine ganze Umwandlung geschehen, seitdem meine Standeswahl festgesetzt worden ist. Nie werde ich es mit der Welt halten; sie scheint mir zu klein für mein großes Herz. Ich kann Ihnen die innerlichen Tröstungen, die ich empfinde, nicht erklären! Die Belustigungen in Gott sind anziehend und hinreißend. Glückliche sind Jene, die sich in seinen Dienst begeben und unter seinem Schutze wohnen.“ German vernahm, gegen Gott mit Dank erfüllt, in jeligem Wonne die Entscheidung seiner künftigen Standeswahl, wünschte seinem Zögling Glück und hielt es nun für Pflicht, seine selbstgefaßten Entschlüsse ihm nicht länger vorzuenthalten. „Auch ich“, sprach er, „bin der Welt schon lange fremd geworden; mein Herz sehnt sich nach der Einsamkeit und dem beschaulichen Leben; da möchte ich Gott dienen, meine Tage beschließen, Buße thun und die Gerichte Gottes abwarten.“ Besonders die letzten Worte rührten Bernhard. Er bewunderte den Mann, der jetzt schon ein frommes und abgetödtetes Leben führte, und dennoch der kommenden Ewigkeit wegen so sehr besorgt war. Von diesem Augenblicke an beseele beide Herzen, die gleichsam zusammenschmolzen waren, die gleiche Sehnsucht; und es schien, sie hätten nur Eine Seele mehr. Beide weihten sich Gott, ohne je ihr Versprechen zu widerrufen oder es zu bereuen.

4.

Bernhard wird nach Menthon zurückberufen.

Er wendet sich ab von jenem Schatten,
Den diese Erde Glück der Liebe nennt;
Verschmäht die ihm erkorne junge Gattin,
Weil eine hebre Liebe in ihm brennt.

Wir dürfen nicht bezweifeln, daß die Gräfin Bernoline über die lange Abwesenheit ihres Sohnes kummervolle Tage verlebte ¹⁾. Ihre Seufzer glichen den Thränen der Anna, der Mutter des jungen Tobias, der mit dem Engel nach Medien verreist war, um von Gabelus das entlehnte Geld einzuholen. Diese ehrwürdige Anna sprach nach der Abreise ihres Sohnes weinend zu ihrem Manne: „Den Stab unsers Alters hast du genommen und weggesandt von uns. Wäre doch das Geld nie gewesen, um dessen willen du ihn hingeschickt hast; denn wir waren zufrieden bei unserer Armut, und hielten das für Reichthum, daß wir unsern Sohn sahen“. Und weil sich seine Rückkunft verzögerte, weinte sie noch mehr, ging alle Tage hinaus, sah sich um, besichtigte alle Wege, von woher er kommen könnte, und kehrte erst

¹⁾ Wir wissen nicht, wie lange Bernhard in Paris den Studien oblag. Einige Biographen sagen, er sei dajelbst sechs Jahre verblieben, und habe die Doktorwürde beider Rechte erlangt. Obichon sie nicht melden, daß seine Eltern ihn während seines Aufenthaltes in Paris besuchten, so läßt sich dieß doch vermuthen, da Savoyen an das französische Reich angrenzt. Gewiß ist, daß sie von Zeit zu Zeit mit einander Briefe wechselten, aber keiner ist auf uns gekommen. Sie wurden damals als ein theures Unterpfand aufbewahrt, gingen aber in den Zeiten verloren.

am Abend nach Sonnenniedergang in ihr Haus zurück. So seufzete auch Bernoline, und sah begierig jenem Augenblicke entgegen, nämlich der Rückkehr ihres Sohnes in ihre Arme. Graf Richard freute sich, daß sein Sohn zum Manne herangewachsen, dem er nun einen Theil seines Hauses und der Baronie zur Verwaltung übergeben könne. Allein nicht geringe Beängstigungen verursachten ihm die Briefe, die er von seinem Sohne aus der großen Weltstadt erhielt; denn als er diese las, sagte er: „Ich finde darin nicht den Styl eines jungen Ritters, sondern vielmehr eines Religiosen, welcher der Welt entsagt, und welcher die kindliche Anhänglichkeit nicht mehr kennt. Er schweigt über seine Studien und deren Erfolg, und was mag die Ursache sein?“ Er theilte die Briefe seinen Auserwählten und Freunden mit, die ihn in seinen Vermuthungen bestärkten. Sofort sandte er einen Gilboten nach Paris, mit dem Auftrage, sein Sohn solle die französische Stadt verlassen und nach Menthon zurückkehren.

Bernhard, immer gewohnt zu gehorchen, traf sogleich Anstalten zur Abreise mit German und den zwei Dienern. Bei seiner Ankunft erfüllte sich der Wunsch seiner Mutter, wie einst jener bei Anna, die täglich am Wege auf der Bergesspitze saß, wo sie weit herumsehen konnte. Und als sie ihn von Ferne kommen sah und ihn erkannte, lief sie zu ihrem blinden Manne und kündigte ihm die Ankunft seines Tobias an. Wer mag die Wonne der Gräfin beschreiben, als sie ihren lange vermißten, ewig theuren Sohn in ihre Arme schloß? Nur ein Mutterherz kann die Freude des Wiedersehens fassen. Nicht genug konnte sie ihn betrachten: seine stattliche Gestalt, seine feinen Gesichtszüge, von englischem Schwimmer strahlend, bezauberten sie gänzlich.

Seit längerer Zeit hatte sie nur sein Porträt vor sich, nun aber den Sohn selbst. Allein auch der Vater umfing zärtlich seinen Sohn, auf den er all' seine Hoffnungen setzte. Er ließ ein großes Gastmahl zubereiten, zu welchem er seine hohen Verwandten und Freunde einlud. Die Zubereitungen zum Feste waren großartig und kostbillig, wobei zahlreiche Gäste erschienen. Am festgestellten Tage trafen in Menthon ein der Baron von Beaufort, die Familie von Duin, zahlreiche Ritter, begleitet von Damen und Fräulein, kurz der ganze Adel des Landes. Beim Eintritt in das Schloß richteten sich Aller Augen auf den jungen Baron; Alle grüßten und bewillkommten ihn mit einem warmen Handdruck. Bernhard kannte die Hoffritten, benahm sich sehr artig und höflich, erwiderte die dargebrachten Glückswünsche, und gab auf Anfragen so feine Antworten, die allgemeine Bewunderung erregten. Die Herrschaften theilten sich in Kreise: hier sprach man von seiner wissenschaftlichen Bildung, dort von seinem artigen Benehmen in Wendungen, und Mehrere hielten dafür, er habe in die Pariser Manieren sich eingeübt, was jedoch der Fall nicht war, weil er das Hofleben dieser Stadt gar nicht kannte. Nach der Tafel begannen die üblichen Erholungen: Einige wandelten im Schlosse oder in den Blumengärten herum, Andere spielten oder tanzten oder sangen; es war ein Tag der Freude, des Frohsinnes in ebenbürtiger Gesellschaft. Unser Bernhard war der gefeierte Held und der Gegenstand dieser frohen Versammlung, durfte darum von dieser sich nicht entfernen; er blieb anwesend, nahm geringen Antheil, was die geladenen Gäste wohl bemerkten, aber sie schrieben dieß seinem schüchternen Charakter zu. Auch sein Vater war Zeuge dessen, ohne etwas Anderes zu ahnen; vielmehr gab er in seiner überschwenglichen

Freude den Befehl, die Feierlichkeit auf einige Tage auszu-
dehnen und den anwesenden Adel in Menthon zurückzuhalten.
Seine Absicht war, seinen Sohn zu prüfen, und sein Vor-
haben dem Adel vorzubringen, nämlich die künftige Standes-
wahl seines vielgeliebten Erben des Schlosses. Er that es,
und sprach im versammelten Kreise zu Bernhard: „Wähle
ein Fräulein aus unsern Gästen zu deiner Gemahlin.“ Wenn
es an Verbindungen geht, da gibt es gleich viele Zustim-
mungen; die ganze Gesellschaft unterstützte den Antrag des
Barons, und wahrscheinlich waren mehrere Fräulein zu-
gegen, die sich geschmeichelt fühlten. Unsern Bernhard über-
zog eine gewisse Schamröthe, und er war in großer Verlegenheit;
doch faßte er sich und sagte: „Kaum bin ich im väterlichen
Hause angekommen, macht man mir Zumuthungen, die
Wochen erfordern, um darüber einen besonnenen Entscheid
geben zu können. Ich bin noch jung und unerfahren, und
es ist wohl klüger, daß ich zuerst meine Studien vollende
und dann die wichtigsten Städte Europa's bereise, um mich
mit neuen Kenntnissen zu bereichern.“

Diese Entschuldigungen wurden überhört; eine eheliche
Verbindung des Grafen von Menthon, das war der Jubel
und das Gespräch dieser Gäste. Man fragte Bernhard nicht
um seine Meinung, sondern alle Anwesenden, mit dem
Vater einverstanden, schlugen ihm die edle Tochter Marga-
retha, Gräfin von Miolans¹⁾, zur Gattin vor. Sie war

¹⁾ Das Bergschloß Miolans lag in Savonen an der Isere, die
am Berge Tarantaise, im Thale Tignes, entspringt, und sich in der
Dauphine, oberhalb von Valence, in die Rhone ergießt. Von dieser
Burg erhielt die Gegend den Namen: „Das Thal von Miolans.“
Jetzt erheben sich darin viele Spizhügel, die durch einen Bergsturz
entstanden und nun mit Weinpflanzungen bedeckt sind. Von diesem alten
Bergschlosse melden die neuern Geschichtschreiber nichts mehr.

anwesend und wurde ebenfalls von diesem Antrage betroffen, weil sie den jungen Grafen kaum kannte. Margaretha zierte leibliche und geistige Tugenden: sie war ein Fräulein von ungewöhnlicher Schönheit, tugendhaft, rein in den Sitten, Erbin der Grafschaft von Miolans und ebenfalls gut gebildet. Nach einigen Unterredungen entfernte sich Bernhard; und als er allein bei seinem Vater sich befand, warf er sich vor ihm auf die Kniee, und bat schluchzend, er möchte ihn in seiner vorhabenden Standeswahl nicht hemmen; nie habe ihn die Welt gefesselt, und er sei nicht für diese, sondern in den Dienst der Kirche berufen. Das sei der Wille Gottes, den er durch viele Anrufungen kenne. Er gab ihm auch zu verstehen, der Priesterstand sei ein Ehrenstand, der einer adeligen Familie keinen Eintrag thue, vielmehr dieselbe ziere und ihr zum Heile gereiche. Dem Vater schwindelte, als er diese Worte vernahm, und er schien fast nicht mehr bei Sinnen zu sein; doch glaubte er, das Zureden des hohen Adels, der Eltern, Freunde und die Zerstreungen auf dem väterlichen Schlosse würden den Sohn umstimmen. Den ersten Versuch, den Sohn zur Heirath zu bewegen, machte nun seine Mutter, die ihn auf seinem Zimmer besuchte: „Ist dein Herz so hart“, sprach Bernoline, „daß du deine Eltern verlassen willst? Du bist ihre einzige Hoffnung und Trost auf dieser Welt. Ist es nicht Pflicht eines Kindes, daß es bei der Standeswahl seine Eltern zu Rathe ziehe? Und wo findet es sicherere Ruffchlüsse in einer so wichtigen Sache, als bei Vater und Mutter? Hat nicht der Herr die Kinder denen anvertraut, und fordert er nicht von diesen, daß sie sich ihnen unterwerfen? Ja, selbst die natürlichen Bande und die Religion verbinden dazu.“ — In ihre Worte mischten sich die Thränen und Bitten; sie umfaßte ihn, drückte ihn

an ihr Herz, erinnerte ihn an ihre Liebe, die sie ihm und er ihr stets erwiesen, und daß er ihr nie ungehorsam gewesen, und darum dürfe sie billig hoffen, auch jetzt werde er den Gehorsam gegen seine Eltern nicht aufkünden. Dabei faßte sie ihn strenge in's Auge, mußte aber leider gewahren, daß sein zartes und weiches Herz nicht erweicht wurde. Seine auf dem Gesichte strahlenden Züge schienen: ihr vielmehr zu sagen: „Mutter, theure Mutter! ich kann nicht; ich gehöre nicht mehr der Welt, sondern Gott an.“ Sie verließ ihn traurig, gab jedoch das Gottvertrauen nicht auf, wohl wissend, daß der Allmächtige Alles lenke, und daß ohne seine Zulassung nichts geschehe. Natürlich theilte sie das Ergebnis ihrem lieben Manne mit.

Da dieser sah, daß alle Versuche scheiterten, gerieth er in heftigen Zorn, schöpfte Verdacht, der Hofmeister German sei im Spiele, er habe ihn so in Paris gezogen, und er bestärke ihn noch jetzt in seinem Starrsinne. Sofort wurde er gerufen, mit Vorwürfen überhäuft und es ward ihm nicht gestattet, ein Wort zu seiner Vertheidigung anbringen zu können. Der Dienst wurde ihm aufgekündigt und Richard sagte zu ihm, er solle sogleich das Schloß verlassen, und nie mehr dasselbe betreten. Auf gleiche Weise rächte er sich an den Dienern, die seinen Sohn nach Paris begleitet hatten. Auch bei diesen hieß es: „Fort von hier, Ihr Undankbaren; entfernt Euch aus unsern Augen.“ Nun konnte Bernhard den Plan, vom Schauplatze der Welt abzutreten und in die klösterliche Einsamkeit sich zurückzuziehen, ausführen; er verließ Menthon mit den zwei Dienern, und richtete mit ihnen seine Schritte zu dem Kloster Talloires ¹⁾.

¹⁾ Talloires, ein Dorf am Gestade des See's von Annecy, ist 12 Kilometer von der Stadt Annecy und 4 Kilometer vom Schlosse Menthon

Hier fand er die innere Ruhe, den Seelenfrieden, das gottselige einsame Leben, eben das, was die nach dem Himmel strebende Seele sucht. Die Entfernung German's übte keinen Einfluß auf unsern Bernhard; vielmehr zeigte sich jetzt klar, daß Tugend, Frömmigkeit und Grundsätze einer religiösen Erziehung nicht so leicht sich verwischen lassen. Auch zeigte es sich, es sei nicht rathsam, Jemanden zum Ehestande zu zwingen. Durch leeres Zureden und bloße Phrasen läßt sich die Liebe nicht abgewinnen; die innern Gefühle, die gegenseitigen Austauschungen der Wohlgewogenheit, die übereinstimmenden Charaktere im Denken, Begehren und Wollen, die ungezwungene Hingabe Herz an Herz, das sind die Anreger der Liebe, die den Menschen an den Menschen bindet.

Graf Richard wurde von Tag zu Tag verschlossener; seine Gesichtszüge und sein barsches Betragen waren unheimliche Vorboten seines gefaßten Entschlusses. Jetzt bittet er seinen Sohn nicht mehr, sondern er befiehlt in hohem Tone. Es lag in seinem Charakter, ohne Ueberlegung seine

entfernt. Im neunten Jahrhunderte siedelten hier einige Benediktiner an. Gegen das Jahr 1025 stifteten Rudolf, letzter König von Burgund, und seine Gemahlin Ermengarde zu Talloires ein klösterliches Priorat, das vom Abte von Savigny abhing. Des Jahres 1609 nahm der heilige Franz von Sales, im Auftrage des Papstes Paul V., in Talloires Reformen vor, und bevölkerte das Kloster mit Mönchen aus Savigny, die einige Jahre unter der Aufsicht des Fürstbischofs von Genf verblieben. Bald aber ward dieses Haus mit der Kongregation von Monte Cassino und darauf mit jenem von Savillien, in Piemont, vereinigt. In dieser zweifachen Verbindung verblieb es bis zur französischen Revolution. Jetzt wohnen Weltkente darin. — In der Klosterkirche zu Talloires befindet sich eine Kapelle, welche die Herren von Menthon zu Ehren der hl. Katharina erbauten, und welche daselbst ihre Grabstätte wählten. (Vgl. Vie de S. Bernard de Menthon, Apôtre des Alpes, par M. l'Abbé D. Aldeguier. Toulouse 1858.)

Pläne durchzuführen. „Du mußt“, sprach er zu Bernhard, „das Fräulein von Miolans heirathen; ich nehme keine Entschuldigung mehr an.“ Der junge Graf, um dem Sturme auszuweichen, that keine Einrede; nur bat er, man solle ihm einige Tage Zeit lassen, und ihn nicht blindlings in den Strudel der Welt hineinziehen, die er nicht kenne. Dieses wurde zugegeben, und schon tröstete sich der Vater, daß der Sohn in das Begehren der Familie einwillige. Um aber die Sache zu beschleunigen, sandte er einen bewährten Diener nach Miolans, den Schloßbaron anzufragen, ob er zur Heirath beistimme. Die alte Freundschaft, welche beide Häuser verband, ihr ebenbürtiger Adel, ihr Reichthum, das verhältnißmäßige Alter der jungen Leute, ihre vortreffliche Bildung, das waren die Eigenschaften, die den Ehrgeiz des Adels befriedigten. Der Baron von Miolans gab auf der Stelle eine zustimmende Antwort, und ohne Bernhard und Margaretha anzufragen, schlossen die Väter den Ehevertrag und bestimmten den Tag der Heirath. Nun mußte Bernhard mit dem Vater nach Miolans reisen; er gehorchte, unterhielt sich bei der Ankunft zuerst mit dem Grafen und der Gräfin und grüßte dann, erhaltenem Auftrage gemäß, die junge Gräfin Margaretha. Dieß that er als Mann von Bildung auf eine so feine Art, daß er Aller Bewunderung erregte und das Herz der gräflichen Tochter gewann. Er kehrte mit schwerem Herzen nach Menthon zurück, dachte an seine Gelübde, und Niemand war, der ihn tröstete oder ihm Rath ertheilte.

Bernhard's heimliche Flucht.

Wer sich dem Heiland mit Vertrauen
Zur Zeit der Prüfung überläßt,
Den führt er durch Nacht und Grauen
Zum heiß ersehnten Siegesfest.
Dem Leidenskelch, auch noch so bitter,
Gar wunder süße Lust entquilt,
Die dich in Sturm und Ungewitter
Mit Himmels-Seligkeit erfüllt.

Die Verlobung zwischen Bernhard und Margaretha bildete nun das Tagesgespräch des hohen Adels. Von allen Seiten her hallten den Gefeierten Freudenstimmen und Glückswünsche entgegen. Der Abend der Vermählung rückte heran, und im Schlosse von Menthon hatten alle Hände vollauf zu thun. Es erschienen die Grafen von Beaufort, Duin und viele andere Herrschaften; „alle waren“, sagt eine ältere Handschrift, „nach ihrem eigenen Kostüm bekleidet, was einen seltsamen Anblick gewährte; die Ginten kamen mit Pferden, die Andern mit Fahnen verschiedener Farben, wieder Andere als Jäger, und die ganze Reiterei des Landes war vorge stellt.“ Die Lusträume wiederhallten von Gesängen und die Straßen waren mit Blumen besäet. „Glück und Segen dem jungen Brautpaare“, hörte man rufen, „eine zahlreiche Nachkommenschaft segne ihren Ehebund! Morgens am Traualtare sollen sich unsere Wünsche verwirklichen.“ Graf Richard reiste am Vorabend nach Miolans, und geleitete die Verlobte auf sein Schloß. Bernhard schwebte zwischen Himmel und Erde; hier sah er den Himmel geöffnet, dort die bezaubernde Welt, die ihn an sich ziehen wollte. Bittere

Traurigkeit erfüllte seine Seele, als er sich mit den hohen Gästen zu Tische setzte, um ein frugales Nachessen zu genießen; bald aber stand er auf, schützte seine Geschäfte und Mattigkeit vor, begab sich auf sein Zimmer, und schloß hinter sich die Thüre zu. Jetzt überließ er sich ernsthaften Ueberlegungen, die er vorher verschoben hatte; er ergoß sein Herz vor Gott aus, warf sich vor einem Kreuzifix nieder, erneuerte sein Gelübde, und flehte mit folgenden Worten zum Ewigen: „Anbetungswürdiger Schöpfer! Du erleuchtest vom Himmel herab Diejenigen, welche Dich gläubig anrufen und auf Dich vertrauen! Du, mein süßer Jesus, göttlicher Erlöser der Menschenseelen! achte auf mein demüthiges Gebet, und gieße über mich die Schätze deiner unendlichen Barmherzigkeit aus. Ich bin ganz überzeugt, Du stoßest Niemanden von Dir, welche voll Vertrauen ihre Zuflucht zu Dir nehmen. O Herr! befreie mich, ich bitte Dich, von den Fallstricken der Welt, welche sie gegen mich ausgespannt hat! Zerreiße die Fäden, in denen sie mich fangen will. Herr! gib nicht zu, daß die täuschenden Schmeicheleien mich überwältigen! Abermal wende ich mich ungetheilt zu Dir, werfe mich in die Arme deiner endlosen Güte und Barmherzigkeit, und ich hoffe zuversichtlich, Du werdest meine Bitte gnädigst erhören.“ — Darauf wandte er sich zu dem Bilde des heiligen Nikolaus, und richtete an seinen Schutzheiligen folgende Bitten: „Liebevoller Hirt, getreuer Führer, heiliger Bischof! Du warst bis dahin meine Zuflucht bei Gott und seiner heiligen Mutter Maria; ich bitte Dich durch deine heiligen Verdienste, ersehe mir die Gnade, daß ich die verführende Welt besiege, das Gelübde bewahre, welches ich unwiderwüßlich dargebracht habe. Beschütze mich im Leben, auf daß mich jenseits nach dem Tode das himmlische, göttliche Leben erfreue.“

Indessen war es Nacht geworden, die in ihren finstern Schatten schwer über Menthon lagerte. „Tiefe Nacht“, sprach er bei sich, „und bald wird die Morgendämmerung kommen; der Adel hat sich zur Ruhe begeben; allein die Dienstboten wachen noch und machen Vorbereitungen auf den anbrechenden Tag, der ein verhängnißvoller für mich ist.“ Dachte er an eine Flucht, wie konnte er von dannen kommen? Die Thüren waren mehr bewacht, denn je. Das Zimmer, das er bewohnte, gegen die Morgenseite gekehrt, war sehr hoch, und das Fenster mit Gitterstangen versehen. Es befand sich in der Nähe eines tiefen abschüssigen Felsens. Er war wie ein Gefangener eingeschlossen; die Thränen rollten über seine Wangen herab; doch verlor er das Gottvertrauen nicht, und er stellte dem Himmel seine traurige Lage anheim. Bald fiel er in einen sanften und erquickenden Schlaf, und es erschien ihm sein Schutzheiliger Nikolaus, der ihn mit den Worten anredete: „Bernhard, Diener Gottes! der Herr verläßt nie jene, die auf ihn vertrauen. Er ruft Dich in seinen Dienst; die Krone der Unsterblichkeit ist Dir aufbewahrt. Fliehe sogleich aus dem väterlichen Hause, und begib Dich nach Aosta; gehe in die Kathedrale, und daselbst wirst Du einen greisen Mann treffen, den Archidiacon, Peter mit Namen, einen Mann voller Herzensgüte und Sanftmuth. Er wird Dich aufnehmen; wohne in seiner Nähe unter seiner Leitung; und er wird Dich die Wege lehren, die Du zu gehen hast. Ich meinerseits werde Dich stets beschützen, und nie verlassen.“ Bernhard erwachte sogleich, blickte in seinem Zimmer herum, gewahrte aber Niemanden. Er befand sich allein, sah die Pforte verschlossen, und er zweifelte nicht mehr, die Stimme, die er gehört, sei vom Himmel gekommen. Sein Herz überströmte von Freuden,

und er richtete die Worte zu Gott: „Herr! wie wunderbar offenbarest Du deine Nähe und deinen Schutz! Du hast mein Flehen erhört und kommst mir zu Hülfe. Ewig will ich deine unendliche Barmherzigkeit besingen! Dir gebührt Ruhm und Preis durch alle Zeiten hindurch. Herr! Du ertheilest deine Befehle; ich bin der Glückliche, denselben zu folgen. Du ließest mich deine Stimme hören, thatest mir deinen Willen kund. Ich opfere Dir mein Herz ohne Vorbehalt; ich trete fest entschlossen und beharrlich in deinen Dienst, weil Du in meiner mislichen Lage mir zu Hülfe kamest; ich werde Dir gehorchen.“ Jetzt betrachtete er sich auf seinem Zimmer nicht mehr als ein Gefangener; es schien ihm, alle Pforten stünden offen, und er bekümmerte sich nicht mehr um den Ausgang, obsehn er die Mittel nicht kannte. Jetzt ergriff er die Feder, schrieb an seine Eltern einige Zeilen, in denen er ihnen die Beweggründe seiner Flucht darlegte, und von ihnen Abschied nahm. Die Worte lauten: „Innigst geliebte Eltern! Freuet Euch mit mir, daß der Herr mich in seinen Dienst ruft; ich schicke mich sogleich an, um desto sicherer an das Ziel des Heiles zu gelangen. Das ist der einzige Gegenstand meiner Wünsche. Seid meiner wegen sorgenlos, und suchet nicht nach mir. Ich entsage der Heirath, die Ihr gegen meinen Willen betriebet; verzichte auch auf alle weltlichen Ansprüche, die ich als Graf hatte. Meine Verlangen richten sich zum Himmel, in den ich einst anzulangen hoffe. In diesem Augenblicke trete ich den Weg an. Bernhard von Menthen.“¹⁾

¹⁾ Der Inhalt dieser Zeilen ist nach Richard; Andere geben einen ausführlicheren; z. B., daß er zuerst seinen Eltern für die sorgfältige Erziehung, die sie ihm angedeihen ließen, dankte; dann ihnen sein in Paris gemachtes Gelübde eröffnete, und daß er dann trakt seiner Au-

Die ältern Handschriften berichten weder, wie er aus dem Schlosse kam, noch wie er nach Aosta gelangte, sondern nur, daß er durch Abwege seine Schritte dahin lenkte. Alle neuern Schriftsteller hingegen gründen ihre Angaben auf die Ueberlieferung und nennen mehrere Umstände, die sich auf seine Flucht beziehen, und sagen nicht mit Unrecht, daß seine Flucht eine wundervolle war, die auch die Bollandisten als solche bestätigen. Der heilige Flüchtling legte seinen Brief auf den Tisch seines Zimmers, und öffnete darauf das Fenster. Das eiserne Gitter zerbrach unter seinen Händen; er bezeichnete sich mit dem Kreuzzeichen, befahl sich in den Schutz Gottes, seines Schutzengels und des heiligen Nikolaus, und sprang in finsterner Nacht, gleichsam von unsichtbarer Hand hinausgeschoben, in das Dunkle hinunter, fiel auf den Felsen ohne sich zu verletzen. Er erhob sich schnell, eilte mit geflügelten Schritten davon, so daß er am andern Tage des Morgens schon in Aosta war. — Bernhard sprang von einer Anhöhe von 18—20 Fuß auf einen kahlen und schroffen Felsen hinab, und gelangte durch abschüssige Wege in wenigen Stunden nach Aosta, eine Reise, die wenigstens drei Tage erfordert hätte. Wer sieht hier nicht Gottes Schutz und dessen unsichtbaren Beistand? Wer auf den Herrn vertraut, der wird nie zu Schanden werden. Die ältern Bilder und Tafeln, welche die berühmtern Wunder des Heiligen vorstellen,

gelobung auf alle Ansprüche und Rechte verzichtete. Ganz besonders soll er seine Mutter gebeten haben, daß sie seine Entschlüsse genehmige und ihre Tage sich nicht verbittere. Der Sinn des Briefes ist überhaupt der gleiche, nur die Ausführung bei Einigen breiter. Gewiß ist, daß ihm die Zeit mangelte, einen langen Brief zu schreiben; gewiß ist ebenfalls, daß die von ihm geschriebenen Zeilen nicht mehr vorhanden sind.

vergegenwärtigen auch diese Begebenheit; darauf sieht man Bernhard, mit einem Engel zur Seite, aus dem Fenster hinabspringen, mit der Unterschrift: „Er wurde durch ein Wunder aufgehoben“, *emporté par miracle*.

Der heilige Flüchtling ließ auf der Stelle des Felsens, wo er auffiel, Hand und Fuß eingeprägt zurück. Dieß bestätigten die Väter Franz Bernhard und Joseph Andreas, Pröpste der Oratorianer zu Ghieri. Pater Joseph Andreas fügt noch bei: „Meine Eltern, die eine Wallfahrt nach Menthon unternahmen, küßten nach verrichtetem Gebete in Ehrfurcht die Spuren, die der Heilige im Felsen zurückgelassen hatte.“ Der Jesuit P. Peter Verre las 1766 in dem Zimmer, aus dem Bernhard hinabsprang, die heilige Messe; nachher untersuchte er den Felsen, fand aber die eingedrückten Spuren nicht; ihm entgegen aber behauptet Abbe Pommier, die eingedrückten Zeichen wären noch sichtbar. Die Zeiten vernichten Alles; aber die Ueberlieferung dieser Thatfache ist noch frisch im Andenken in der Diöcese Ancey und in den umliegenden Gegenden.

Das Zimmer, aus dem der Heilige entfloh, wurde später in eine Kapelle umgewandelt; sie wurde der Gegenstand hoher Verehrung. Dieses Heiligthum besuchten die Gläubigen von Nahe und Ferne, und in verschiedenen Anliegen wurde hier Bernhard von Menthon angerufen; Mehrere behaupteten auch, sie hätten wunderbare Erhörung gefunden. Jahrhunderte hindurch blieb dieser Ort in gefeiertem Andenken; allein während der französischen Staatsumwälzung wurde die Kapelle entweiht und in eine weltliche Wohnung umgeschaffen. Das schmerzte die Gläubigen, die früher diese fromme Stätte oft besucht hatten; und nachdem ihnen diese Gelegenheit entzogen war, kamen sie zu dem Felsen, um

die Stufen zu verehren, die der Heilige bei seiner Flucht mit seinen Füßen eingezeichnet hatte. Um den andächtigen Pilgern zu genügen, stellte die edle Familie von Menthon in neuerer Zeit die Kapelle wieder her. Im Jahre 1836 segnete Msgr. Rey diese Zimmerkapelle wieder ein, und brachte daselbst das heilige Meßopfer dar. Sein Nachfolger, Herr Mendu, ebenfalls Bischof von Ancey, begab sich alle Jahre am 15. Brachmonat dahin zur Feier des Festes. Unser heilige Vater Pius IX. gewährte 1855 allen Pilgern, die am 15. Brachmonat die Kapelle in Menthon besuchen und die gewöhnlichen Bedingungen erfüllen, einen vollkommenen Ablass, den er auch auf jeden Tag der Oktav ausdehnte. — Knüpfen wir wieder den Faden der Geschichte an.

6.

Große Bestürzung in Menthon.

Von der Jungfrau milben Worten
Wird besänftiget des Vaters Sinn:
Sie eilt zu den stillen Pforten
Nach Grenoble's fernem Kloster hin.

Der Baron Richard war nie so fröhlich und munter aufgestanden, wie an diesem Morgen, an welchem sich sein Sohn verhebelichen sollte. Beim aufgehenden Tage war auch schon Alles in Bewegung. Die Kammerfräulein schmückten die Braut, die, hochzeitlich ausgestattet, mit dem Priester auf die Schloßkapelle sich begab, um den Segen des Himmels für ihren künftigen Beruf zu erflehen; Andere eilten zum Schlafgemache Bernhard's, den Morgengruß und die Festgeschenke darzubringen. Sie klopfen leise an die Pforte,

und als auf wiederholtes Anklopfen und Rufen keine Antwort erfolgte, ließ der Vater das Zimmer öffnen, das sie leer fanden. Man suchte in allen Winkeln den Bräutigam, aber umsonst; man vermißte weder Geld noch Kostbarkeiten, nur eine der geringsten Kleidungen war mit ihm verschwunden. Keine Feder vermag die Bestürzung der Eltern und der verlassenen Braut zu schildern; das ganze Schloß verwandelte den Hochzeitschmuck in ein Trauergewand; die Geladenen theilten den Schmerz der Eltern. Auf dem Tische lag ein Brieflein, welches Richard zitternd durchlas, und dessen Inhalt er den zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Ehrengästen mittheilte.

Wer hat aber diese große Bestürzung hervorgerufen? Ich sage: die Eltern selbst, die ihren Bernhard zu einer ehelichen Verbindung zwingen wollten. Sie begingen eine große Ungerechtigkeit gegen Gott. Ihm allein kömmt es zu, den Beruf der Menschen zu entscheiden und zu bestimmen; er hat das Recht, über den Verstand und Willen der Menschen zu gebieten. Er ist der weiseste Vater, der es allein versteht, dem Menschen jenen Stand anzunweisen, in dem er sein zeitliches Glück findet, und seine ewige Stimmung erreicht. Eine große Ungerechtigkeit begingen die Eltern auch gegen ihren Bernhard; denn das natürliche und göttliche Recht fordert, daß derjenige seinen Stand selbst erwähle, der die Verpflichtungen und Pflichten desselben übernehmen und beobachten soll. Wo vom Berufe die Rede ist, da ist auch von der Seligkeit die Rede. Sobald aber von der Seligkeit die Rede ist, hat keine Macht der Eltern über ihre Kinder statt, weil es sich um eine rein persönliche Sache handelt.

Raum hatten die hohen Gäste das tragische Ende ver-

nommen, so machten sie Anstalten zur Heimkehr; alle Vorkehrungen und Zubereitungen zum Gastmahl wurden eingestellt; die fröhlichen Gesänge verstummten und die Hofräume leerten sich. Vielen erschien der ganze Verlauf räthselhaft, und verschiedene Meinungen tauchten auf, wie es mit solchen Anlässen zu geschehen pflegt. Die Ginten sagten Dieses, die Andern Jenes. Graf von Miolans blieb zurück; er machte in den Hofräumen wilde Wendungen, sein Auge funkelte und er sprach fast außer sich: „Na! ich verstehe das Spiel; man verachtet meine Tochter; diese Schande fällt auf unser Haus; aber wir werden uns dafür Genugthuung verschaffen.“ Man suchte ihn zu besänftigen, aber stumm gegen alle Gründe, wandte er sich an seine Gattin und seine Tochter mit brüllendem Geschrei: „Fort von hier, die Pferde angespannt, mit dem Schwerte wollen wir die Sache ausmachen“, und jagte in wilder Hast davon. So vergrößerte er noch den Schmerz der betrübten Eltern. Ach! wie bestürzt war Graf Richard: den Sohn hat er verloren, sein Haus wird bedroht, und mit den Waffen soll er seine Besitzungen und sein Eigenthum retten.

Allein Gott, der den unschuldigen Urheber dieses Vorganges in seinen Dienst berufen, der die Herzen der Großen lenkt und erbitterte Gemüther einigt, ließ es nicht zu, daß die Sache traurigere Folgen hatte. Wie wunderbar und anbetungsvoll sind nicht die Rathschlüsse Gottes! Fräulein Margaretha von Miolans, auf die der vermeintliche Schimpf fiel, verschonte die entzweiten Gemüther. Sie dachte an die freundschaftlichen Bande, die von jeher zwischen den Häusern von Miolans und Menthon geknüpft waren, kannte die Rechtschaffenheit und Frömmigkeit dieser edlen Familie, und sie konnte sich nimmer einbilden, daß hier Betrug im Spiele

gewesen sei. Auch ging ihr die Traurigkeit der Eltern über den Verlust ihres Sohnes sehr zu Herzen; denn sie hatte ein zartes, großmüthiges und christliches Herz, und trug Mitleiden mit denen, die in Traurigkeit versunken waren. Sie kannte ihren Vater, der sehr aufbrausend war und der, wenn er an der ritterlichen Ehre sich verletzt glaubte, Alles im Sturme, oft ohne Ueberlegung vollzog. Doch war er ein religiöser und christlicher Ritter, der nicht lange auf Rache sann. Margaretha wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, um auf ihren Vater heilsam einzuwirken. Sie wußte, daß er sie zärtlich liebe, und daß er ihren Vorstellungen in andern Angelegenheiten Gehör gegeben hatte. Eines Tages, als er eben guter Laune war, ging sie zu ihm und leitete das Gespräch auf den traurigen Zufall in Menthon; sie that es mit vieler Klugheit und Gewandtheit und stimmte ihn so, daß er ihr versprach, mit Graf Richard die Bande der frühern Freundschaft wieder anzuknüpfen.

Allein Fräulein Margaretha dachte auch an ihre Standeswahl; denn jetzt war sie frei. Sie war fromm und tugendhaft herangewachsen, hatte stets eine große Sorge für die Bewahrung ihrer Keuschheit getragen, und war Jungfrau im wahren Sinne des Wortes, mithin ein reiner Tempel des heiligen Geistes. Frühzeitig hatte sie die göttlichen Aussprüche begriffen: „O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Glanze; denn unsterblich ist sein Andenken, und bei Gott und den Menschen ist es anerkannt. Ist es gegenwärtig, so ahnt man ihm nach; entzieht es sich den Augen, so sehnet man sich darnach; und ewig triumphirt es mit der Siegestrone, und trägt den Preis für die Kämpfe unbefleckter Keinheit davon.“ Margaretha konnte dem heiligen Flüchtling nicht zürnen; sie war gesinnt, wie er, als eine

unbefleckte Jungfrau zu leben und zu sterben, wiewohl sie kein Gelübde abgelegt hatte. Schon lange hatte sie sich nach den stillen Hallen des klösterlichen Lebens gesehnt, durfte aber ihr Vorhaben ihren Eltern nicht vorbringen, die nur auf eine eheliche Verbindung, auf Enkel und Enkelinnen, zählten. Jetzt war der Augenblick gekommen, ihre Entschlüsse den Urhebern ihres Lebens darzulegen. Jetzt durfte sie hoffen, alle Hindernisse seien beseitigt, und unter solchen Umständen werde die Einwilligung nicht ausbleiben. Sie täuschte sich nicht und erhielt die Zusage von ihren Eltern, welche die Tugendgröße ihrer zärtlich geliebten Tochter bewunderten. Der Vater steuerte sie reichlich aus, vermachte ihr ein jährliches Leibgeding von 4000 Pfunden, und bald darauf entsagte sie der Welt. Der Abschied war rührend, aber der Segen ihrer Eltern begleitete sie. Margaretha bezog ein Frauenkloster bei Grenoble, wo sie, um einst in den himmlischen Regionen sich zu erfreuen, an Tugend und Frömmigkeit demjenigen ähnlich zu werden strebte, den sie auf Erden als Vatten nicht haben konnte.

Graf Richard athmete wieder freier auf seinem Schlosse; die Feindseligkeiten waren eingestellt; aber daselbst herrschte andauernde Traurigkeit. Der Liebling des Hauses war verschwunden, und Niemand wußte, wo er sich aufhalte, und wie es ihm ergehe. Obschon der heilige Flüchtling gewünscht hatte, man solle nicht nach ihm forschen, weil ihn Gott in seinen Dienst berufe, so sandte doch Richard nach allen Gegenden Boten aus, besonders nach jenen Orten, in denen Bernhard bekannt war. Nie konnte es ihm einfallen, der Sohn habe seine Schritte nach Aosta gelenkt, in ein Thal, das er nicht kannte, und in welches man nicht ohne Lebensgefahr gelangte, weil die Sarazenen die Durch-

pässe an verschiedenen Orten unsicher machten. Darum hielt Richard nach dieser Seite wenige Nachforschungen; zugleich aber hatte sein Sohn in Kosta Vorkehrungen getroffen, daß, wenn sein Vater auch hier Nachforschungen hielt, er ihn nicht entdecken würde.

7.

Bernhard in Kosta.

Und in der Freiheit seligem Gefühl
Durchwandelt er die grünen, holden Fluren;
Ist raub der Weg, ist der Abend kühl,
Und trägt der zarte Fuß des Weges Spuren;
Nicht achtet er das herbe Ungemach,
Geleitet von des Priesters treuen Händen.

Als der heilige Flüchtling die Stadt Kosta erreichte, ging er zuerst in die Kathedrale, die damals der Gottesmutter geweiht war. Er kniete zu den Füßen des Altars nieder und sprach mit dem königlichen Sänger: „Was soll ich dem Herrn vergelten für Alles, was er mir gegeben hat?“ Hier überdachte er seine Schicksale, seine neuesten Erlebnisse, seine wunderbare Reise, und dankte dem Himmel aus Herzensfülle. Nachdem er einige Zeit der Andacht gewidmet, stund er auf. Da kam ein ehrwürdiger Priester in die Kirche hinein, dessen Schritte eine höhere Leitung in den Tempel führte. Eine innere Stimme sprach zu Bernhard: „siehe den Mann, den ich dir im Schlafe zeigte; vertraue dich seiner Leitung an, und befolge seine Räthe“. Es war wirklich der Archidiacon von Kosta, Peter, aus dem Jserenthale, der ebenfalls mittelst eines gehabten Gesichtes von der Ankunft eines edlen Flüchtlings wußte. „Wahrscheinlich“, sagte er bei sich, „ist

er müde von seiner Reise, da er vom Jupitersberge herabgestiegen ist; sein Aeußeres und seine Gesichtszüge lassen auf einen biedern und frommen Mann schließen; vielleicht hat er in der letzten Nacht keine Herberge gefunden, oder hat aus Schüchternheit keine gesucht. Gewiß litt er Mangel an Nothwendigen; hätte er seine Schritte nicht beschleunigt, so wäre er hilflos auf dem Wege liegen geblieben, wie es schon vielen Pilgern ergangen ist.“ Peter war ein menschenfreundlicher Mann, der die Reisenden und Pilgrime beherbergte, und der auch unsern Bernhard einlud, bei ihm einzukehren. Bernhard nahm die Einladung an.

Als sie in das Haus kamen, fragte ihn Peter um den Zweck seiner Reise, sein Vaterland und seinen Namen. Bernhard eröffnete ihm seine Herkunft, den Namen seiner edlen Familie; und erzählte ihm alle seine Erlebnisse, die wir umständlich kennen. Peter schenkte dem Erzählenden seine Aufmerksamkeit, die sich noch steigerte, als er den Namen seiner Mutter Bernoline hörte, die Verwandte in Duin hatte. Peter kannte die Adeligen von Duin, und weil er aus dem Isereuthale stammte, war er wahrscheinlich Blutsverwandter von Bernhard's Mutter. Unser Archidiacon küßte den jungen Herrn, gab sich ihm zu erkennen, und erzählte ihm ebenfalls seine Herkunft, die Hauptereignisse seines Lebens und die Schicksale, die ihn nach Aosta führten. Beide schlossen innige Freundschaft, die sich auf Gott und ihr letztes Ziel und Ende gründete. „Bleiben Sie bei mir“, sprach der ehrwürdige Priester; „ich gebe Ihnen Kost und Wohnung, und will Ihre Bedürfnisse befriedigen, wie ich kann.“ Bernhard nahm die freundliche Einladung an, schätzte sich überaus glücklich, einen zweiten Hofmeister gefunden zu haben, der den German ersetzte. „Man hat

mich“, sprach er, „von ihm verdrängt; allein mein Schutzheiliger, Nikolaus, gab mir zum Ersatz einen andern Mann, der dessen Stelle reichlich ausfüllt.“ Sie waren von nun an Ein Herz und Eine Seele. Noch kannte er, ob schon er in Paris die theologischen Studien zurückgelegt hatte, die kirchlichen Ceremonien und die Liturgie nicht; diese Kenntnisse waren nothwendig, um in die Zahl der Kleriker eingeweiht werden zu können. Peter gab ihm darin Unterricht, und sein Zögling machte in diesen Studien und in dem geistlichen Leben große Fortschritte, die den Lehrer in Erstaunen setzten. Peter trug kein Bedenken, den jungen gelehrten und tugendhaften Mann Hrn. Griffo, Bischof von Aosta, vorzustellen und ihm anzuempfehlen. Die guten Zeugnisse des Archidiacons gaben den Ausschlag, und Bernhard wurde Kleriker. Nach einiger Zeit ertheilte ihm der Bischof die heiligen Weihen, zu deren Empfang er durch Beten und Fasten viele Tage sich vorbereitet hatte. Die erste heilige Messe las er mit einer Andacht, die alle Anwesenden erbaute.

Obwohl der neue gottselige Priester sehnlichst wünschte, den Menschen unbekannt zu bleiben, so verwirklichte sich dieser Wunsch nicht. Die Vorzüge seiner körperlichen Schönheit, die Lieblichkeit im Ausdrucke, sein bescheidenes Betragen im Umgange, seine feine Bildung und Demuth erwarben ihm die Hochschätzung des Bischofs und der Chorherren, die ihn, als eine Pfründe leer geworden war, einstimmig in ihr Stift aufnahmen. Bernhard hatte diese Stelle nicht gesucht, denn er war zu demüthig; aber seine Verdienste der Selbstverlängnung hatten ihm den Weg zu einer Chorpfründe gebahnt. Und als er sich auf seinem neuen Posten befand, erwog er die Worte, welche der heilige

Paulus an Timotheus und Titus geschrieben, und in denen er ihnen einschärfte, daß der Priester sich bewähre als gastfreundlich, gütig, besonnen, gerecht, heilig und enthaltjam, und in allen Dingen als Vorbild guter Werke, in der Lehre, und in der Unsträflichkeit und Würde sich erweise. Getreu befolgte der Gottesmann diese Vorschriften: den größern Theil der Nacht brachte er in Gebet und Betrachtung göttlicher Geheimnisse, im Lesen der heiligen Schriften und der heiligen Väter zu; während des Tages aber widmete er die Zeit, die ihm vom Kirchendienste erübrigte, dem Besuche der Kranken, dem Unterrichte der Kinder und Unwissenden. Hörte er von Uneinigkeiten und Zwistigkeiten in den Familien, da eilte er dahin, um zu vermitteln; er stellte ihnen vor, daß Gott aus solchen Wohnungen weiche, wo Unfriede herrsche, und daß er uns auch nicht unsere Sünden vergebe, wenn wir unsern Beleidigern nicht verzeihen. Seine liebevollen Ermahnungen wirkten, um die erbittertsten Gemüther zu besänftigen und den Frieden herzustellen. Für sich lebte er sehr einfach und sparsam, und was er entbehren konnte, das erhielten die Armen, Dürftigen und Presthaften. Wenn wir den großen Mann in seinem neuen Wirkungskreise betrachten, so wundern wir uns nicht, daß sein gefeierter Ruf von Tag zu Tag sich mehr und mehr ausbreitete. Nicht nur in Aosta und der Umgegend, sondern in der ganzen Diözese sprach man von diesem gottseligen Chorherrn. Alle, die bei ihm Zuflucht oder Trost suchten, entließ er wohl getröstet. Der Bischof Griffo schenkte ihm alle Aufmerksamkeit; er fand ihn befähigt, das Wort Gottes in seinem Sprengel zu verkünden. Gerne wollte er den letzten Rang an der Kathedrale sein ganzes Leben hindurch einnehmen; jedoch hielt er's für Pflicht, dem Willen des Oberhirten Folge zu leisten.

. Bernhard bereitet sich auf die Missionen vor.

Da stand er auf und warf in's Läuterungsfeuer
Der Buße sich, so wie der Phönix thut;
Den Flammentob begehrend, um in neuer,
Erhöhter Kraft zu steigen aus der Asche.

Die Missionen sind verschieden. Es gibt eine Mission, eine Sendung von Glaubensboten an Heiden und Christen, an Ungläubige und an Gläubige, die aber im Laufe der Zeit an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten haben, und die laue, zweifelnde, kalte oder sogar todte Glieder der Kirche geworden sind. Neben der äußern Mission an die Erstern kennt unsere Kirche seit Jahrhunderten auch eine innere Mission an die Letztern, um durch diese die Gleichgültigen, die Irrenden und Sünder zu wecken, zu belehren und zu befehren. Die Geschichte der Kirche zeigt uns, daß Gott den Feinden seines Reiches, sei es, daß sie absichtlich oder unabsichtlich, vereinzelt oder vereint gegen dasselbe sich erhoben haben, stets große und hervorragende Männer entgegengestellt hat. Solche wählten die Bischöfe in ihrem Sprengel, einen solchen Bischof Griffo für seine Diözese Aosta in der Person des Domherrn Bernhard.

Der Missionär bedarf körperlicher und geistiger Eigenschaften, in Bezug auf die erstern: gute Gesundheit, ein entsprechendes Aeußere und eine feste, klare und helle Stimme. Die Natur hatte Bernhard damit begünstigt. Er erfreute sich fort und fort einer guten Gesundheit, war ein schöner, stattlicher und gut geformter Mann, und hatte eine

klare, feste und helle Stimme zum Singen und zu Vortrag. Er sprach langsam, kräftig und mit Nachdruck. Ebenfalls war er mit schönen geistigen Gaben geschmückt. Ein klarer Verstand, ein richtiges Urtheil, ein gutes und getreues Gedächtniß, eine schnelle Auffassungskraft der Dinge, und viele andere Eigenschaften mehr waren ihm eigen. Wer als evangelischer Sendbote auftreten will, der muß vor Allem eine große Liebe zu der verirrtten Menschheit, zu Sündern und Verstockten tragen; wer wird aber zweifeln, daß Bernhard sie nicht hatte? Seit seinem Eintritt in das Priesterleben war er kein Anfänger mehr in den Wissenschaften des Heiles; stets hatte er seinen Schutzheiligen Nikolaus als Muster vor sich, den er auch nachzuahmen trachtete. Als Norm galten ihm ganz besonders die Lehren, die Jesus seinen Jüngern gab, als er sie zur Verkündigung des Evangeliums aussandte. Er sprach zu ihnen: „Gehet hin, prediget und saget: Das Himmelreich ist nahe! Heilet die Kranken, erwecket die Todten, reiniget die Auswärtigen, treibet die Dämonen aus: umsonst habet ihr es empfangen, umsonst gebet es hin. Ihr sollt weder Gold noch Silber, noch Geld in euren Gürteln haben; auch keine Tasche auf dem Wege, noch zwei Röcke, noch Schuhe, noch Stab; denn der Arbeiter ist seiner Nahrung werth. In welche Stadt oder in welches Dorf ihr immer kommen werdet, daselbst fraget, wer darin würdig sei, und bleibet da, bis ihr weiter gehet. Wenn ihr aber in ein Haus gehet, so grüßet dasselbe und saget: Der Friede sei in diesem Hause. Und wenn das Haus dessen würdig ist, so wird euer Friede über dasselbe kommen; ist es aber dessen nicht würdig, so wird euer Friede auf euch zurückkehren. . . . Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter Wölfe. Seid daher

flug wie die Schlangen, und einfältig wie die Tauben.“ All' diese Lehren des göttlichen Erlösers nahm Bernhard tief zu Herzen; er erinnerte sich aber auch, was der heilige Paulus vom Missionär forderte, und was er von sich sagte: „Ich züchtige meinen Leib, und bringe ihn in die Dienstbarkeit, damit ich nicht etwa, nachdem ich Andern gepredigt habe, verworfen werde“. Ein evangelischer Sendbote kann jedoch nicht immer die Vorschriften der Ältern befolgen, welche in der Stille dem beschaulichen Leben oblagen; er hat Strapazen zu bestehen und viele Beschwerden zu besiegen.

Bernhard wären alle Annehmlichkeiten zu Gebote gestanden, kraft seines Herkommens und Reichthums; allein von Jugend an wandte er sein Herz den ewigen, unvergänglichen Gütern zu. Die evangelische Armuth, die Liebe, die Sanftmuth und Demuth wohnten in seinem Innern. Seine Armuth im Geiste, die auch im Außern sich darstellte, bewunderte Jedermann; denn er trug eine einfache Kleidung von rohem Stoffe; das Hausgeräth war ebenfalls nach der strengsten Armuth eingerichtet. Eine hölzerne Schüssel, die noch im Religionschatz zu Novara aufbewahrt wird, dient als Zeuge. Von dieser sagt Bascapè: „Die Arbeit ist künstlich, der Stoff roh, und man sieht, daß sie einem Freunde der Armuth diene“. Doch bei aller Einfachheit hielt er viel auf die äußere Keuschheit, die er als eine Tugend der innern Keuschheit betrachtete. Oft waren Arme und Pilger an seinem Tische, die er selbst bediente, und immer sann er auf neue Mittel, den Armen zu Hülfe zu kommen. — Fasten und Gebet sind die geistigen Waffen des Christen, die den Seelenfeind überwinden. Mit diesen bereitete er sich zu seiner apostolischen Sendung vor,

und damit verband er eine große Abtödtung. Seine Nahrung bestand in grobem Brode; Gerstenbrod schien ihm zu sinnlich zu sein. Wein trank er nie, selten reines Wasser, ohne es mit Bitterkeiten zu mischen. Nach dem Beispiele des großen Weltapostels unterwarf er sein Fleisch dem Geiste. Er war ein freiwilliger Martyrer, der von Jugend an einen harten Bußgürtel unter seinem Kleide trug, den man erst nach seinem Tode von seinem Körper lösen konnte. Oft gab er sich die Geißel und züchtigte seinen unschuldigen Leib, als hätte er große Vergehen abzubüßen. Immer schlief er auf einem harten Lager, und als man ihm in seiner letzten Krankheit eine bessere Lagerstätte anerbote, nahm er sie nur gebeten an. Die Wichtigkeit und Größe des apostolischen Sendboten beschäftigten Tag und Nacht seine Seele: er erkannte, wie Vieles dieser Beruf erfordere, was ihm abgehe, die Sünder zu rühren und zu bekehren; er erinnerte sich aber auch, daß alles Gedeihen von Oben komme und daß der heilige Paulus an die Korinther schrieb: „Nicht Derjenige ist etwas, welcher pflanzt, noch der, welcher begießt, sondern Gott, der das Gedeihen gibt.“ Bernhard flehte oft die göttlichen Erbarmungen an, damit Gott seine Arbeiten segne und ihm beistehe. Er, der alle Tugenden auf sich vereinigte, war auch der geeignete Missionär, die sündigen Menschen zu bekehren und zu Gott zurückzuführen. Bald werden wir sehen, daß er Großes ausführte.

Bernhard hält Missionen.

Sorch! Bernhardus ruft zum Kreuze,
 Und vom heiligen Muth entflammt
 Und von seinem süßen Munde
 Fließt ein neuer Flammenstrom.

Die Provinz von Aosta bekehrte sich schon in den ersten Jahrhunderten zum Christenthume. Petrus und Paulus predigten in Rom, wo sie die Marterpalme errangen. Der Apostel Barnabas drang bis nach Mailand vor; seine Schüler in andere umliegende Gegenden, ja sogar, wie Eichhorn und Notker dafürhalten, bis nach Bünden und dem Tessin. Gewiß ist auch, daß frühzeitig apostolische Sendboten durch Aosta über den Jupitersberg reisten, um ihre apostolische Amtsthätigkeit zu entwickeln. Dennoch schien die göttliche Flamme, die so lange jenseits der Alpen geleuchtet hatte, wieder erlöschen zu wollen. Die Diözese Aosta bot im zehnten Jahrhunderte ein trauriges Bild dar. Die Kriege, die Durchzüge der Normannen, die Einfälle der Barbaren brachten das Uebel in die Thäler der Alpen; die Völker derselben waren unwissend in religiösen Dingen, gleichgültig, sehr unsittlich, abergläubisch und theilweise dem Götzendienste ergeben, weil die auf den Alpen angesiedelten Sarazenen und andere Heiden das Christenthum verdrängt und den heidnischen Kultus wieder eingeführt hatten. „Zwar können wir“, sagt Herr Chorberr Kaspar Joseph Dorsaz, „die Bischöfe von Aosta und die benachbarten Oberhirten nicht der Trägheit und Gleichgültigkeit

beschuldigen; sie thaten, was in ihren Kräften lag, und suchten dem verheerenden Strome eine feste Mauer entgegenzustellen; allein ihre väterlichen Ermahnungen wurden nicht beachtet.“ Das Gedeihen einer fruchtbringenden Mission war unserm Bernhard vorbehalten. Darum entzog ihn Gott dem väterlichen Hause, um aus ihm einen Apostel der Alpen, Thäler, Dörfer und Städte zu machen.

Bischof Griffo war ein frommer Prälat, der den innigsten Wunsch hegte, die verirrtten Schäflein unter seinen Krummstab zu sammeln. Oft wurde sein väterliches Auge naß und sein Herz betrübt, wenn er einen Blick über seinen Sprengel warf, und den traurigen Zustand desselben überschaute. Seine Vorgänger hatten Versuche gemacht, die vielen Nebel zu heben; und auch er that das Seinige, predigte aber tauben Ohren. Nur ein tüchtiger, apostolischer, von Gott berufener Sendbote, dachte er, kann auf dieses verkommene Volk einwirken, und er hatte Recht. Dieser Mann aber war in seiner Nähe, war von ihm zum Priester gesalbt worden, und besaß schon lange sein ganzes Vertrauen; es war Bernhard, der wie ein helles Gestirn in Aosta leuchtete und den dasigen Klerus an Kenntnissen und Tugenden überragte. Bernhard empfing den Segen seines Oberhirten, ergriff den Missionsstab, durchwanderte allmählig die sechs Thäler der Diözese, und predigte in Dörfern und Weilern. Wir wissen, wie schwer es ist, ein unwissendes, abergläubisches und in Laster versunkenes Volk zu belehren; seine Unsitten und Mißbräuche, an denen es fest hält, zu beseitigen, und ihm die Grundsätze der wahren Religion beizubringen. Der Gottesmann schauderte vor so vielen Schwierigkeiten nicht zurück; denn er barg eine große Seele in sich, welche die Liebe Gottes und des Nächsten

erfaßte. Der heilige Geist rüstete ihn mit den Gaben aus, deren er zur Mission bedurfte, und begleitete all' seine Schritte. Um das Vertrauen dieser armen Thalvölker zu gewinnen, benahm er sich sehr klug, theilnehmend, herablassend, väterlich, ließ sich ihre Leiden und Drangsale erzählen, zeigte Mitleiden und gab auch Almosen. Sein äußeres, holdseliges Benehmen und seine würdige Haltung flößten ihnen Ehrfurcht und Liebe ein. Alle behandelte er gleich, Reiche und Arme, Adelige und Gemeine, und so gewann er auch die Herzen Aller. Seine Unterhaltung war stets anziehend und erbauend, und bezeugte, daß das Feuer der göttlichen Liebe in ihm walte. Seine Vorträge waren gut gewählt und passend, belehrend, unterhaltend und rührend. In Allem hatte er nur den Zweck vor sich, nämlich den gefallenen Sünder zu Jesus zurückzuführen, der ihn am Kreuze so theuer erlöst hatte. Bitteres und Süßes verstand er zu verbinden, fügte zuweilen Geschichtliches bei, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu fesseln. Er hielt nie lange Vorträge, aber öfters und überall, wo sich eine Gelegenheit darbot; predigte auch auf Straßen und in von der Kirche abgelegenen Dörfern oder Weilern. Der Himmel segnete sichtbar seine mühsamen Strapazen. Die Sünder bekehrten sich, verließen die Wege des Lasters, besserten ihre Sitten und hielten wieder fest am Glauben der Väter.

Von dem segenvollen Wirken Bernhard's wiederhallten Lobpreisungen allerorts; nicht nur in Aosta, sondern auch jenseits der Berge wurde der große Apostel gefeiert. Mehrere Bischöfe beriefen ihn in ihre Sprengel; denn auch sie hatten darin Vieles auszurotten und zu verbessern, und bedurften eines Mannes, der den Zeitumständen gewachsen war. Unser Missionär verkündete die Lehren des Heils in mehrern

Bisthümern; das Brevier von Annecy sagt, er habe in den Diözesen Sitten, Genf, Tarantaise, Mailand und Novara Missionen gehalten und Gutes befördert. Eine ältere Handschrift von Novara fügt bei, er sei selbst bis nach Pavia, der damaligen Hauptstadt der Lombardei, gekommen; die Diözesen von Ivrea, Vercelli und Turin werden nicht genannt; aber es läßt sich vermuthen, daß er auch in denselben seine Amtsthätigkeit entwickelt habe; denn wir wissen, daß er nicht nur in Mosta, sondern auch in den angrenzenden Bisthümern predigte. In Allem ging sein Streben dahin, gründlichen Unterricht dem Volke beizubringen, dasselbe über den christlichen Glauben aufzuklären, damit sein Glaube, Hoffen und Lieben im Leben sich bewähre. Ganz besonders verwendete er sich auch, die eingeschlichenen Mißbräuche abzuschaffen; es gab solche im kirchlichen und bürgerlichen Leben, Gebräuche, die dem Christenthum zuwider sind, und viele Laster und Aergernisse nach sich ziehen. In der Ausrottung der Laster war er unermüdet. Er wollte, daß überall der ewige, anbetungswürdige, dreieinige Gott seine Ehre wieder erhalte und anerkannt werde. Hätten wir heute noch überall solche Apostel, solche uneigennützig und liebenswürdige Lehrer, so würden wir viele Befehrungen sehen, und unsere Welt, die sehr krank ist und an vielen Nebeln leidet, würde wieder zu Gott und dem Kreuze zurückkehren. Der Himmel sende uns stetsfort solche Glaubensmänner! Ach! wir bedürfen derselben.

Bernhard wird Archidiacon.

Würdig ist der Kirchenstellen,
Der sie nie gesuchet hat;
Den empfehlen helle Zierden,
Wahre Tugend, Wissenschaft.

Schon frühe finden wir in der Kirche Archidiaconen eingeführt, und nur die tüchtigsten Männer wurden mit diesem Amte betraut. Das Amt des Archidiacons war sehr umfassend und einflußreich. Er besorgte den Unterricht und die Erziehung der jüngern Kleriker, führte die Aufsicht über die Diaconen und alle niedern Kirchendiener, überwachte die Verpflegung und Unterstützung der Armen und stand dem Bischof in Angelegenheiten des Bisthums bei. Ohne sein Zeugniß wurde Niemand zu den Weihen zugelassen; auch häufig vertrat er den Bischof auf den Synoden. Mit Recht nannte man deswegen den Archidiacon „das Auge und die Hand des Bischofs“. Wenn nun Bernhard, wie wir bald sehen werden, zum Archidiacon der Diözese von Aosta befördert wurde, so begreifen wir, welch' eine große Würde und Bürde er übernahm.

Als Bischof Griffo das Zeitliche gesegnet hatte, ergriff Luitfried den von seinem Vorfahrer entfallenen Krummstab. Der Archidiacon Peter war ein greiser Mann geworden, und seine abnehmenden Kräfte mahnten ihn an das Ende seiner Tage. Sein Herz schlug warm für den Sprengel von Aosta, welchem er in aller Treue gedient hatte; es freute ihn sehr, daß in Aosta Glaube und Religion wieder auf-

blühten, christlicher Sinn, Friede und Eintracht wieder in die Häuser einkehrten, und er dankte aus der Herzensfülle dem ewigen Gott, daß er ihn diese Freude erleben ließ. Damals waren mehrere wackere Priester an der Kathedrale angestellt, die der Archidiaconatswürde würdig waren; allein Peter hatte nur unsern Bernhard im Auge, wünschte ihn zu seinem Nachfolger, und bezeichnete ihn auch seinem Bischofe, der ebenfalls wie der Archidiacon dachte. Bald darauf entschlief Peter sanft und gottselig im Herrn, im Ruße der Heiligkeit, und hinterließ dem Kapitel und den Gläubigen ein gesegnetes Andenken. Der Hintritt des Seligen war für Bernhard ein großer und unersehlicher Verlust; er weinte bei der Hülle des Verbliebenen, als wäre Peter sein eigener Vater gewesen; er empfahl seine Seele Gott an, und brachte für ihn mehrere Tage das heilige Meßopfer dar.

Jetzt mußte dieses Amt neu besetzt werden; denn die Zeitumstände und die Verhältnisse der Diözese drängten dazu. Kaum hatte man dem Verbliebenen die letzte Ehre erwiesen, so schritt man zur Wahl eines Nachfolgers. Der Bischof, der Klerus und der hohe Adel mit dem sämmtlichen Volke vereinigten ihre Stimmen auf den Chorberrn Bernhard. Man schritt zur Wahl, und Bernhard ging einstimmig gewählt aus der Urne vor. Wie hatte er gedacht, daß man ihn, der in der Diözese fremd war, zu diesem Amte wählen würde; er fand sich hinreichend beehrt, daß man ihn in das Kapitel aufgenommen, und war nicht zu bewegen, diese Stelle anzutreten, schützte seine unzureichenden Kräfte und Unwürdigkeit vor, und bat unter heißen Thränen, ihn zu entlassen, da das Kapitel mehrere für dieses Amt kräftige Männer besitze. Allein man blieb bei der

Wahl, und der Bischof selbst drang in ihn, daß er sich füge. Es war das erste Mal, daß er sich dem Willen des Oberhirten widersetzte; denn auch dessen Zureden stimmte ihn nicht um. Große Angst bemächtigte sich seiner: „Nehme ich das Amt an“, sprach er, „so sehe ich mich in meinen Missionsarbeiten gehemmt“. Indessen nahm er seine Zuflucht zu Gott und Maria und zu seinem Schutzheiligen, und bat um Erleuchtung von Oben. Während er dem Gebete oblag, fiel ein göttlicher Strahl in seine Seele. Uebermal schwebte der schändliche Götzendienst auf den Alpen vor seinen Augen, und er dachte bei sich: „Vielleicht kann ich in dieser neuen Stellung denselben beseitigen, und die christliche Religion herstellen“. Das war der Grund, der ihn zur Annahme bewog. Seine Wahl geschah im Jahre 966 und er war jetzt 43 Jahre alt. Als Archidiakon blieb er der einfache und demüthige Mann, ein Freund der Armen, Dürftigen und Presthaften. Oft speiste er solche an seiner Tafel, und bediente sie selbst; er genoß nur geringe Speisen, ersparte Vieles, und so konnte er manchen Hunger stillen. Nie fehlte er ohne dringende Ursache im Chore, und so beschämte er oft Andere, die unter dem Vorwande wichtiger Beschäftigungen fehlten. Er sang sehr schön, lieblich, anziehend und andächtig, und erhöhte dadurch wesentlich den Gottesdienst.

Doch konnte er auch nicht immer im Chore erscheinen; er war nun der erste Gehülfe des Bischofs. Hatte er schon als apostolischer Sendbote viel Gutes geschaffen, so gab es in der Diözese noch einzelne Heiden, verheerende Laster aller Art, und Vieles war noch auszuretten oder zu verbessern. Gleich beim Beginne seines Amtes suchte er die Wissenschaften, die nicht gehörig gepflegt, sondern vielfach

vernachlässigt waren, zu heben und den Geist derselben zu wecken; ganz besonders richtete er seinen Blick auf die höhern Anstalten, indem er wußte, daß von diesen Heil oder Unheil ausgeht, und daß sie das Wohl der Kirche und des Staates bedingen. Zu Lehrern beförderte er gebildete und gediegene Männer, führte auf den Dörfern die Normalschulen ein, sorgte für den Unterricht der Kinder in der christkatholischen Religion, und legte den Eltern mit Wärme die sorgfältige Erziehung ihrer Kleinen und Pflөгempfohlenen an's Herz. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er den geistlichen Pfründen. Diese waren an einigen Orten von Eingedrungenen besetzt, die weder Beruf noch Geist für ihren erhabenen Stand hatten, und die durch ihren Lebenswandel die Gemeinden nicht erbauten, oft vielmehr ärgerten durch ihre Ausschweifungen und unerlaubten Verbindungen. Einige entfernte er, Andern gab er heilsame Ermahnungen zur Besserung ihres Lebens, und er ernannte mit Zustimmung seines Bischofs Männer von Bildung und Frömmigkeit auf geistliche Pfründen. Bei seinen Hirtenreisen, in Zeit von drei Jahren, besuchte er die ganze Diözese, ordnete er die kirchlichen Angelegenheiten, beseitigte eingeschlichene Mißbräuche, ließ die Altäre Gottes ausbessern, die Kirchen und Kapellen reinigen, ihre Ornate und Alles, was zum Dienste Gottes gehörte, unter die strenge Aufsicht der Kirchendiener setzen, und schärfte dem Klerus ernste Beobachtung der heiligen Kanones und der Kirchenzucht, die Uebung des Gebetes, das fleißige Studium der heiligen Schrift, der heiligen Väter und der Kirchengeschichte, und das würdige Benehmen bei geistlichen Verrichtungen ein. So gewann der Sprengel von Aosta von Tag zu Tag neue Gestalt, und ein besseres, kirchliches Leben zum Gedeihen und Frommen

der Gläubigen, und die sechs Thäler von Aosta schimmerten in ganz neuem Lichte. Betrachten wir nun unsern thätigen Mann als Apostel der Alpen.

11.

Bernhard zerstört auf den Alpen den Götzendienst.

Noch hielt das blinde Heidenthum
Des armen Volkes Herz umfassen;
Der Götter eitler Glanz und Ruhm
War noch ihr brünstiges Verlangen.
Doch mit unerschrock'nem festen Muth
Entströmte seiner Rebe Fluth;
Vor seinem Eifer sank zu Staube
Der alte, blinde Heidenglaube.

Eines Tages befand sich die Stadt Aosta in gänzlicher Aufregung. Es waren neun französische Pilger vom Jupitersberge herabgestiegen, die sich beklagten, sie hätten auf dem Berge einen Mann verloren, den der heidnische Götzepriester mit seinen Gehülfsen ihnen entrißen hatte. Weder die Bitten noch das Anerbieten ihres sämmtlichen Gepäcks konnte die Unmenschen erweichen, den armen Mann freizugeben. Dies war nicht das erste Mal, nicht die erste Szene, welche die Bewohner von Aosta in Traurigkeit versetzte. Obgleich Konrad der Friedfertige die Ungarn und Sarazenen besiegt und diese Banden aus Burgund vertrieben hatte, so waren sie doch noch nicht vernichtet. Der Ueberrest derselben hatte sich auf die Anhöhen der Berge zurückgezogen und daselbst festgesetzt. Sie lagerten bei den Pässen der Uebergänge, führten daselbst den Götzendienst wieder ein, lebten von Raub und Mord, und waren über-

haupt grausame und entartete Menschen. Hugo hatte ihnen die Vertheidigung der Alpenpässe anvertraut, und er begünstigte diese Barbaren, damit seine Feinde nicht Italien überfallen könnten. Es schmerzte den heiligen Archidiacon, daß auf den Alpen dem dreieinigen Gott, dem allein Ehre und Anbetung gebührt, eine solche Schmach zugesügt werde, und noch während seiner Amtsverwaltung fortbestehe. Er war fest entschlossen, mit dem Beistand Gottes und seines heiligen Beschützers Nikolaus diesem Unwesen Einhalt zu thun.

Eines Tages wandelte er im Freien oder im Garten. Da, erzählt der Archidiacon Johann von Ceylan, sei unserm Lustgenießenden der heilige Nikolaus in der Gestalt eines Pilgers erschienen und habe ihn mit den Worten angeredet: „O Bernhard! Laßt uns die Anhöhen der Berge erklimmen; wir werden die Dämonen verschrecken, die Statue des Jupiters, in welcher sie bleibenden Aufenthalt genommen, um die Christen zu verwirren, umstürzen; zertrümmern werden wir auch dessen Säule und Karfunkel. Dann wollen wir daselbst zwei Hospize zur Bequemlichkeit der Pilger, die über diese Berge reisen, aufbauen; gehe zu deinem Bischof und berathe dich mit ihm. Stelle dich für den zehnten Mann dieser Karavane; beschwöre dann die Teufel; binde die Statue mit einer gesegneten Stole, und verbanne die Geister in abgelegene und unzugängliche Gebirge, auf daß sie bis zum letzten Gerichtstage nicht mehr schaden können.“¹⁾ Der Heilige verschwand und Bernhard fand

¹⁾ Im Jahre 1857 kam ein Eischrücker — »un spirite«, wie die Franzosen heute diese Geister-Gesellschaft nennen — auf den St. Bernhardsberg. Dieser hatte Kenntniß von der ehemaligen Geister-Verchwörung und der immerwährenden Verbannung derselben

sich durch diese Erscheinung außerordentlich gestärkt. Sofort begab er sich zu seinem Bischof, erzählte ihm den außerordentlichen Vorfall im Garten und sein Vorhaben, welches er seit seiner Ernennung zum Archidiacon stets in sich genährt habe. Er fügte zugleich bei, laut Befehl, den er erhalten, lasse die Sache sich nicht verzögern. Nun bat er den Bischof, die Gläubigen der Diözese zum Gebete aufzufordern, und an einem bestimmten Tage in der Kathedrale zu versammeln, um ihn in Prozeßion bis zum Fuße des Berges zu begleiten. Bernhard brachte die Zwischenzeit im Gebete und in strengen Bußübungen zu.

Die neun Pilger, welche ihren Kameraden auf dem Berge verloren hatten, blieben einige Tage in Aosta. Vielleicht erwarteten sie noch die Ankunft ihres Gefangenen, oder Bernhard hielt sie zurück, um denselben auf den Berg hinauf zu begleiten. Am bestimmten Tage versammelte sich in der ersten Morgenstunde der Klerus mit zahlreichem Volke in der Kathedrale; Bernhard hüllte sich in die übliche Kleidung des Archidiacons, nahm seinen Missionsstab zur Hand, kniete vor den Bischof und empfing von ihm den Segen. Die Prozeßion setzte sich in Bewegung und

von dannen durch den heiligen Bernhard, und er belächelte diesen Aberglauben, wie er ihn nannte. Sogleich begann der Aufgeklärte die Probe seines Tischrückens; aber auffallender Weise brachte er den Tisch nicht in Bewegung, obwohl er wiederholt seine Kräfte anstrengte. Erstaunt sprach er: „Das ist das erste Mal, daß mir die Geister ihren Dienst versagen.“ Erfüllte sich hier nicht das Versprechen des heiligen Nikolaus, daß die Verbannung der bösen Geister von diesem Berge bis zum letzten Gerichtstage gesichert wäre? Herr Chorherr Kaspar Joseph Dorjaz erzählt diese Begebenheit in dem Leben des heiligen Bernhard von Mienthon, welches 1862 zu Paris erschien.

zog gegen den Berg. Die Gebete, welche die Gläubigen verrichteten, zeugten von ihrer Andacht und dem innigsten Verlangen, von den Unholden der Alpen befreit zu werden. Die Priester beteten die Bußpsalmen, und in großer Andacht gelangte der feierliche Zug zu der alten Burg nach St. Remi. Hier entließ der Archidiacon den Bittgang und lud die französischen Pilger ein, ihn hinauf zu begleiten.

Es war ein schöner, heiterer Tag, und mit Muthy stieg die kleine Kolonie die Bergspitze heran. Als sie sich der Anhöhe näherte, verwandelten dichte Gewitterwolken den Tag in finstere Nacht, Blitze leuchteten, Wetterstrahlen fielen neben ihnen in den Boden ein, die Donner erdröhnten, die Winde stürmten und der Hagel und die strömenden Regengüsse schienen die Ansteigenden begraben zu wollen. Die Pilger zitterten und wurden muthlos; aber Bernhard, der die Blendungen der finstern Macht kannte, blieb unerschrocken und sprach ihnen Muth ein. Bei der Annäherung der Bergspitze und vor dem Eintritt in den Vorhof des alten Tempels ging Bernhard den Pilgern voraus und ließ sich die Stelle bezeichnen, welche die heidnischen Priester zum Schlachten ihrer Opfer wählten. Dasselbst angekommen, begab er sich in die Vorhalle und nur einige Schritte vor ihm stand die Götzenstatue auf einem Fußgestell. Festen Schrittes ging er auf sie los, und als der Götzenpriester sich anschickte, dieselbe zu ergreifen, beschwor er im Namen Jesus die Dämonen, warf der Statue eine gesegnete Stole um den Hals, die durch ein Wunder, mit Ausnahme der zwei Enden, die er in der Hand hielt, in eine eiserne Kette verwandelt wurde. Er zog die Statue zu sich, und diese zerbrach vor seinen Füßen in Stücke. Mit der nämlichen Kette

packte er jetzt den Zauberer, den angestellten Opferpriester, und die Pilger stürzten auf denselben los und tödteten ihn. ¹⁾

Der heilige Archidiacon hielt sich auf dem Jupitersberge nur so lange auf, als es die Umstände erforderten, den unsaubern Posten vom Heidenthume zu reinigen. Auf den Ruinen pflanzte er das Kreuz der Erlösung auf, zum Zeichen der Verdrängung des Heidenthums und der Sicherung der Straße. Ohne Verzug stieg er wieder nach Aosta hinab, um Bericht seinem Bischof abzustatten; allein die Kunde seines siegreichen Erfolges war nach Aosta vorausgecilt, bevor er daselbst anlangte, und in der Stadt hörte man überall die Jubelrufe: „Unser Archidiacon hat den Götzendienst vernichtet und die höllischen Banden vertrieben. Gott erhalte ihn noch lange! Wir und die Reisenden haben nun die Gefahren nicht mehr zu fürchten.“ Sein Einzug glich jenem David's. Als er den Goliath geschlagen und zurückkehrte, da, erzählt die heilige Schrift, zogen die Weiber

¹⁾ Nach der Ueberlieferung hieß dieser Götzpriester Profus und wurde seines hohen Wuchses wegen der Riese genannt. Er verübte an den Reisenden unzählige Gewaltthätigkeiten, entriß, das Zehnten-Recht vorschüßend, jeden zehnten Mann, so auch den französischen Pilgern den ihrigen, von dem sie keine Spuren mehr verstanden. Dieser Unmensch hatte eine ungeheure Kraft; allein durch höhere Macht benahm ihm Bernhard dieselbe und bändigte ihn mit der gesegneten Stele. Als der Heilige das Fundament zu seinem Hospize legte, ließ er zum Denkmal seines Sieges dessen Ueberreste in der Nähe beisetzen. Später, da man die Grundlage zur Kirche umgrub, wurde auf einem Steine die Inschrift entdeckt: „Hier liegt der Wiagier, Profus mit Namen, der Diener des Teufels.“ Unter diesem Steine fand man auch einen Theil von einer eisernen Kette, ein Halsband, einige Knochen und ein Schienbein von einer wirklich riesenhaiten Größe. Das Gebirg jenseits der Mletscher, wohin Bernhard die Geißler für immer verbannte, heißt Maillet, und ist vom Hospize des großen St. Bernhard aus nicht sichtbar.

aus allen Städten Israels, und sangen mit Hauten der Freude und mit Triangeln und Sprachen: „Saul hat Tausend geschlagen, David aber Zehntausend.“ Die Prozession ging ihm bis außerhalb der Stadt entgegen, begleitete den Archidiacon zur Kathedrale, wo er sogleich den Ambrosianischen Gesang anstimmte, den das ganze anwesende Volk singend begleitete. Darauf bestieg er die Kanzel, und erklärte dem Volke von heiliger Stätte herab die gelungene Zerstörung des Götzendienstes auf dem Jupitersberge. Er ermahnte die Gläubigen, dem allgütigen und hülfreichen Gott zu danken. Alles weinte, und von nun an nannte man ihn „den heiligen Apostel“. Noch hatte er ein zweites Werk dieser Art auszuführen: Auch auf den graziſchen Alpen hatte ein reicher Götzendiener, Polykarp mit Namen, eine porphyrne Säule mit einem hochrothen Rubin errichtet, um dem leichtgläubigen Volke die Ueberzeugung beizubringen, dieser sei das Auge, durch welchen Jupiter die Bedürfnisse seiner Anbeter sehe. Bernhard machte die Versammlung darauf aufmerksam; er empfahl sich in das Gebet des Klerus und der Gläubigen, kniete zum zweiten Male vor seinen Bischof, der ihn segnete. Jetzt eilte er, auf den heiligen Nikolaus und seinen Schutzengel vertrauend, den graziſchen Alpen zu. Auf der Anhöhe angekommen, nahete er sich der Säule, zerbrach das Auge des Jupiters und warf die zerbrochenen Theile weit von sich; darauf beschwor er die finstere Macht und segnete die Umgegend. Polykarp wurde durch dieses Wunder gerührt, entsagte dem Götzendienste und wurde ein eifriger Christ. Richard thut Meldung von beiden Beschwörungen.

Übermal kehrte unser Geisterbanner nach Mosta zurück, um seinem Berufe obzuliegen, behielt aber die Herstellung

eines Hospizes auf dem Jupitersberge fest im Auge. Von allen Seiten her empfing er Briefe, welche Glückswünsche und Dank enthielten für die großen Dienste, die er den Reisenden und dem Christenthum auf den Alpen geleistet hatte, und in der Nähe und Ferne wurde er hoch gefeiert. Er achtete aber auf diese Lobsprüche nicht, blieb ein demüthiger Mann, der Demjenigen die Ehre gibt, dem Ehre gebührt. Mehrere, die das Leben unseres Heiligen beschreiben, auf ältere Ueberlieferungen sich stützend, sagen, der Bischof Luitfried habe ihm seinen Sitz mit der Führung des Krummstabes einräumen wollen, wozu sich aber unser Archidiakon durchaus nicht verstand. „Dieser ehrwürdige Prälat“, schreibt P: Genando, „schätzte den Bernhard sehr hoch, und er gab ihm die größten Beweise der zärtlichsten Freundschaft, weil er ihn im Herrn liebte. Die Heiligkeit des Archidiacons, seine Redlichkeit und Heiligkeit der Seele, seine feurige Liebe zu Gott und den Menschen versetzten den Bischof in eine so hohe Begeisterung und Bewunderung. O wie oft entstand unter diesen zwei englischen Seelen ein wahrer frommer Streit, wenn sie sich verglichen! Jeder wollte mehr Fehler und Unvollkommenheiten an sich entdecken, minder gelten und den Andern zum Vorbild nehmen. Und eben dieser heilige Wettkampf spornte Beide zum Fortschritte in der evangelischen Vollkommenheit an.“ — Die Zerstörung des Götzendienstes auf den Alpen ist eine der schönsten Handlungen unsers Heiligen, und erwarb ihm einen unsterblichen Ruhm.

Bernhard stellt das Hospiz auf dem Jupitersberge her.

Dort, wo die Alp zum Himmel schaut,
Hat Bernhard sich sein Haus erbaut;
Des nächsten Dienst im stillen Frieden,
Vom wilden Streit der Welt geschieden.

Die Heiden waren eifrige Verehrer ihrer Götter, denen sie überall Tempel oder Statuen errichteten und Opfer darbrachten, ganz besonders an Orten, die ihnen heilig oder wichtig schienen. Die höchsten Alpenspitzen oder Berge, über die sie der Weg führte, betrachteten sie als den geeigneten Ort zur Verehrung ihrer Götter. Hier erbauten sie Tempel, brachten ihre Opfer dar, erforschten die Zukunft ihrer Angelegenheiten und riefen ihren Beistand an. Dies war auch der Fall auf dem wilden Jupitersberge, an den Grenzen zwischen der Schweiz und Italien. Hier erbauten sie einen staatlichen und geräumigen Tempel und stellten bei demselben ihre Götzepriester an, welche die üblichen Opfer in Schlachtung von Thieren und Menschen verrichteten und die Heiden durch ihre Aussprüche bethörten. Uralt sind diese Tempel auf dem Jupitersberge; ihr Alter vor Christus läßt sich nicht bestimmen, indem die römischen Geschichtsschreiber keine bestimmte Epoche angeben. Neben diesen Tempeln erbauten sie auch ein Haus oder eine Zufluchtsstätte (mansio) für Reisende, zur Aufbewahrung der Handelswaaren; dieses Haus mußte aber auch für andere Bedürfnisse dienen. Sie bauten aber solche Häuser nicht bloß auf den höchsten Bergpässen, sondern auch in tiefem

Orten, wo die Heeresstraße angelegt war. Darum heißen heute noch einige Häuser in einzelnen Dörfern gegen Aosta hinunter „Hospize der Pilger“. — Nachdem Wallis christlich geworden, wurde der Tempel Jupiters in einen christlichen umgewandelt und das Kreuz der Erlösung prangte auf dem Dache. Die Fürsten nahmen die anliegende Zufluchtsstätte unter ihren Schutz, und damit darin Ordnung und christliche Sitte walte, und die Reisenden und frommen Pilger Sicherheit und Pflege erhalten, bestellten sie bewährte Geistliche, welche die Aufsicht zum Frommen und Nutzen aller Reisenden führten. So finden wir im Jahre 730 einen gewissen Bulgarius als Abt auf dem Jupitersberge, und den 8. März 851 wurde an der Stelle des gemordeten Bischofs David Hartmann, Großalmosner des Jupitersberges, zum Bischof von Lausanne geweiht. Noch erwähnt von diesem alten Hospiz ein Akt von 859, den die Herrscher Lothar, König von Austrasien, und sein Bruder Ludwig, König von Italien, unterzeichneten. Von da an verschwindet dieses Zufluchtshaus aus der Geschichte; denn bald erschienen die wandernden Ungarn, die, nachdem sie von verschiedenen Seiten besiegt, auf den Alpen sich verschanzten. Andere wilde Völker, aus Arabien kommend, die man Sarazenen nannte, überschritten in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts die Alpen und fielen in Italien ein; sie besetzten das rhätische und apennische Gebirge, überlauerten die Uebergänge und überfielen die anstoßenden Thäler, in denen sie Raub, Mord und Brand verübten. Ganz besonders vom Po bis an die Rhone war ihr Schauplatz der fürchterlichsten Verwüstung und des Gräuels. Sie beraubten und brandschatzten vor Allem Pilgerschaaren und reiche Kaufleute, lauerten in den engen Bergschluchten

und an den Abhängen dem Wanderer auf, empfingen ihn mit Steinen und andern Mordinstrumenten, und tödteten so Manchen, der da harmlos dahinzog. Sowohl die Ungarn als Sarazenen waren grausam, kamen im Jahre 940 in das Rhonethal hinunter und verwüsteten das berühmte Gotteshaus von St. Moriz. — Bald sollte aber diesen Barbaren das ungemessene Räuberhandwerk gelegt werden und die christliche Religion wieder in Aufnahme kommen, so hatte es die göttliche Vorsehung beschlossen. Es war im Jahre 973, als der heilige Mazolus, Abt von Cluny, ein Mann von weitverbreitetem Rufe und großem, einflußreichem Ansehen, auf seiner Rückreise von Italien nach Burgund zu Orfieres, am nördlichen Abhange des Jupiterberges, mit seinen Reisegefährten durch die Sarazenen gefangen wurde. Der Abt bejammerte nur das Schicksal seiner Begleiter, und als er sah, daß gegen einen derselben ein Sarazene von einem überhandenen Felsen herab einen Wurfspeer schleuderte, fing er denselben mit der Hand auf; die Narbe, die er dabei erhielt, blieb sein ganzes Leben sichtbar. Die vornehmsten Räuber, wie es schien, behandelten ihn mit vieler Achtung, aber desto mehr spotteten seiner wieder Andere. Indessen wurde er in einer engen Berggrotte eingeschlossen. Gefragt von den Sarazenen, ob er reich genug wäre, für sich und seine sämtlichen Begleiter das Lösegeld zu zahlen, erwiderte der Heilige: „Ich bin arm und habe nichts auf Erden, das ich mein nennen könnte; aber ich gebiete über Leute, welche Ländereien besitzen“. Das Lösegeld wurde auf 1000 Florin Silber und 11 Unzen Gold bestimmt und einer der Mönche, der den Abt auf der Reise begleitet hatte, wurde von demselben mit folgenden Zeilen nach Cluny gesendet: „Bruder Mazolus

an seine Herren und Brüder in Cluny. — Die Bande von Belias haben mich umstrickt; ich bin ein Gefangener; schickt mir das nöthige Geld, um mich und meine Gefährten aus der Gefangenschaft zu befreien“. Bei der Ankunft des Boten in Cluny gerieth das ganze Kloster in Bewegung, das Geld wurde hergeschafft, die Wegangenen befreit. Herzog Wilhelm von Arles zog mit einer auserlesenen Schaar Krieger gegen die Sarazenen, hieb den größern Theil derselben zusammen und zerstörte das stark besetzte Räuberneft.

Doch, kehren wir wieder zum heiligen Bernhard zurück, der gegen 969 oder 970 das Fundament zu seinem Hospize legte; also drei Jahre vor der gänzlichen Ausrottung der Sarazenen durch Herzog Wilhelm. Die Ausführung seines Planes war festgestellt; aber wie diesen erreichen, da er nichts hatte und mit dem Apostel sagen konnte: „Silber und Gold besitze ich nicht“. Hospize auf den Anhöhen der Berge errichten, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, und die nichts als die kahlen Felsen und Wasser darbieten, war ein sehr schwieriges und kostbilliges Unternehmen. Denken wir, was nur die Hinaufschaffung der Materialien kostet, und welche Strapazen dabei verbunden sind. Zudem eine religiöse Zimmung gründen, und die Reisenden und Pilger mit Lebensmitteln versorgen, welche Anstrengungen werden da nicht erfordert? Doch Bernhard läßt den Muth nicht sinken; er wendet sich voll Vertrauen an seinen Bischof, an das Kapitel der Kathedrale und an das Kollegiatstift, welches St. Ursus zum Schutzheiligen hatte. Sie weisen den großen Mann, der nicht für sich, sondern für Andere ein liebevolles, denkwürdiges und so nützlichcs Werk ausführen will, nicht ab, öffnen ihre Boursen und steuern großartig bei. Ihrem Beispiele folgte die Geistlichkeit von Aosta; allein eine

Goldgrube fand er hier nicht; denn viele Priester waren selbst arm, hatten nur ein dürftiges Einkommen und andere bedurften sogar der Unterstützung. Doch die Liebe ist erfinderisch: Bernhard besteigt die Kanzel und bringt die frühern Ereignisse, die sich auf dem Jupitersberge zugetragen haben, zur Sprache. Er erinnert, daß daselbst in frühern Zeiten ein gastfreundliches Haus für die Reisenden und Pilger gestanden, und daß dasselbe nicht mehr bestehe, weil an dessen Stelle ein Tempel der Dämonen und die Götter-Verehrung eingeführt wurde. Auch erwähnte er der bittern Folgen, die deswegen über die Diözese von Aosta kamen. Kurz, er erzählte alle Umstände ausführlich, anziehend und rührend, so daß Alle den Willen Gottes in seinem Vorhaben erkannten. Die Edlen und Reichen der Umgebung öffneten ihre Schätze, und machten bedeutende Beiträge zum Aufbau eines Hospizes auf dem Jupitersberge.

Seit längerer Zeit minderten sich die Reisen über diesen Berg. Die ehemalige, von Augustus und Lizinius angelegte Heeresstraße war an mehreren Orten unterbrochen, wozu die angesiedelten Barbaren und die widrigen Naturereignisse viel beigetragen hatten. Vor Allem dachte Bernhard daran, den Weg auszubessern und gangbar zu machen, um Holz, Kalk, Sand und anderes erforderliches Material hinausschaffen zu können. Zum Aufbau eines Hospizes fand er daselbst nur zwei Plätze, die ihm schicklich schienen, das Fundament anzulegen. Der eine Ort war da, wo der Jupiters-Tempel stand. Hier fand er in den Ruinen des Tempels und des ehemaligen Gasthauses hinreichendes Material auf dem Platze; die Anhöhen der umliegenden Gebirge verdunkelten zu keiner Jahreszeit die Strahlen der hellglänzenden Sonne; der Boden war geräumig und gegen

die herabstürzenden Lawinen geschützt. Die Winde schlossen sich hier weniger ein und hatten freien Durchzug; auch konnte man ohne große Kosten eine reichliche Brunnenquelle erstellen. Allein all' diese Vortheile bewogen ihn nicht, daselbst zu bauen, denn er hatte die Reisenden und Pilger im Auge, deren Noth er lindern und denen er leibliche und geistliche Hülfe bringen wollte. Deswegen wählte er eine andere Anhöhe auf dem Walliserboden, in der Diözese von Sitten, die acht Minuten gegen Norden des alten Tempels entfernt war. Ueber diese Stellen ragten zwei hohe Bergspitzen empor, von denen die eine über einen Monat den Sonnenschein wegnimmt. Diesen Anhöhen entstürzen oft Lawinen und Schneemassen, welche die Gebäulichkeiten fortreißen würden, wären sie nicht mit Vormauern umgeben.

Bevor Bernhard den Bau unternahm, traf er auch die gehörigen Vorbereitungen. Vor Allem mußte hinreichendes Material auf den Platz geschafft und eine Hütte für die Arbeiter errichtet werden. Unter den Trümmern des alten Tempels waren nicht genug Steine vorhanden; diese mußte man in den anliegenden Bergen zubereiten und herbeiführen, gewiß eine lange und kostbillige Arbeit, in einer Zeit, wo das Pulver noch nicht erfunden war. Holz und Kalk fand er in einer Entfernung von anderthalb Stunden. Welche Anstrengungen und welches Nachsinnen kostete es den Gottesmann! Nur Jene können sich einen Begriff machen, die auf den Bergen gebaut haben. Zudem ist hier die zur Arbeit geeignete Zeit nur sehr kurz; nur drei Sommermonate sind dazu schicklich, und während dieser Zeit ist die Witterung oft noch stürmisch oder sonst ungünstig. Das Hospiz führte er nicht auf einmal, sondern nur allmählig auf. Zuerst sorgte er für eine Wohnung der ankommenden

Reisenden und für ihren bescheidenen Unterhalt. Der Propst Biot sagt, der Heilige habe aus seinen Ersparnissen 1000 Dukaten beigeuert, gewiß eine schöne Summe für jene Zeit, wo das Geld einen so hohen Werth hatte; aber diese reichte nicht aus; er klopfte wieder an den Häusern der Reichen an und abermal flossen reichliche Gaben, selbst von Fürsten und Grafen. Die Könige von Burgund, Konrad und Rudolf III., theilten sich ebenfalls an diesem schönen Liebeswerke. Die Armen, die keine Gabe auf den Opfertisch legen konnten, widmeten ihre Kräfte der Arbeit, indem sie Steine und anderes Material herbeitrugen.

Nicht nur dem Jupitersberge, sondern auch dem Durchpaß auf den graziösen Alpen schenkte der Archidiacon seine Aufmerksamkeit. Obgleich hier der Uebergang nicht so häufig und weniger wild ist, so hatte er dennoch seine Gefahren und die Reisenden bedurften der Unterstützung. Dasselbst hatte er den Götzendienst vernichtet, das Kreuzzeichen unserer Erlösung aufgepflanzt, und er wollte, daß die Pilger und die Touristen hier noch ein anderes Denkmal der christlichen Liebe anträfen. Darum ließ er an dem Orte, wo die heidnische Säule gestanden, ein bescheidenes Gebäude aufführen; es war für etwa vier Priester berechnet, die da Gastfreundschaft üben und die Fremden beherbergen sollten.

Nachdem er seine Häuser unter Dach gebracht, dachte er ernstlich daran, dieselben zu bevölkern; er hatte neun lebendige Steine, wie sich Herr Oberherr Dorjaz ausdrückt, um sich, nämlich die neun französischen Pilger, mit denen er den Götzendienst zerstört hatte. Diese wurden die ersten Bewohner seiner zwei Hospize. „Sie fasten eine hohe Verehrung“, sagt Biot, „zu dem Diener Gottes, durch den er so große Dinge gewirkt hatte; sie schlossen sich ihm an, um

beständig in seiner Nähe zu bleiben, und ihm in der Ausübung der Gastfreundschaft verhülfslich zu sein.“ Diese jungen entschlossenen Männer, ihrem Vaterlande treu ergeben, machten Frankreich Ehre, und auch dieses blieb nicht zurück, das begonnene Werk treu zu unterstützen, was es noch heute thut, indem es noch den großen St. Bernhard unterstützt. — Das Beispiel der französischen Pilger begeisterte eine große Zahl junger Leute zur Nachahmung. Viele Laien und einige junge Priester begaben sich unter die Leitung des gottseligen Bernhard. Unter den Erstern nennen wir einen Edelmann aus England, Michelin mit Namen. Dieser war nach Rom gepilgert, und hatte auf dem Wege von dem neuen Stifter und dessen wunderbaren Wirken sprechen gehört. Er wollte sich davon selbst überzeugen, und besuchte auf seinem Rückwege die zwei Hospize. Seine Erwartungen wurden weit übertroffen, und der heilige Alpenapostel rührte durch seine Demuth, sein anspruchsloses Benehmen und seine Hingebung des Neugierigen Herz so, daß er sofort nach England zurückkehrte und sein Schloß Cornut mit allen Rechten und Einkünften jenen zwei Hospizen vermachte ¹⁾. Darauf kehrte er auf den Jupitersberg zurück, und trat in den Verband der neuangesiedelten Kolonie.

Die Männer, die Bernhard aufnahm, bildeten unter ihm eine regulirte Kongregation, deren Hauptpflichten darin bestanden, die Reisenden zu bedienen und die kirchlichen Tageszeiten zu beten. Im neunten und zehnten Jahrhundert

1) Glenore, Königin von England, schenkte 1274 dem Schloß Cornut, das dem großen St. Bernhard zugehörte, 60 Souds zu ewigen Zeiten. Diese Schenkung bestätigte 1292 Eduard I., König von England. (Vgl. Héros des Alpes &c. par R. P. François Bernard, de l'Observance de S. François. Aosta 1683.)

gab es in Frankreich und Italien viele regulirte Genossenschaften. Der Gründer derselben ist der heilige Eusebius und der heilige Augustin richtete seine Chorherren, die bald über einen Theil des Abendlandes sich ausbreiteten, nach dessen Normen ein, die Kleriker traten zusammen in einen Verein, entsagten dem Privateigenthum, besaßen Alles gemeinschaftlich, und lebten unter der Aufsicht des Bischofs oder eines regulirten Propstes. Daber stammt ihr Name: „regulirte Chorherren“. Bernbard mußte an alle, die sich unter seine Leitung begaben, die Bedingung stellen, das Versprechen abfordern, daß sie ihrem Eigenthum und Eigenthum entsagen, um segensvoll zu wirken und die Strapazen auszubalten. Uebrigens bedingten auch die zwei Hospize das gemeinschaftliche Leben. — Wahrscheinlich setzte der heilige Gründer den ältern Vorschriften einige Verordnungen bei, die aber nicht auf uns gekommen sind. Die Ueberlieferung meldet nur, daß der Propst sich verpflichtete, die Füße der Reisenden zu waschen, wenn nicht mehr als drei wären. Wir finden keine geschriebene Regel, die der Alpenapostel für seine Kongregation verfaßte; er war ja selbst das lebendige Vorbild des innern und äußern Lebens, und seine Worte und Ermahnungen genügten, seine Schüler für die Gastfreundschaft zu begeistern. Die Unterthanen begreifen erst dann recht den Willen eines Obren, wenn dieser selbst erfüllt, was er vorschreibt. Die Demuth des Heiligen, seine Leutseligkeit und Milde, seine Geistesammlung und sein Ernst in Verrichtung der kirchlichen Tagzeiten entflamnten seine Schüler zu einem heiligen Eifer. Der heilige Franz von Sales erwähnt in seinem Theotimus ganz besonders seine Hingabe zu den Reisenden und sein Streben nach der wahren Vollkommenheit.

Der heilige Stifter kannte kein größeres Verlangen, als ebendasselbst bleibend zu verweilen; auf dem Jupitersberge fand sein Herz Ruhe und Erquickung. Allein er war Archidiacon der Diözese von Aosta und der Gehülfe des Bischofs. Sein Amt erforderte oft dringend seine Anwesenheit in der Mutterkirche zu Aosta. Während seiner Abwesenheit bestellte er für seine zwei Hospize bewährte Stellvertreter, die in seinem Namen walteten. Sand er dann einen freien Augenblick, so eilte er wieder auf den Berg hinauf, um seine Kinder, wie er sie nannte, durch seine Anwesenheit zu erfreuen, aufzumuntern, und ihnen seine ersten Vorschriften in Bezug auf die Hospize wieder einzuschärfen. Wenn es die Zeit erlaubte, so durchlief er selbst die Gebirge, um die Reisenden aufzusuchen. Es wird noch ein Denkmal seiner Liebe auf dem großen St. Bernhard aufbewahrt, von dem wir später sprechen werden. Gegen Mittag unter dem Hospize war eine kleine Felsengrotte, die so nieder war, daß man darin nur gekrümmt knien konnte. Hier brachte er oft bei Tag und Nacht mehrere Stunden zu, betrachtete das bittere Leiden und Sterben Jesu, die vier letzten Dinge des Menschen, und vergoß dabei oft bittere Thränen. Von dieser Grotte wird ebenfalls noch später die Rede sein.

Bernhard's Eltern kommen auf den Jupitersberg.

Und seine Thränen in die Thränen fließen,
 Die seiner Eltern Aug' in Reue weint;
 Und seine Arme liebend sie umschließen,
 Und Seel' an Seele ruhen sie vereint.
 Und Engel jauchzen durch die stille Stunde;
 Es hat die Zahl der Pilger sich vermehrt.
 Sie jubeln ob dem neu geschlossenen Bunde,
 Denn, o die Eltern sind zurückgekehrt.

Seitdem Bernhard seine Wohnung auf dem Jupitersberge aufgeschlagen, bot dieser ein ganz anderes Bild dar. Der Archidiacon Richard, Nachfolger unsers Heiligen, zeichnet die Umgestaltung in folgenden Worten: „Die Felsen und Schlünde sind zugänglich geworden, und ein hellstrahlendes Licht hat die Hindernisse verscheucht; die Reisenden finden ein Bett zur Ruhe; Freudengesänge haben das Nothgeschrei verdrängt; man hört kein Zähneknirschen und Gebrüll mehr, von dem die Berge wiederhallten, sondern eine süße und heilige Melodie ergötzt das Ohr und hebt den Geist; Thränen und Traurigkeit sind verbannt, an deren Stelle nun Friede und Freude erglänzen. Das ewige Eis ist verschwunden und ein anhaltender Sommer ist eingetreten. Die Dämonen mußten den Boden einer himmlischen Legion einräumen, und an ihrer Stelle findet man ein Paradies.“ In der That, durch das ganze Abendland verbreitete sich wie ein Feuer die herrliche Umwandlung auf dem Jupitersberge aus, wozu die Pilger und Reisenden Vieles beitrugen.

Eines Tages reisten französische Pilger durch Menthon, und baten auf dem Schlosse um ein Almosen; sie begehrten,

wohl durch Gottes weise Leitung, dem Grafen und der Gräfin von Menthon, die sich erkundigten um den Zweck ihrer Reise und ihres Herkommens, Standes u. s. w. Die Waller erhielten ein befriedigendes Almosen und erzählten mit Freude, was sie wußten, oder was sie auf ihrer Reise gesehen hatten. „Wir kommen“, sagten sie, „von Rom, und kehren nach Frankreich in unser Vaterland zurück. Auf dieser mühsamen Reise hatten wir Vieles zu bestehen: hier plagte uns die Hitze, dort der Hunger und der Durst. Oft mußten wir mehrere Umwege machen, die uns sehr ermüdeten; die schönsten und angenehmsten Tage aber haben wir auf dem Jupitersberge erlebt. Der Weg der Alpen ist jetzt gesichert, die Räuberbanden, welche die Uebergänge unsicher machten, sind verschwunden, und die Zahl der Reisenden mehrt sich von Woche zu Woche. Auf diesem Berge wohnt ein frommer Mann, der Archidiacon von Aosta, der dort für die Wanderer eine wohlthätige Anstalt errichtete, welcher Alle mit unvergleichlicher Liebe aufnimmt, die Gäste hochherzig pflegt, und Niemanden ohne gesicherte Vorsorge entläßt. Jedermann betrachtet ihn als einen von Gott gesandten Engel. Wir hörten von ihm Wunderdinge erzählen; man sagte uns, er habe daselbst den Götzendienst zerstört, die Statue des Jupiters zertrümmert und dadurch viele Ungläubige bekehrt.“

Mit gespannter Aufmerksamkeit hörten Richard und Bernoline den erzählenden Wallern zu, und sie beschloßen, ohne zu ahnen, wie nahe ihnen der fromme Mann verwandt sei, denselben zu besuchen, um den Gram über den Verlust ihres Sohnes in dessen Schooß auszuschütten. Sie theilten ihr Vorhaben dem Baron von Beaufort mit, der ihnen aber ihr vorgerücktes Alter, das mühsame und gefährvolle Besteigen des Berges bedenklich vorstellte, sich dagegen anerbot,

selbst hinzugehen, und diesen liebevollen Mann zu bitten, bei Gott in seinen heiligen Verrichtungen Nachricht über den vermißten Sohn erflehen zu wollen. Doch es war in den Rathschlüssen Gottes beschlossen, der Sohn sollte von Niemanden als von den Eltern selbst aufgefunden werden. Sie dankten ihm für seinen anerbötenen Dienst, drückten aber den Wunsch aus, er möchte die Reise mitmachen. Sofort trafen sie Vorkehrungen zur Abreise, wanderten nach Genf, schifften über den See hinaus, und die kleine Kolonie kam glücklich in St. Moriz an. Hier konnte nun die Baronesse ihren Wunsch verwirklichen, den sie schon lange in sich genährt hatte, nämlich die Gräber der heiligen Thebäer zu besuchen, ihre Gebeine zu verehren und daselbst ihre Andacht zu verrichten. Sie that es mit vieler Erbauung, empfahl sich in das Gebet der Chorherren, und theilte in großer Freigebigkeit Almosen unter die Armen aus, so daß der Baron von Beaufort ausrief: „Die Gräfin will den Himmel durch gute Werke nöthigen, den verlorren Sohn ihr wieder zurückzugeben, oder ihr wenigstens dessen Aufenthalt zu offenbaren.“ Daß der Baron Richard ebenfalls seine Andacht verrichtete, sagen die Handschriften nicht, läßt sich aber vermuthen; doch weiß man, daß auch schon damals bei Männern im Empfang der heiligen Sakramente eine ziemliche Gleichgültigkeit waltete. Von St. Moriz gingen sie durch's Wallis hinauf, kamen nach Martinach und lenkten dann ihre Schritte in das lange Thal von Entremont, durch welches man auf den Jupitersberg hinaufsteigt. Nach einigen Tagen kamen sie wohlerhalten dort an.

Bernhard hatte damals noch keine Kirche, sondern nur ein bescheidenes Oratorium, und eben zierte er dasselbe, als seine Eltern anlangten, deren Ankunft er durchaus nie er-

wartet hatte. Er erkannte sie sogleich, sie ihn aber nicht. Welche Nahrung, jene vor sich zu sehen, die ihm nach Gott das Leben geschenkt? Wer ist im Stande, bei solchen Anlässen die Aufwallungen der Natur zu unterdrücken? Nur der, welcher sich über Fleisch und Blut erhebt, welcher der Welt abgestorben und sich verläugnet hat. Er nahm sie wie Fremdlinge in aller Güte auf, bot ihnen nach damaliger Sitte ein Fußbad an, führte sie in ein reinliches Zimmer, reichte ihnen Speis und Trank, erkundigte sich nach ihrem Befinden, ihrer Reise und den Schwierigkeiten, die sie auf dem Wege gefunden haben. Durch sein liebevolles Betragen, seinen Anstand und Züge der Frömmigkeit, die sie auf seinem Antlitz bemerkten, und die nur Gottes Hand selbst darüber gezogen zu haben schien, fühlten sie sich ganz zu ihm hingezogen. Er sah, daß sie ermüdet waren, und gab ihnen den Rath, das Nachtlager zu beziehen, um ihre ermatteten Glieder zu stärken. Bernhard befand sich in großer Verlegenheit, nahm seine Zuflucht zum Gebete, warf sich vor einem Kreuzifix nieder, rief auch den heiligen Nikolaus an, um von Oben Erleuchtung zu erhalten, wie er sich gegen seine Eltern zu verhalten, und ob er sich ihnen zu erkennen geben solle. Darauf begibt er sich ebenfalls zur Ruhe. Als sie des andern Tages aus den Nachtzimmern heraustramen, grüßte er sie sehr freundlich, erkundigte sich, ob sie gut geruht hätten, und reichte ihnen ein bescheidenes Krübstück; darauf zeigte er ihnen das Innere seines Gasthauses, führte sie in's Freie hinaus, dem See entlang zum alten Jupiterstempel hinunter, und auf den Ruinen desselben erzählte er ihnen die Zerstörung des Götzendienstes und alle Umstände, die damit verbunden waren. Seine Reden waren unterhaltend und liebevoll, und die Reisenden zweifelten nicht, daß er bedrängte

Herzen mitleidig anhöre, und Balsam in ihre Herzen gieße. Richard trug kein Bedenken mehr, ihm sein Herz zu öffnen und seine Familienangelegenheiten vorzutragen; er bewunderte seine großen Unternehmungen, wünschte ihm Glück über den erfreulichen Erfolg und fügte bei: „Hier finden die ermatteten Reisenden Ruhe, Erquickung und Trost; wie glücklich wäre ich, wenn auch ich hier in meinen Schicksalen, die mich so hart beugen, Linderung finden könnte!“

Nachdem Richard den freundlichen Archidiakon gebeten, er möchte ihn gefälligst anhören, fuhr er fort: „Der Himmel hatte uns einen hoffnungsvollen Sohn geschenkt, der die Freude unsers Hauses ausmachte, und welcher der Gegenstand unserer Liebe war. Von Jugend an war er liebenswürdig, und mit schönen Fähigkeiten ausgerüstet sandten wir ihn nach Paris, wo er seine Studien zurücklegte. Wir riefen ihn zurück, glaubten ihn als Ritter standesgemäß zu versorgen, und erwarben ihm eine Braut aus der edlen Familie von Miolans. Bernhard — so hieß unser Sohn — war zu dieser Verbindung unentschieden, wir aber betrieben die Sache und hofften einen glücklichen Erfolg. Schon befanden wir uns am Vorabend der Vermählung. Alle unsere Verwandten und Freunde mit dem ganzen hohen Adel aus der Umgebung waren in Menthon eingetroffen, um der Ginessegnung der jungen Brautleute anzuwohnen. Unser Sohn, obgleich von Natur ruhig und zurückhaltend, schien die dargebrachten Glückswünsche der hohen Gäste gefällig und stillschweigend hinzunehmen. Schon war es Abend geworden, und unter dem Vorwande seiner Geschäfte und Müdigkeit verließ er die Gesellschaft. Aber welche bittere Täuschung! Er benutzte die finstere Nacht zu seiner Flucht; ein doppelter Schlag für uns: wir verloren unsern einzigen Sohn, und

beleidigten zugleich unsere Anverwandten und die hohen geladenen Gäste. Es schien uns fast unmöglich, daß er, ohne bemerkt zu werden, aus dem Schlosse entweichen konnte. Wir hofften noch ihn in irgend einem Winkel seines Zimmers zu finden; aber unsere Hoffnung täuschte sich, als wir das Fenster geöffnet und einen Brief auf dem Tische liegen sahen, in dem er seinen unwiderruflichen Entschluß offenbarte, daß er der Welt entsage, um sich einzig mit Gott zu verbinden. Er meldete auch darin, wir sollten uns die Mühe ersparen, nach ihm zu suchen. Jetzt trat auf dem Schlosse eine andere Szene ein. Auf Freude folgte Jammer und Wehklagen; die Gäste zerstreuten sich, und überließen uns dem Schmerz, der Eltern im Innersten durchschneidet. Der Graf von Miolans, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, man treibe mit seiner Familie Spiel, war auf dem Punkte, mit dem Schwerte die Sache zu entscheiden; und es wäre dazu gekommen, wenn nicht seine Tochter Margaretha, ohne Zweifel durch himmlische Einflößung, den Ausschlag gegeben hätte, indem sie Bernhard nachahmte, und ihre Jungfräulichkeit Gott weihte.“ — Die Thränen erstickten Richards Worte; Bernoline weinte ebenfalls und auch die Augen des Grafen von Beaufort blieben nicht trocken.

Unser Archidiakon ließ die ersten Thränen fließen; billigte ihre Traurigkeit, und nahm Antheil an ihren Leiden: „Ich begreife“, sagte er, „die väterliche Liebe und den heroischen Muth, den man in solchen Umständen zum Opfer darbringt; allein die Religion gibt die übernatürlichen Mittel; nichts geschieht hienieden ohne den Willen Gottes, und diesem soll sich ein Christ unterwerfen, ohne in die Rathschlüsse des Himmels eindringen zu wollen. Ein grenzenloser Schmerz ist sträflich, weil er Gott der Ungerechtigkeit beschuldigt.“

Darauf schilderte er ihnen die Großmuth der Mutter der sieben Machabäer, der heiligen Sumpherosa, die sich glücklich schätzte, ihre Kinder unter den größten Qualen für den Gott Israels und sein Gesetz sterben zu sehen. — „Finden die Eltern hier ihre Kinder nicht mehr“, sprach er, „so leben sie der seligen Hoffnung, jenseits sie zu finden. Leider nur zu oft handeln die Eltern in der Standeswahl ihrer Kinder dem Himmel entgegen. Vom Ehrgeize geblendet, huldigen sie dem großen Tone der Welt, und suchen ihre Kinder zu Aemtern zu befördern; weihen sich aber diese der Kirche und Gott, dann werden sie traurig.“ Diese letztern Worte machten großen Eindruck auf die Eltern, und Beide verspürten eine Aufwallung in ihrem Herzen. Er ging noch weiter und sagte: „Sind die Eltern Christen, so sollen sie wissen, daß sie in der Standeswahl der Kinder rathen, nicht aber befehlen, noch viel weniger zwingen können. Sagte Christus nicht: „„Wer seinen Vater und Mutter mehr liebet als Gott, der sei des Himmels nicht beizfähig. Ich habe das Schwert auf Erden gebracht, um den Sohn vom Vater und die Tochter von der Mutter zu trennen.““ Wenn also ein Kind seine Eltern verläßt, um dem Herrn zu folgen, sollten sie sich nicht freuen, daß der König der Könige ein Kind aus ihrer Familie in seinen Dienst berufen hat? Uebrigens ist groß die Belohnung eines heroischen Opfers. Jehova befahl Abraham, seinen vielgeliebten Sohn Isaak zu schlachten; der Patriarch folgte dem Befehle, obwohl es ihn schwer ankam. Doch als der Herr seine Unterwerfung sah, ließ er seinen gegebenen Befehl nicht ausführen. Isaak blieb am Leben, wurde der Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft, wie der Herr es ihm versprochen hatte.“

Noch gab er ihnen zu verstehen, daß sie dem Willen

Gottes zu lange widerstanden hätten, und sie sollten jetzt wenigstens ihren Bernhard Gott zum Opfer bringen. „Thun Sie dieses“, fuhr er fort, „wer weiß ob der Ewige Ihnen nicht den Trost gewährt, Ihren Sohn noch auf Erden zu finden?“ Bei diesen Worten faßte Bernoline den redenden Priester scharf in's Auge; er aber entfernte sich für einen Augenblick. Während seiner Abwesenheit konnten die Ältern, die ihn genau beobachtet hatten, einer geheimen Ahnung nicht los werden; er selbst möchte ihr Sohn sein. „Seine Art im Benehmen“, sprach Herr von Menthon, „seine Reden und Wendungen schweben mir noch im Gedächtnisse und sie sind den frühern ähnlich; doch könnte ich mich täuschen, denn die Gesichtszüge sind ausgelöscht, und das frische Roth auf den Wangen ist verschwunden; es ist möglich, daß die Lebensstrenge auf dem schauerlichen Berge diese tilgte.“ „Und ich“, erwiderte die Gräfin, „gestehe, daß ich, da er mit uns redete, wiederholt versucht war, ihn als meinen Sohn zu begrüßen und zu umarmen; und ich war ganz aufgereg, und mein Herz sagte mir: Siehe deinen Sohn!“ Auch der Graf von Beauport theilte ihre Ansichten.

Während sie dieses Gespräch führten und ihre Zweifel einander mittheilten, war der Heilige in seinem Oratorium, wo er eine Stimme zu vernehmen glaubte, die zu ihm sprach: „Bernhard! gib dich deinen Ältern zu erkennen und prüfe sie nicht länger.“ Sogleich ging er zu ihnen und sprach mit bewegter Stimme: „Wohlan, seien Sie getröstet; Euer Sohn lebt und ist vollkommen gesund. Er hat Sie verlassen, und er that dieses einzig darum, um seinem Berufe zu folgen.“ Länger konnte er sich nicht mehr halten. Seinem aufgeregten Herzen entströmten weinend die Worte: „Ich bin Euer vermißter Bernhard von Menthon“, und warf

sich seinem Vater in die Arme, der, innigst gerührt, mit Jakob sprach: „Jetzt will ich freudig sterben, da ich dein Angesicht wieder gesehen habe.“ Er wandte sich darauf zur Mutter, die vor Freude und Schluchzen lange nicht zum Worte kam, endlich ausrief: „So, mein Sohn, so habe ich Dich wieder in meinen Armen! ich hätte nimmer geglaubt, daß auf eine so große Trauer noch größere Freuden folgen! Wie oft hat ich den Himmel, mir mein Kind wieder zu schenken, oder doch wenigstens dessen Aufenthalt zu entdecken, um zu erfahren, wie es ihm ergehe! Ich flehte zur Mutter der schönen Liebe, um von ihr Stärke und Ausdauer bei ihrem göttlichen Sohne mir zu erbitten; ich erinnerte sie an jene Schwerzen, die sie bei dem Tode ihres theuern Sohnes ausgestanden; ich bat sie inständig, mir verhülfflich zu sein in den Nachforschungen nach meinem Bernhard, und meine Schritte auf jenen Pfad zu leiten, auf dem er seiner Zeit von unserm Schlosse sich entfernte. Heute hat sich erwahrt: Wer auf Gott vertraut, wird nicht zu Schanden werden. Nun, mein ewig Geliebter! ist meine Sehnsucht gestillt, die Thränen, deren viele geflossen, verandeln sich in unaussprechliche Freude. Jetzt habe ich keinen andern Wunsch mehr, als meinen Gott in seinem Reiche bald zu sehen und ihn ewig zu besitzen.“ — Auch der Baron von Beauport, sein Taufpathe, der die rührende Szene mitangesehen hatte, war vor Freude außer sich, und wünschte den drei hohen Personen Glück, brachte allerhand Vorschläge, aber fast ohne Zusammenhang, weil seine Freudensergüsse sein Herz überwältigten.

Die Eltern suchten nun ihren lieben Aufgefundenen zu überreden, daß er diesen rauhen Berg verlasse, mit ihnen nach Menthen zurückkehre, oder wenn dieß nicht mit seinem

Berufe übereinstimme, so erbeten sie sich, ihm eine bequemere Wohnung zu erbauen. Bernhard hatte aber die Hand nicht an den Pflug gelegt, um zurückzuschauen, und gab ihnen zu verstehen, er könne sich weder von seinen Hospizen trennen, noch die Würde, die er bekleide, niederlegen. „Ich zittere“, sprach er, „vor den Würden der Kirche, wenn ich an die strenge Rechenenschaft denke, welche die Vorgesetzten einst vor dem Richtersthule Gottes erwartet! Ich fühle die Last meines Amtes, das ich gegenwärtig bekleide und nie gesucht habe. Noch heute würde ich diesem entsagen, wenn das Kapitel und mein Bischof mich entlassen würden. Dazu habe ich aber keine Hoffnung.“ Die Vormünder seines Lebens drangen nicht weiter in ihn, erkannten ebenfalls, seinen Posten und seinen Beruf könne er nicht aufgeben. Sie blieben noch einige Tage auf dem Jupitersberge, unterhielten sich mit ihm vertraulich, und erzählten ihm ihre seitherigen Erlebnisse, die Familienangelegenheiten in Menthen und die wichtigeren Todesfälle bei den Anverwandten. Auch lenkten sie das Gespräch auf das edle Kräulein von Miolans und offenbarten ihm, sie habe sich bald nach seiner Flucht in ein Kloster bei Grenoble zurückgezogen, wo sie als Nonne gottselig lebe. ¹⁾

1) Daß Margaretha von Miolans damals noch lebte, unterliegt keinem Zweifel, weil die ältesten Handschriften sagen, sie sei in hohem Alter gestorben. Die neuern Lebensbeschreiber des sebzehnten Jahrhunderts melden Alle: Unter Gottesmann habe, nachdem er ihren Aufenthalt aus dem Munde seiner Eltern vernommen, sogleich einen Brief an sie gerichtet, ihr zu ihrem Verufe Glück gewünscht und ihr erzählt, wie ihn seine Eltern gefunden haben. Unter Andern schrieb er ihr: „Ich verbarg mich sorgfältig vor der Welt, und doch fanden mich meine theuern Eltern auf den Alpen. Es war der Wille Gottes, der nicht der Wille der Menschen ist, und vor diesem müssen wir uns beugen. Es freute mich sehr, bei ihrem Wiedersehen zu vernehmen, Sie seien eine Ordensschwester geworden: Gut, und ich bin Priester.

Ebenfalls entdeckten sie ihm auch den Aufenthalt seines ehemaligen Hofmeisters German, in Talloires, dessen Tugend und Frömmigkeit sie überaus lobten. Noch versicherten sie ihn, für seine Hospize reichlich sorgen zu wollen, und kehrten, ihren Sohn demjenigen überlassend, der ihnen denselben nur anvertraut hatte, auf ihr Schloß Menthon zurück. Er be-

Christus ist Ihr Bräutigam, und meine Braut ist die Kirche. Das ist das Eheband, das Gott zwischen uns Beiden knüpfen wollte. Laßt uns dem allweisen Gott für unsern erhabenen Beruf danken, und streben wir aus allen Kräften nach unserer Selbstheiligung. Vergessen wir nie, die Zeit des Wirkens ist kurz, und mit eilenden Schritten naht sich der Tod alle Tage. Die blendende Welt vergeht mit ihren Reizen und Schönheiten, und nur die glückselige Ewigkeit, nach der wir uns sehnen, hat Bestand und Dauer. Dort werden wir uns wieder sehen, uns freuen und Gottes Güte loben, wenn wir jetzt gewissenhaft den Pflichten unsers Berufes nachleben. . . . Ich gedenke täglich Ihrer im heiligen Opfer; vergessen Sie auch meiner in Ihren frommen Gebeten nicht, damit ich hier meinen Lauf in heiliger Liebe vollende, und wir einst im Reiche Gottes in freudigem Gemisse aller Auserwählten einander wieder antreffen.“ Nach Empfang des Briefes antwortete Margaretha allgleich und schrieb: „Wie gut meinte es mit mir der liebe Gott, daß ich durch seine anbetungswürdige Güte nach so vielen Jahren endlich Ihren Aufenthalt erfuhr, um dessen Kenntniß ich schon oft betete! So! Sie sind noch am Leben, sind ein eifriger Diener der Kirche, der überall hochverehrte Unbekannte auf den Alpen, den heiligen Engeln nahe? Sollte ich Jenen vergessen, der täglich bei Darbringung des hochheiligen Opfers meiner gedenkt? . . . Ihre Ermahnungen, die Sie mir gaben, verpflichten mich zur treuen Erfüllung meines Berufes. Ich sende Ihnen mit diesem Briefchen ein Päcklein, das Geld enthält, zur Unterstützung ihrer dürftigen Hospize. Meine lieben Eltern haben mir ein jährliches Leibgeding von 4000 Pfunden angewiesen; ich biete Ihnen dieselben an, um etwas zu Ihrem Liebeswerke beizutragen, an dem Verdienste Ihrer frommen Stiftungen Theil zu nehmen, und mir von Gott eine selige Todesstunde zu erheben.“ Es wird auch erzählt, vor Allem habe Bernhard zuerst ein Schreiben an seinen ehemaligen Lehrer und Hofmeister nach Talloires gerichtet, was auch sehr wahrscheinlich ist; allein all diese Briefe sind nicht auf uns gekommen.

gleitete sie den Berg hinab eine weite Strecke, und nahm dann von Ihnen rührenden Abschied, den gewiß der Himmel segnete. Bei der Ankunft in Menthon kamen ihnen viele Leute entgegen, die nach ihrer Abreise vernommen, die edle Herrschaft hätte die Reise zum Auffuchen ihres Sohnes gemacht. Sie bemerkten aber gleich auf dem Antlitze der Ankommenden Frohsinn und Heiterkeit, woraus sie schlossen, ihre Nachforschungen hätten eine glückliche Entdeckung zur Folge gehabt. Sie begleiteten die Herrschaft auf ihr Schloß und baten, ihre Neugierde zu befriedigen, was sie gerne thaten; „denn“, sagten sie, „habet ihr die Leiden mit uns getheilt, so ist es auch billig, daß ihr an unsern Freuden Antheil habet.“ Vielleicht gingen auch Berichte nach Milans; es liegen aber keine Notizen vor, daß die Eltern der Gräfin Margaretha noch lebten; denn nach der Abreise nach der mißlungenen Heirath in Menthon werden sie niemals mehr erwähnt.

14.

Tod der Eltern Bernhard's.

Weit und breit im ganzen Lande
Ward nun Bernhard hoch geehrt:
Die Eltern mit frohem Herzen
Fanden Linderung ihrer Schmerzen,
Starben getröstet und bekehrt.

Hatte schon seit der Erbauung des Hospizes auf dem Jupitersberge Bernhard durch die Reisenden und Pilger einen Namen sich erworben, so wuchs nun sein Ruhm noch mehr, als bekannt wurde, er sei ein Edelmann aus Savoyen,

und er gehöre der Familie in Menthon an, die ebenfalls einen gefeierten Ruf hatte. Weit und breit erscholl sein Name, und aus aller Mund ertönte sein Lob. Das wußten und hörten seine alternden Eltern, und sie dankten Demjenigen, der Alles weise leitet. Nach ihrer Rückkehr auf ihr Schloß führten sie ein ganz anderes Leben, indem sie sich an der Schwelle der Ewigkeit betrachteten. Erst jetzt erkannten sie recht, welche herrliche Früchte eine gute Erziehung hervorbringe, machten einen Vergleich zwischen ihnen und andern Herrschaften, die eben auch viel auf Adel und Mitterthum hielten, ihre Kinder zu ebenbürtigen Verbindungen anhielten, die ihnen aber später viele Leiden verursachten, und zwar solche Leiden, daß sie vor der Zeit in's Grab hinabsanken. „Wir hatten“, sprachen sie zu einander, „auch unsern Theil der Leiden, und mußten eine harte Prüfungsschule durchgehen; allein ohne daran zu denken, haben wir selbst aus nicht gereifter Ueberlegung dazu beigetragen. Wir haben bei allen Unangenehmlichkeiten ein hohes Alter erreicht und sind nun unendlich getröstet. Wem haben wir dieß zu verdanken? Ist es nicht unser ehemalige Hofmeister German, der unsern Sohn in der Furcht des Herrn heranzubildete, und den wir aus unüberlegtem Eifer aus unserm Schlosse entfernten? Laßt uns hingehen, über das Vorgefallene Abbitte leisten, ihn ersuchen, er wolle das wichtige Geschäft unseres Heiles übernehmen. Der Vorhang zur Ewigkeit fällt bald vor uns, und die Reichthümer, die Burg von Menthon, die wir lange bewohnten, kommen bald in fremde Hände. Thun wir Vorsorge, daß das große Vermögen uns nach dem Tode nicht beschwere, sondern zur Seligkeit gereiche.“

Schon nach einigen Tagen gingen sie nach Talloires,

meldeten sich an der Klosterpforte, und verlangten den P. German zu sprechen, den sie seit der Vertreibung aus ihrem Schlosse nicht mehr gesehen hatten. Er erschien alsogleich, ward aber außerordentlich überrascht, als er den Baron und die Baronesse vor sich hatte. Er verlor seine Fassung nicht, empfing sie höflich mit seiner angeborenen Herzensgüte; und als sie Alibitte leisten wollten, kam er ihnen zuvor, und versicherte die Edlen, sie hätten ihm den größten Dienst geleistet; denn was er schon lange ausführen wollte, sei dadurch früher zu Stande gekommen. Bald merkte er, daß sie ihm freundige Neuigkeiten mitzutheilen hätten, und er war bereit, sie anzuhören. Sie erzählten nun ihre Reise, das Auffinden ihres Sohnes auf dem Jupitersberge und das heilige Leben und Wirken desselben. Innige Freude überströmte sein Herz, als er den Aufenthalt seines ehemaligen theuren Schülers erfuhr; denn wir dürfen zuversichtlich annehmen, daß auch German weder Spuren noch Kenntnisse hatte, was für eine Richtung der heilige Flüchtling genommen. Bernhard, der vor der Welt unbekannt bleiben wollte, der sich vor seinen Eltern verbarg, öffnete Niemanden seine Herkunft und seinen Namen. Ja, vielleicht wußte auch er nicht, wohin sich German nach der Vertreibung aus dem väterlichen Schlosse mit den zwei Dienern zurückgezogen. Nun baten die vornehmen Besucher den frommen Vater, daß er das Geschäft ihres Seelenheiles übernehme, wozu er ohne Bedenken zusagte. Er sah sich für seine frühere Mühe, die er für seinen Schüler verwendet, hinreichend entschädigt; und er betrachtete es als Gewissenssache, die Eltern ebenfalls auf die Ewigkeit vorzubereiten; denn die Heiligen werden nie müde, Heilige zu bilden und die Zahl der Auserwählten im Reiche Gottes zu vermehren. Er be-

suchte sie oft in Menthon, wo er den Grafen und die Gräfin durch seinen heiligen Lebenswandel erbaute; die passenden Lehren und anziehenden Gespräche wirkten heilsam auf sie, die täglich in der Vollkommenheit zunahmen. Sie ordneten ihre zeitlichen Sachen, machten bedeutende Vermächtnisse für die Armen und Kirchen, den größten Theil aber bestimmten sie für die zwei Hospize ihres Sohnes auf den Alpen, und beschenkten auch das Kloster Talloires, in welchem German seine Tage zubrachte. Da sie wohl wußten, daß German das beschauliche Leben der Einsamkeit dem Zusammenleben der klösterlichen Jmmung vorziehe, wiesen sie ihm einige Summen an, aus denen er in der Nähe seines Klosters eine Einsiedelei erbaute. Vielleicht hat er die Herrschaft selbst darum gebeten, als sie ihn bei der Anordnung ihrer Vermächtnisse zu Rathe gezogen. Nachdem diese bescheidene Einsiedelei mit einem Oratorium aufgeführt war, bezog German dieselbe. Da lebte er nun zufrieden im Umgange mit Gott und seinen Heiligen, da verrichtete er viele gottselige Werke, und erwartete freudenvoll die Stunde seines Hinscheidens, um in das himmlische Reich überkleidet zu werden. Wie er's gewünscht hatte, wurde er daselbst beigesetzt. Seine Gebeine sollen jetzt noch da ruhen.

Richard und Bernoline widmeten ihre letzten Lebenstage einzig ihrem Heile in stiller Zurückgezogenheit und frommen Uebungen. Der Welt gänzlich abgestorben, hatte das großartige Hofleben keine Reize mehr für sie, indem sie die Hinfälligkeit und das Verschwinden alles Geschaffenen anerkannten; darum war nun ihre höchste und einzige Sorge, Gott zu lieben und zu dienen, was der Seele Trost und Stärke gewährt. Die Besuche der Großen wurden immer

seltener, und das Haus Menthon gleich mehr einem Kloster als einem adeligen Sitze, wo das Weltleben gewöhnlich seine Rolle spielt. Ihr hohes Alter und ihre abnehmenden Kräfte betrachteten sie als Vorboten ihrer baldigen Auflösung. Beide entschloßen bald nach einander fromm und gottergeben, mit den Tröstungen der katholischen Kirche gestärkt, in den Armen German's, der ihnen die Augen schloß, und sie auch wahrscheinlich bestattete. Weder Jahr noch Tag ihres Hinscheidens finden wir verzeichnet; wenigstens meldet der Archidiafon Richard nichts davon; aber Alles stimmt darin überein, daß sie, nachdem sie vom Jupitersberge herabgekommen waren, nicht mehr lange lebten. Daß German sofort die Todesanzeige dem heiligen Bernhard machte, wie sie es gewünscht hatten, ist nicht zu bezweifeln; denn es ist Pflicht, den letzten Willen der Sterbenden zu erfüllen. Nach der Ueberlieferung soll der Heilige, als man ihm den Tod seiner Eltern anzeigte, heiße Thränen vergossen haben. Und wer sollte bei einem solchen Anlasse nicht weinen? Was ist theurer, als der Name Vater und Mutter? Und was schmerzlicher, diese zu verlieren? Sollte es nicht auch einem Heiligen zu Herzen gehen, wenn die zärtlichsten Bande, mit denen er innigst verbunden gewesen, gelöst werden? Weinte nicht auch der heilige Simon Stulites, als man ihm den Tod seiner Mutter hinterbrachte? Dieser stand 30 Jahre lang auf einer 40 Ellen hohen Säule. Seine Mutter kam einmal auf Besuch, und er ließ sie nicht vor; bei der Anzeige ihres Todes aber vergoß er Thränen, und betete eifrig für ihre Seele. Die Heiligen weinen aber nicht nach Art der Weltleute, welche die Todten als ihre Todten beweinen; sie trösten sich mit der festen und gegründeten Hoffnung des Wiedersehens im Lande der himmlischen

Glorie. So auch Bernhard, da ihm German die Frömmigkeit seiner Eltern in den letzten Tagen, das heilsame Verfügen über ihre Güter, und ihre Gottergebenheit auf dem Todtbette meldete. Er versammelte seine Mitbrüder um sich, theilte ihnen die Trauerkunde mit, empfahl die Seelen der Verbliebenen in ihr Gebet und bat sie, ein ganzes Jahr das heilige Messopfer für seine Eltern darzubringen. Daß von nun an Bernhard und German, nachdem beide ihren Aufenthalt kennen gelernt, in brieflichem Verkehre standen, läßt sich kaum bezweifeln; doch sind keine Schreiben auf uns gekommen. Auch wissen wir nicht, wann German starb, jedenfalls vor seinem heiligen Jüngling, der ein hohes Alter erreichte.

15.

Bernhard geht nach Rom.

Was die Kirch' hat gut geheißen,
Segnet unser Herr und Gott;
Gibt Gedeihen in den Zeiten,
Und beschirmet immerfort.

Die zwei Hospize auf den hohen Gebirgen, die ihr Entstehen, nebst dem Apostel der Alpen, der Wohlthätigkeit der christlichen Welt verdankten, gediehen mehr und mehr, und erfreuten sich des sichtbaren Segens von Oben. Der heilige Stifter, der alle Hindernisse siegreich überwunden, hatte seine Häuser der Gastfreundschaft geöffnet, welche die Bedürfnisse der Reisenden befriedigten. Auch mehrte sich unter ihm die Zahl der Religiösen, die hinreichten, in beiden

Hospizen Aushülfe zu leisten. Vor allem aber war ihm daran gelegen, jedem einen Oberrn vorzusetzen; und damit der gleiche Geist in seinen Häusern unter den Gliedern walte, traf er möglichst Vorjorge, allen Entzweigungen, die etwa später entstehen könnten, vorzukommen. Unter den Hospizen gab er jenem auf dem Jupitersberge den Vorzug; der Vorsteher desselben war eigentlich der Hauptführer beider Häuser. Weil aber alles Gedeihen von Gott kommt, so stellte er diese unter den Schutz des Allerhöchsten, seiner heiligen Mutter und des heiligen Nikolaus; er wußte aber auch, daß der Herr auf Erden eine Kirche gestiftet, welche die Stelle Gottes hier vertritt, und was diese gut heiße und in Schutz nehme, eine höhere Kraft erhalte. Darum war es ihm ganz besonders daran gelegen, seine Hospize dem heiligen Stuhl anzuempfehlen, und die Bestätigung desselben zu erwirken. Die Gutheißung konnte er durch Abgeordnete erhalten; Bischöfe und Grafen hätten gerne diesen Auftrag vollzogen und dem greisen Archidiakon die Reise erspart; allein er wollte persönlich den Vater der Christenheit besuchen, und ihm in aller Ehrfurcht seine Ergebenheit bezeigen. Zudem hegte er schon lange ein inniges Verlangen, die Gräber der Fürstenapostel zu besuchen, ihre Reliquien zu verehren, und auf jenem Boden ihren Schutz zu ersuchen, auf dem sie ihr Blut vergossen hatten. Weder sein hohes Alter, noch die Weite der Reise, noch die damit verbundenen Beschwerden konnten sein Vorhaben ändern.

Der von Alter gebleichte Mann, der bereits 84 Jahre zählte, ergriff den Missionsstab, und begab sich in die Lombardei. Sobald er sich einer Stadt, einem Flecken oder Dorfe nahte, kamen ihm die Einwohner schaarenweise entgegen: Einige dankten ihm für die früher geleisteten Dienste

und verlangten, daß er ihnen Verhaltensvorschriften in den verschiedenen Lebensfällen ertheile; Andere zog die Neugierde herbei, den überall Gefeierten kennen zu lernen; Alle aber empfahlen sich in sein Gebet. In der Lombardei verwüsteten damals zwei ketzerische Sekten die Kirche Gottes: die Antropomorphiten und die Sakramentirer. Beide Parteien bethörten durch ihre Irrlehren die Gläubigen, und verleiteten Viele zum Abfalle. Unser Apostel bereiste diese Gegenden, predigte mit jugendlichem Eifer die wahren Glaubenslehren, ob sie gelegen oder ungelegen kamen, wanderte von Ort zu Ort, beschwor die Abgefallenen, zur Einheit der Kirche zurückzukehren, und den Betrügnern keinen Glauben beizumessen. Seine väterlichen Mahnungen, mit dem Geiste der Liebe gewürzt, wurden gut aufgenommen, und der Himmel segnete sichtbar die Arbeiten seines eifrigen Dieners durch die schnelle und aufrichtige Bekehrung der Irregeführten. Italien war damals noch von einer andern Seite her zerfleischt: zwei Fürsten, Hardewich und Heinrich II., der Lahme, stritten um die Krone, und richteten viel Unheil an. Beide hatten ihre Anhänger, die schonungslos einander verfolgten. Bernhard ging zum Fürsten Hardewich, hielt ihm sein Unrecht vor, und sprach warnend, er lade eine große Verantwortung auf sich, die ihn einst vor den Richterstuhl Gottes ziehe; seiner Herrschsucht wegen vergieße er das Blut der Christen. „Entsage“, sagte er, „dem irdischen Throne, um einst im Himmel mit der ewigen, unverwelklichen Krone geschmückt zu werden“. Für den Augenblick wirkte Bernhard nichts aus, weil Hardewich noch voll stolzen Sinnes war; allein später rührten ihn dessen Worte, er erkannte die Hand Gottes, die ihn in einem zweiten unglücklichen Waffenzuge traf, entsagte der Welt, begab sich

nach Isorea in das Kloster Fructuosus, wo er drei Jahre Buße that, und 1015 gottselig starb.

Nachdem Bernhard seine Missionen in der Lombardei vollendet hatte, wanderte er der ewigen Stadt zu, die er ohne Unfall erreichte. Sofort besuchte er die Gräber der heiligen Apostel, dankte diesen, daß sie uns den christlichen Glauben von Asien nach Europa gebracht haben, und es ergriff ihn eine große Ehrfucht, als er auf dem Boden so vieler heiligen Blutzengen knieete. Nachdem er seiner Andacht genügend gepflogen, verlangte er den heiligen Vater zu sehen. Noch müssen wir bemerken, um die Gründung der zwei Hospize wußte man in Rom schon lange, und auch der Name des Gründers war nicht unbekannt. Wie in vielen Theilen Europa's der preiswürdige Alpenapostel gefeiert wurde, ebenso war auch dessen Ruhm in Rom verbreitet, ehe der ehrwürdige Archidiacon dasselbst anlangte. Johann XVIII., der damals auf dem Stuhle des heiligen Petrus saß, empfing ihn in allen Ehren und mit aller Güte, hörte seine Bitte an, und als der Heilige zu reden aufgehört hatte, spendete ihm der Papst Lob und Dank für die Dienste, die er der Kirche, den Pilgern und Reisenden geleistet ¹⁾. Er bestätigte seine bisherigen Einrichtungen, gestattete ihm, eine Kongregation zu bilden und auch für die künftige Fortdauer Novizen aufzunehmen. Er erhob seine geistliche

¹⁾ Die neuern Biographen unseres Heiligen melden, er sei schon früher, nämlich 998, als Gregor XV. den päpstlichen Thron inne hatte, nach Rom gegangen und habe von diesem seine Hospize bestätigen lassen. Allein diese Angabe beruht auf keinen sichern Belegen. Zwei Reisen nach Rom hat er gewiß nicht unternommen, denn er war zu sehr mit Arbeiten beladen und von allen Seiten her in Anspruch genommen. Herr Chorherr Dorsaz, der bei der Beschreibung des Lebens des heiligen Bernhard verschiedene Handschriften zur Hand hatte, weiß

Verbrüderung zu einer Propstei, und bewilligte dem jeweiligen Propste derselben auf dem Jupitersberge das goldene Kreuz, den Ring und den Krummstab — in der Form eines Archidiaconsstabes — auch das Chorhemd und über dieses das Mäntelchen im Chore; er unterwarf die Hospize unmittelbar dem apostolischen Stuhle, und befreite sie von allen Steuern, Abgaben, Zöllen, Zehnten und Jahrgeldern. Wahrscheinlich übergab er ihm die Bestätigung in einer Bulle, sie ist aber nicht mehr vorhanden; dagegen liegen von spätern Päpsten viele Bullen vor. Als Bernhard seinen Zweck erreicht hatte, kniete er vor dem Statthalter Christi nieder, empfing seinen Segen, und konnte wohlgetröstet mit dem greisen Simeon ausrufen: „Nun, o Herr! entlasshest Du Deinen Diener im Frieden“; doch dachte er nicht daran, daß seine Tage gezählt, seine Pilgerreise auf Erden beschlossen, und daß er weder seine Brüder noch seine Hospize mehr sehen werde. Und doch war dieß bei ihm der Fall. Niemand weiß das Ziel seiner Reise.

von einer frühern Reise nach Rom nichts zu berichten; vielmehr beweist er, daß der Heilige, als er in Rom den Papst Johann XVIII. besuchte, und von diesem die Bestätigung seiner Hospize erhielt, nicht mehr auf den Jupitersberg zurückkehrte, weil ihn der Tod in Ravenna ereilte.

Bernhard stirbt in Novara.

Wißest du uns nicht vergessen,
Die wir leben in der Zeit!
Auf daß wir dich wieder sehen
In der seligen Ewigkeit.

Der heilige Greis freute sich sehr über die päpstlichen Zusagen und Vergünstigungen, und verließ frohen Sinnes die ewige Stadt. Er beschleunigte seine Schritte, um am 30. April in Novara zu sein; denn an jenem Tage feierte man daselbst das Fest des heiligen Priesters und Martyrers Laurentz, zu welchem er eine hohe Verehrung hegte. Nachdem er sich noch einige Tage in Pavia aufgehalten, kam er am 29. April nach Novara, und kehrte in das dasige Kloster der B. Benediktiner ein. So oft er in diese Stadt kam, suchte er Herberge bei diesen würdigen Söhnen des heiligen Benedikt, die er ganz besonders liebte, weil sie ihre Ordensregeln genau befolgten und einen frommen Lebenswandel führten. Seine Ankunft verbreitete sich sogleich durch die Stadt. Der damalige Bischof von Novara, Peter III., der Klerus, der Adel und das Volk bezeugten große Freude über die Ankunft des Archidiacon's von Aosta, wohlwissend, seine Anwesenheit beim morgigen Feste werde die Feier erhöhen; allein dieser Jubel verhallte bald. Plötzlich wurde Bernhard von einem hitzigen Fieber befallen, welches befürchten ließ, daß seine Auflösung nahe. Das erkannte der hohe Erkrankte selbst. Um unserm Herrn und Gott zu gleichen, der an einem Kreuzbalken starb zur Erlösung, Entsündigung

und Heiligung der Menschen, wollte auch er auf hartem Lager seine Lage beschließen; allein die zunehmenden Schmerzen nöthigten ihn, ein Bett anzunehmen. Der Abt und die Mönche des Klosters trugen für ihn die möglichste Sorge und behandelten den hohen Kranken, wie es sich geziemte. Die Einwohner von Novara flehten für seine Genesung zum Himmel, und öffentliche Gebete wurden in den Kirchen der Stadt gehalten. Es gibt verschiedenartige Fieber: bei heftigern befinden sich oft die Kranken fast in einem bestimmungslosen Zustande, fangen darauf an zu schlafen; wenn sie aber erwachen, so sind sie ermattet und haben Geistesgegenwart. Wenn nun unser Kranke in lindernden Stunden sich befand, empfing er Alle ohne Ausnahme, die ihn zu sprechen oder zu besuchen verlangten; er hörte geduldig und voll Liebe die Reichen und Armen, die Großen und Gemeinen an, betrachtete Alle als Christen, als theure, mit dem Blute Jesu Christi erkaufte Seelen, und gab ihnen von seinem Schmerzenslager aus heilsame Lehren; er tröstete die Betrübten, ermahnte zur Thätigkeit, und ganz besonders sprach er den Priestern zu, denen er strenge an's Herz legte, ihre Pflichten getreu im Weinberge des Herrn zu erfüllen, das Unkraut auszujäten, die zarten Pflanzen zu begießen, und vor widrigem Einflusse zu schirmen. Alle, die seine Zusprachen hörten, schieden wohlgetröstet von ihm. Die innigste Theilnahme, welche die Novarianer ihm bewiesen, war für ihn trostvoll und erquickend; und er entschloß sich, obwohl schwach und abgemattet, noch einmal seine Stimme öffentlich auf der Kanzel hören zu lassen, die er so oft bestiegen hatte.

Im Jahre 1007 fiel das Fest der hochheiligen Dreieinigkeit auf den 1. Brachmonat. Wie Richard und Johann von Ceylan berichten, hielt Bernhard an diesem Tage seine

letzte Predigt. An der Schwelle der Ewigkeit und bereit, vor Gott zu erscheinen, sprach er vom Tode, und stellte einen Vergleich zwischen dem Tode des Gerechten und demjenigen des unbußfertigen Sünders. Niemals sah man ihn so befeelt und beredt. Seine Worte flogen wie Pfeile in die eingeschlaferten Gewissen seiner Zuhörer. „Uebermüthige“, sprach er, „demüthigt euch eurer Vergänglichkeit wegen; Geizhälse, Ausschweifige, entjaget euren lasterhaften Gewohnheiten; Vaue, fasset neuen Muth; Feindselige, versöhnet euch; Neidische und Argwöhnische, erröthet, von Leidenschaften beherrscht zu werden, die dem Teufel gleichen; Faulle und Träge, leget Hand an die Arbeit; Wucherer, niedrige Sklaven des Metalls, entschließet euch, das angeeignete Gut zu ersetzen.“ Diese letzten Worte flogen wie Lichtstrahlen in die Herzen der Novarianer. Kaum war der erschöpfte Prediger von der Kanzel herabgestiegen, so packte ihn gewaltig das Fieber, weit heftiger als je; die letzte Hoffnung der Genesung war verschwunden; er legte sich wieder zu Bette, lebte noch zwölf Tage, und litt große Schmerzen, denn der Ewige wollte ihn hier von allen Mackeln der Sünde reinigen. Er hatte seine Missionen auf Erden vollendet, und war bereit, dem göttlichen Willen sich zu unterwerfen.

Als die Anzeige auf dem Jupitersberge anlangte, eilten sogleich einige Oberherren nach Aosta, begaben sich zum Domherrn Richard und gingen mit ihm nach Novara, um ihrem sterbenden Vater die zärtlichste Liebe zu erweisen und seinen letzten Willen anzuhören. Als Bernhard ihrer ansichtig wurde, sprach er: „Höret, meine lieben Kinder, die letzten Worte eines Sterbenden, und empfanget die Rätthe und Ermahnungen als ein Unterpfind meiner Liebe! Was ich euch sage, das sage ich auch denen, die auf dem Berge weilen;

theilet es bei eurer Zurückkunft ihnen mit! Ich kämpfe mit dem Tode; mein Leib ist ohne Kraft und meine Seele müde, zu wohnen in einer verführerischen und lockenden Welt! Ich zittere vor den ewigen Strafen, und wenn ich bedenke, daß man nach dem Hinscheiden in eine Ewigkeit geht, wo strenge Rechenenschaft vor einem unerbittlichen Richter abgelegt werden muß, so banget meiner Seele; denn was für gute Werke habe ich geübt? Sind sie des Himmels werth? Oder habe ich vielmehr Böses gethan und die Hölle verdient? Ach! die Ewigkeit verbirgt mir jetzt Vieles, und bald fällt ihr Vorhang! Jesus, mein Richter, sei mir gnädig! Vereiniget, meine Lieben, euer Gebet mit dem meinigen, auf daß ich Vergebung meiner Sünden erlange! Ich erkläre, daß ich Alles fest glaube, was Gott durch seinen Sohn uns geoffenbaret und durch seine heilige Kirche uns zu glauben befiehlt. Spaltungen und Irthümer verabscheute ich immer, und ihr, haltet fest an dem Felsen, auf welchen die untrügliche Kirche gebaut ist! Bekennet euch zur Glaubenslehre, und unterwerfet eure Vernunft derselben! Traget Sorge, die Regel, die uns Gott durch die Hände unsers heiligen Vaters Augustin gab, und die mir der heilige Vater bestätigte, mit aller Genauigkeit zu beobachten! Erwäget wohl, mit einem Gelübde habet ihr diese zu halten versprochen, und Gott wird euch darüber wie über seine Gebote richten. Vergesset die Ausübung der Gastfreundschaft nie: ohne Sünde dürfet ihr diese nicht vernachlässigen, und sie ist für euch nicht nur eine Tugend, sondern Verpflichtung und Gewissenssache. Nehmet Alle, besonders die Armen, in Liebe auf, und theilet mit ihnen das Brod, welches Wohlthäter euch spenden; dann versichere ich euch, ihr werdet keinen Mangel leiden; die Liebesgaben werden sich mehren, und ihr

werdet vom Geber alles Guten dafür den Lohn empfangen, wenn er zu euch sagen wird: „Was ihr einem dieser Geringsten gethan habet, das habet ihr mir gethan; kommet, ihr Gesegnete meines Vaters, und besizet das Reich, welches seit dem Anbeginne der Welt euch bereitet ist; denn ich war hungriq, und ihr habt mich gespeiset; ich war durstiq, und ihr habt mich getränkt; ich war ein Fremdling, und ihr habt mich beherbergt; ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet; ich war krank, und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnisse, und ihr seid zu mir gekommen.“ — Seid gehorsam meinem Nachfolger, und bittet ihn in meinem Namen, er wolle der Eigenschaften eines Obern, der Sanftmuth, Klugheit und Liebe gegen seine Untergebenen eingedenk sein, und ohne dringende Nothwendigkeit an der gegenwärtigen Einrichtung der Hospize nichts ändern. Erkennet die Archidiaconen von Aosta immer als euer Obern an. Brüder, wachet auch, daß man keinen Nebengasthof auf unsern Bergen baue; denn dieß wäre nicht nur gegen meinen Willen, sondern ihr würdet dadurch die Verdienste eurer Gastfreundschaft verlieren. Euer Wandel sei stets im Himmel; lebet in Eintracht und Liebe, und das Band der Liebe knüpfe den Bruder an den Bruder. Erweist mir Gott Barmherzigkeit, so will ich ihn bitten, daß sein Geist allzeit unter euch und euern Nachfolgern verbleibe; und wenn ihr gewissenhaft meine gegebenen Vorschriften haltet, so versichere ich euch, Gott wird eure Handlungen segnen; und ihr werdet euch bei euerm Hinscheiden von den Bergen zum Himmel erheben. Euch Alle hoffe ich dort wieder zu sehen und mit den Worten zu begrüßen, die der Herr zu seinen Jüngern sprach: „Keiner von denen, die du mir gegeben, ist verloren gegangen.“

Darauf wandte er sich an den Domherrn Richard von Aosta, den er ganz besonders liebte, der ein geistreicher und tugendhafter Mann war. Zu ihm sprach er: „Wenn Sie nach Aosta zurückkehren, so sagen Sie in meinem Namen dem Hochw. Bischof Anselm II. und dem ehrwürdigen Domkapitel mein letztes Lebewohl; ich bitte die Nachfolger in meinem Amte, daß sie Gastfreundschaft üben, und ihre Ersparnisse meinen Hospizen zukommen lassen. Mein Herz schlug warm für Aosta und den Jupitersberg; Beide waren stets der Gegenstand meiner Liebe. Wie Sie sehen, sterbe ich in der Fremde, ferne von meinen Mitbrüdern, und sie haben nicht den Trost, mich in ihrer Mitte scheiden zu sehen. Darum trage man denn meine entseelte Hülle nach Aosta oder auf den Jupitersberg, damit sie doch wenigstens ein Andenken an meinem Grabe haben. Ich empfehle meine Seele in Ihr und in das Gebet Aller, und man bringe oft für dieselbe das heilige Messopfer dar.“ Alle Anwesenden weinten während er sprach, warfen sich vor ihrem sterbenden Propste nieder, versprachen seine Ermahnungen getreu zu befolgen, selbe den abwesenden Brüdern mitzutheilen, und baten um seinen Segen. Da erhob er seine Hand mit den Worten: „Ich habe zwar die Kraft der Väter nicht; aber meinen Segen kann ich euch nicht vorenthalten. Es segne euch durch mich Gott der Vater, der Sohn und heilige Geist im Leben, im Tode und in der Ewigkeit.“ Alle sprachen: „Amen.“ Und als sie aufgestanden, streckte er seine Hände aus dem Bette ihnen entgegen und sprach mit gerührter Stimme: „Kommet, meine Freunde, ihr Vielgeliebte meines Herzens, mich zu umarmen! Kommet, kündet mir meine Abreise an! Habe ich nicht lange genug gelebt, und ist es nicht Zeit, daß ihr meine Augen zuschließet? Warum weinet ihr?“

Ich taue ja für die Welt nicht mehr, und ich würde euch zur Last fallen. Ich bitte alle Jene um Verzeihung, die ich etwa beleidigt, und habe ich aus Schwachheit Jemanden geärgert, so denke er ferner nicht daran, und er erinnere sich der Worte des Apostels: „„Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle.““

Von nun an beschäftigte er sich nur mehr mit dem Heile seiner Seele. Er erinnerte sich aus seinem frühern Leben einiger kleiner, begangener Fehler, von denen selbst die Heiligen nicht frei sind; er beichtete oft, und empfing alle Tage das heilige Abendmahl, wobei auf seinem Antlitze ein himmlischer Strahl leuchtete. Immer war er in sich versammelt, und wenn er betete, hörte man ihn sagen: „Mein Herr und mein Gott! Jetzt naht der Augenblick, wo ich Dich nicht mehr unter Brodesgestalten, sondern von Angesicht zu Angesicht schauen werde!“ Zum Himmel blickend betete er in seliger Wonne: „Heilige Maria! bitte für mich! Auf dich setze ich meine Hoffnung des Heiles; halte fern von mir den Versucher, der wie ein brüllender Löwe herumslauert und die Sterbenden zu verschlingen droht! Ich bitte dich, meine Mutter, verlasse mich nicht in diesem so wichtigen Augenblicke, der über mein Wohl und Weh eine ganze Ewigkeit entscheidet.“ Dann wandte er sich an seinen Schutzheiligen: „Und du, heiliger Nikolaus! du warst immer mein Beschirmer, kannst du mir jetzt deinen Schutz in einer so gefährlichen Lage versagen?“ Im nämlichen Augenblicke erschien ihm der heilige Bischof Nikolaus, ihn tröstend und zur himmlischen Tafel einladend. Am 13. Brachmonat 1007 übergab er seine geheiligte Seele in die Hände seines Schöpfers. Seine letzten Worte waren, die Augen zum Himmel gerichtet: „Herr, ich lege meine Seele in deine Hände.“ Der

heilige Bernhard war 84 Jahre und einige Monate alt; 42 Jahre war er Archidiacon unter drei Bischöfen, und er konnte sterbend mit dem heiligen Paulus ausrufen: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet und mir erübriget die Krone der Gerechtigkeit, welche Gott Allen bereitet hat, die ihn lieben.“ Die Diözese von Aosta verlor ihren Vater, die Kirche ihre Zierde und die Chorherren auf dem Jupitersberge ihren Vorsteher und geistlichen Führer.

17.

Bernhards Begräbniß.

Es ist vollbracht! Er hat vollendet;
Die blasse Leiche sinkt zur Ruh;
Der Friedensbote war gesendet,
Und führt sein Geist dem Himmel zu,
Wo er der Freuden reinste Fülle
Aus Gottes Vaterhand genießt,
Indeß die starre milde Hülle
Der Muttererde Schoos umschließt.

Bald verbreitete sich die Nachricht vom Tode Bernhards durch die ganze Stadt Novara; man hörte in allen Straßen die verschiedenen Ausdrücke: „Der heilige Bernhard von Menthon, der Archidiacon von Aosta, der Alpenapostel, der Vater der Reisenden über den Jupitersberg ist gestorben.“ Die Väter Benediktiner, die ihm in der Krankheit die möglichste Liebe erwiesen, gaben sich alle Mühe, die Leiche nach kirchlichen Gebräuchen auszustatten, setzten sie in ihrer Todtenkapelle aus, wo sie bis zur Beerdigung verblieb, und beteten vor ihr die Psalmen oder das Todtenoffizium. Von allen Seiten drängten sich Große und Ge-

meine zu der Leiche hinzu, um den Seligen zu verehren und von ihm ein Andenken zu erhalten. Man beraubte ihn seiner Haare und Kleider, und man mußte ihn sogar bewachen lassen, damit er nicht ganz ausgeplündert werde. Die Chronik von Novara erzählt wunderbare Dinge, die bei seiner Leiche sich ereigneten und die Auserwählung des Gottesmannes bestätigten. Die Hitze war damals sehr groß, ja fast unerträglich; bei solchen Anlässen gehen die Leichen bald in Fäulniß über, was bei Bernhard nicht der Fall war; auch gab er keinen widrigen Geruch von sich. Diese Zeichen deuteten auf seine Heiligkeit und die Gläubigen kamen herbei, um durch seine Fürbitte bei Gott Gnaden zu erlangen.

Man erzählt, daß ein Mann von Novara, der als Freund des Verstorbenen gelten wollte, einen köstlichen Sarg verfertigen ließ, um den Leib desselben hinein zu legen. Der Sarg war groß und breit genug, die Leiche aufzunehmen; allein als man sich anschickte, den Leib zu heben, konnte man ihn nicht von der Stelle bringen, was große Verwunderung erregte. Bald erkannte man die Ursache. Der Mann, welcher das Geschenk machte, war ein Wucherer, und die Wucherer verabscheute Bernhard im Leben; darum wollte er auch nach seinem Hinscheiden kein Geschenk, aus ungerechtem Gute erworben, annehmen. — Ein edler Ritter, der diesen Vorfall mitangesehen hatte, erbot sich, einen andern Sarg herbeizuschaffen; sein Anerbieten wurde angenommen; er brachte einen starken und schweren Sarg; ohne Anstand ließ sich der Heilige aufheben und in denselben legen; ja der Sarg wurde sogar so leicht, daß die Träger keine Last auf ihren Schultern verspürten. Und noch mehr: Als der Wagen zu der Basilika kam,

hob man den Sarg ab; durch Unachtsamkeit ließen die Männer denselben auf den Boden fallen; und zwei in der Nähe stehende Männer kamen mit ihren Schenkeln und Füßen darunter. Natürlich war das Erste, die Gedrückten zu befreien; aber der Sarg war schwer und nur mit großer Mühe konnte man ihn aufheben; man befürchtete, die Schenkel und die Füße der unter dem Sarge Liegenden seien gebrochen oder zerquetscht; allein weder Verletzung noch Schmerz fühlten die Männer; sie priesen vielmehr Gott, der wunderbar in seinen Heiligen ist, und leisteten Hülfe bei Tragung des Todtenbaumes in die Kirche.

Der 15. Brachmonat war für Novara ein merkwürdiger Tag, der eine rührende Scene darbot: die Straßen und Kirchgänge waren von Leuten angefüllt und eine unabschbare Menge, darunter Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen, Priester und Kleriker, Alte, Junge und Kinder, drängte sich zur Benediktinerkirche hin, in der die Patres das Todtenoffizium sangen. Viele, besonders die Adelligen, brachten Geschenke, um den Sarg und das Grab des heiligen Archidiacons zu schmücken und herrlich auszustatten. Als der Zug sich nach der St. Laurenzenkirche bewegte, waren die Straßen so dicht besetzt, daß man kaum durchkommen konnte; jedoch fielen keine Unordnungen vor; und als man den Sarg in die Todtengruft hinabließ, spielte eine ergreifende Todtenmusik. Im Jahre darauf — den 10. April 1008 — wurde der Heilige dem Grabe enthoben und zur Verehrung der Gläubigen auf dem Altare ausgestellt.

Obsehen der heil. Sterbende gewünscht hatte, seine letzte Ruhe in Nosta oder auf dem Jupitersberge zu finden, so erfüllte sich weder sein noch der Wunsch derer, die Anspruch

auf seine Leiche hatten. Zwischen den Augustinern auf dem Jupitersberge und den Einwohnern von Novara war nach seinem Tode ein wahrhaft heiliger Streit entstanden. Erstere verlangten ihren Vater und Stifter auf den Berg zurück, indem sie behaupteten, sie hätten das volle Recht auf die Leiche, die ihnen angehöre; es sei der ausdrückliche Wille des Verbliebenen gewesen, daß man ihn in Mosta oder auf dem Jupitersberge der Erde übergebe; noch sterbend habe er diesen Wunsch ausgesprochen, und es sei Gewissenssache, den letzten Willen eines Verstorbenen zu erfüllen. Allein da halfen alle Gründe nicht; die Stadt Novara widersetzte sich mit allen Bürgern und Einwohnern, welche den Verbliebenen nicht fortragen ließen; sie sahen den Besitz desselben für einen Glücksstern für die Stadt und die ganze Lombardie an und sagten zu den Augustinern: „Wir haben auf den Archidiacon von Mosta so viel Recht als Ihr; hat er sich nicht gegen uns stets gewogen gezeigt und viele Jahre hindurch viele Beweise seiner Anhänglichkeit gegeben, indem er hier oft predigte und andere Angelegenheiten schlichtete? War es nicht ein Zeichen von Oben, daß er eben hier seine Tage beschloß? Warum sollten wir nun Eurem Begehren willfahren, in das wir nie einwilligen können? Hier ist er gestorben, hier soll er bei uns ruhen.“ Traurig verließen die Bewohner des neuen Hospizes auf dem Jupitersberge nach der Beerdigung des Heiligen die Stadt, kehrten zurück und berichteten die zurückgebliebenen Mitbrüder über den ganzen Verlauf ihrer Reise.

Bernhards Wunderwerke.

O schaue aus dem Reich des Lichts
Auf's dunkle Thal der Erde,
Und kämpfe vor mit blankem Schwert
Der auserwählten Heerbe.

Der Heilige wirkte noch bei Lebzeiten Wunder auf seinen apostolischen Missionen. Sind denn die vielen Bekehrungen der Irreführten, Lauen und Trägen, die Verbannungen der Dämonen, die Errichtung seiner Hospize nicht Wunderdinge, die er durch den göttlichen Beistand wirkte? Aber auch Wunder im wahren Sinne des Wortes wirkte er. Unter andern führe ich hier nur eines an. Als er einst in der Lombardei sich befand, hörte ein Weib, das einen blinden Knaben hatte, von diesem Gottesmanne reden. Die arme Mutter dachte, dieser, in beständigem Verkehr mit seinem Gott und den Menschen, kann meinem Kinde helfen; jedoch wagte sie es nicht, ihm selbst ihre Bitte vorzutragen. Sie ging zu einem Priester, Namens Theobald, den sie ersuchte, den frommen Mann in ihrem Namen anzuflehen, daß er durch seine Fürbitte ihr Kind von der Blindheit heile. Als der Priester vor Bernhard erschien und seines Auftrages sich entledigte, wurde er gleichsam ungehalten und sagte: „In solche Sachen mische ich mich nicht; verlangst Hülfe von Jenem, der allein helfen kann.“ Theobald hinterbrachte der Mutter die Antwort; diese aber gab ihr Vertrauen nicht auf, vielmehr sandte sie den Sohn mit dem Priester zum Heiligen; und da dieser

des Knaben anjichtig wurde, war er ganz überrascht und unentschlossen. Aber bald rührte ihn der Zustand des armen Knaben, der vor ihm stand. Er flehte zu Gott dem Allmächtigen, er wolle sich dieses armen Geschöpfes erbarmen, bezeichnete darauf dessen Augen mit dem heiligen Kreuzzeichen und der Knabe konnte sehend von dannen gehen.

Viele andere Wunder sind nach dem Tode des Heiligen verzeichnet. Als der heilige Nikolaus ihm auf dem Todtbette erschien, sprach derselbe: „Durch deine Verdienste werden Todte auferstehen, Besessene, mit dem fallenden Weh Behaftete, Uebelhörende, Stumme, Herunterfallende, Blinde, Lahme, Gliederlähmte, Fieber-, Zahn-, Kopf- und Bauchkrankheiten, Krämpfe, Verletzungen und andere Schmerzen geheilt werden. Den Gerechten, welche ihre Zuflucht zu Dir nehmen, werden nicht Feuersbrünste, Blitzstrahlen, Ungewitter, einstürzende Massen, Sterblichkeiten und die Hölle geister schaden.“ Das Manuscript von Novara, das im vierzehnten Jahrhunderte verfaßt wurde, bestätigt, daß all' diese Wunder, die der heilige Nikolaus dem Sterbenden verkündete, in Italien sich erfüllten. Ein Wunder dieser Art erzählt uns Richard, der erste Nachfolger im Amte unsers Heiligen. Wegen die Neige seines Lebens entschloß er sich, mit einigen Gefährten die Grabstätte Bernhards zu besuchen. Als sie über die hohe See fuhren, entstand ein gewaltiger Sturm, der die Segel und den Mastbaum zerriß. Schon sahen sie ihr Grab in der Tiefe der Gewässer geöffnet; Richard erhob sich und rief vertrauensvoll seinen heiligen Vorgänger an. Der Sturm legte sich; das Fahrzeug, auf dem sie fuhren, war unbeschädigt; in der Nähe aber gewahrten sie eine schwarze

Wolke, aus der die finstern Geister heulend sprachen: „Es ist der gleiche Archidiacon Bernhard von Menthon, der uns verfolgt; dieser Feind zerstört all' unsere Werke, und hat uns auf dem Jupitersberge an die Ketten geschmiedet. Laßt uns schnell von dannen ziehen, damit er uns nicht zwingt, in die ewigen Flammen zurückzukehren.“

Wir übergehen die frühern Wunder, welche die Manuscripte enthalten, und die meistens in den Bollandisten abgedruckt sind; führen dagegen andere an, die in einem beglaubigten Verzeichnisse auf dem großen St. Bernhardsberge sich vorfinden, erst durch den Chorherrn Dorjaz veröffentlicht wurden, und meistens auf die Schweiz und anliegende Orte sich beziehen. Hier folgen einige:

1) Des Jahres 1559 ließ ein vermöglicher Mann, Murillon mit Namen, aus dem Dorfe Court bei Thonon, am 14. Brachmonat sein Heu mähen, in der Absicht, es am folgenden Tage, als am Feste des heiligen Bernhard, einzusammeln. Weder Warnungen noch Bitten der Nachbarn konnten den Murillon von seinem Vorhaben abbringen, denn er war ein verkommenener Mann, unchristlich gesinnt, hatte die Absicht, das Fest des Heiligen zu verspotten, lästerte gegen Gott und St. Bernhard und sagte in seinem Unsinne: „Ha! Bernhard mag sich geberden wie er will; er ist nicht im Stande, an meiner Arbeit mich zu hindern.“ Bei günstiger Witterung ließ er das Heu abmähen, um am Tage darauf das gedörrte Heu in seine Scheune einzuschaffen. Als man sich dazu anschickte, erhob sich plötzlich ein mit Hagel begleiteter gewaltiger Sturm; der Donner erdröhnte, die leuchtenden Blitze fuhren in das Heu des Verwegenen, das im Nu brannte und vernichtet wurde. Auch sein Vieh gieng zu Grunde. Das ganze Feld, auf

welchem man an jenem Tage arbeitete, blieb längere Zeit unfruchtbar, ob schon man es mit Fleiß bebaute. Dieses Wunder ist von vier glaubwürdigen Zeugen unterzeichnet.

2) Im Jahre 1614, den 5. Mai, zerstörte eine Feuersbrunst mehrere Häuser in Martinach-Burg. Eine fromme Dame, die Barbara hieß, Wittve des Notars Franz Paris, sah das Feuer an den Speicher ihres Sohnes Nikolaus Paris heranlodern. Sie machte das Gelübde, eine Ruh dem Hospiz auf dem St. Bernhardsberge zu schenken, wenn das Feuer den Speicher, der auf der Anhöhe der Burg stand, verschone. Er blieb in Mitte der Flammen unbeschädigt. Herr Notar Hugo bestätigte dieses in Gegenwart mehrerer Zeugen.

3) In Monthey brach 1617 eine große Feuersbrunst aus; die Flammen griffen mit einer solchen Schnelligkeit um sich, daß sie das ganze Dorf einzuäschern drohten. Groß war die Bestürzung und der Jammer. In dieser Noth wandten sich mehrere Personen an den heiligen Bernhard von Menthon und versprachen, reichliche Almosen an das Hospiz auf dem großen St. Bernhardsberge zu entrichten, wenn der Heilige ihnen in ihrer Noth helfe. Da wandte sich plötzlich der Wind, der die Flammen nach einer andern Seite trieb, wo sie sogleich erloschen. Hier ist noch beizufügen: Herr Jakob Bigay, Chorherr von St. Bernhardsberg, befand sich eben in Monthey, wo er die Liebesgaben, die er für das Hospiz gesammelt hatte, in einem Hause zusammenlegte und ordnete, um sie bei Gelegenheit auf den St. Bernhard hinauf zu schaffen. Dieses Gebäude stand in Mitte der Feuersbrunst. Ringsum verzehrten die Flammen alle Häuser; dieses Haus aber berührten sie nicht. Mehrere Einwohner von Monthey gaben dafür ihr Zeugniß.

4) Abermal wüthete den 27. März 1620 eine verheerende Feuersbrunst in der Stadt Freiburg, und griff furchtbar um sich. Kaspar Grandjeu, Bürger der Stadt, Schneider von Profession, sah sein Haus von drei Seiten her vom Feuer bedroht, warf sich auf die Kniee, rief den heiligen Bernhard an, und machte das Gelübde, eine Wallfahrt auf den Jupitersberg zu machen. Das Feuer gieng nicht weiter und verschonte sein Haus. Um dieses Wunder zu verewigen, ließ er ein Bild des heiligen Bernhard malen und sich selbst in knieender Stellung zum Heiligen vertrauensvoll hinaufblickend beisetzen. Er brachte das Gemälde selber auf den Berg, und erzählte bei Darreichung desselben den Vorfall in Anwesenheit mehrerer Chorherren.

5) Die Herren Johann Berro von Gumschen, St. Freiburg, und Franz Brama von Cutrey erklärten den 26. April 1625 vor ihrem Pfarrer und seinem Vikar, daß die ergiebige Brunnenquelle, die von Alters her das Dorf Cutrey nährte, plötzlich zu quillen aufgehört habe, und daß die Einwohner nun das Wasser weit her holen müssen. In dieser harten Prüfung verpflichteten sich die Einwohner, jährlich einen Scheffel Weizen an einen religiösen Orden verabsolgen zu lassen, um von Gott Gnade für ihre Anliegen zu erhalten. Da stieß das Wasser wieder. Ihren Beitrag gaben sie dem Chorherrn auf dem St. Bernhardsberg, der alle Jahre seine Almosenjammung in Freiburg machte. Einmal entrichteten sie die versprochene Gabe nicht und da hörte das Wasser wieder zu fließen auf; sie machten ihren Fehler gut und die Quelle kam wieder zum Vorschein. Die Zeugen dieser Begebenheit sind ebenfalls beigelegt.

6) Den 19. Heumonath 1630 kam Herr Notar Johann Uet von Greierz mit seinem Sohne auf den St. Bernhardsberg, um sich eines Gelübdes zu entledigen, das er vor zwei Jahren gemacht hatte. Er erzählte: „Dieser mein Sohn, Johann Uet, führte zwei Füllen zur Tränke und hielt eines am Strick. Das Pferd warf ihn zu Boden und schleppte seinen Führer eine weite Strecke fort. Man fand ihn wie todt mit sieben Narben am Kopfe. In mein Haus getragen, blieb er vom Montag bis Donnerstag ohne Lebenszeichen. Am Mittwoch gieng ich an sein Bett, und ich dachte: wenn er lebt, so wäre es ein großes Glück, ihn mit den heiligen Sakramenten versehen zu können. Ich that das Gelübde, mit meinem Sohne hierher zu kommen, falls er geneset. Nach diesem Versprechen gab mein Sohn am Donnerstag Lebenszeichen, sieng an zu reden und bald war er hergestellt.“

7) Den 22. Brachmonath 1619 erklärten die Herren Jakob Casalet, Prior von St. Petersburg, Peter Mar, Peter Moret und Anton Dorjay, es sei in dem Walde, welcher der Gemeinde St. Petersburg zugehöre, Feuer ausgebrochen, das sich weit ausbreitete. Dem Feuer Einhalt zu thun, wäre eine Unmöglichkeit gewesen. Da wandten sich die Leute zu Gott und baten ihn, er wolle gefälligst durch seinen Diener Bernhard zu Hülfe kommen. Ihr Gebet wurde erhört und der Brand erlosch alsogleich. Das Protokoll ist vom Herrn Notar Bartholomäus Catelany unterzeichnet.

8) Im Jahre 1651, den 17. Wintermonath, brach zu Middel, Rt. Freiburg, um 2 Uhr des Nachmittags Feuer aus und bald standen vier Häuser in hellen Flammen. In dieser mißlichen Lage nahm Ursula Meilt, Eigenthümerin

der Herrschaft von Middeß, ihre Zuflucht zum Gebete, rief den heiligen Bernhard von Menthon an und das Feuer griff nicht weiter. Sie ließ später diese Begebenheit durch den Notar Deposieur aufzeichnen und sandte den Akt auf den St. Bernhardsberg.

9) Im Jahre 1716, den 20. März, stiegen der Pater Paskal Haltmeier, Prediger, aus dem Orden des heil. Franziskus, Markus Redler, Tertiavier, und Christian Weber den St. Bernhardsberg an. In einiger Entfernung des Hospizes über fiel sie ein gewaltiger Sturm, der vor ihnen den Weg mit Schnee anfüllte. Sie verloren die Richtung, waren sehr müde und konnten weder rück- noch vorwärts. Den unausweichlichen Tod sahen sie vor sich, und sie empfahlen ihre Seelen in die Hände ihres Schöpfers. Jetzt erinnerte sich Pater Paskal, der selige Bernhard sei der Patron der Alpen, und er wandte sich an seine Mitreisenden mit den Worten: „Rufen wir mit Vertrauen den heiligen Bernhard an.“ Sie thaten es, denn die Noth zwingt zum Gebete. Bald heiterte sich der Himmel auf; sie fanden die Richtung des Weges wieder und erreichten glücklich das Hospiz, in welchem sie drei Tage ausruhten. Bevor sie abreisten, erzählten sie die Gefahr, die sie beim Heraufkommen überstanden, und setzten bethauernd bei, durch ein Wunder seien sie erhalten worden. Der Propst Ludwig Bonifaz ließ ihre Erklärung durch den Kapitels-Sekretär aufzeichnen.

10) Gegen das Ende Augusts 1857 wurde die Gemeinde von Troubles, am Fuße des St. Bernhard, im Nostathale, mit verheerenden Insekten heimgesucht. Schaaren von Heuschrecken überflutheten ihre Felder und richteten großen Schaden an. Auf Murathen eines alten Soldaten,

der unter Napoleon I. gedient hatte, ließ der Gemeinderath eine freiwillige Beisteuer von Getreide in der Kirche auskünden; zugleich wurde beschloffen, das Mehl für Brod zu bestimmen, und die Brode dem Hospize auf dem St. Bernhardsberge zuzusenden. Nach diesem gefassten Beschlusse verminderten sich die Insekten; man traf überall den Boden mit todtten Heuschrecken bedeckt; einige flüchteten sich an die Ufer der Bäche, stürzten sich hinein und die Gewässer schwenkten sie fort. Der „Independent von Aosta“ brachte im Herbstmonat des genannten Jahres diese seltsame Begebenheit und fügte bei, ein so plötzliches Verschwinden dieser Heuschrecken lasse sich natürlicher Weise nicht erklären. Hätten auch radikale Blätter diesen Beisatz aufgenommen? Wir zweifeln; denn diese bespötteln das Wunderbare und können so etwas nicht glauben, ja sie würden Unsinn und Aberglauben darin finden.

So hat sich denn der heilige Bernhard in den ersten und spätern Zeiten als ein Wundersmann bewährt und hat Vielen in verschiedenen Anliegen geholfen. Allein man sagt oft: heutzutage wirken die Heiligen keine Wunder mehr. Fragen wir nach der Ursache, so finden wir den Grund darin, weil man die Heiligen nicht mehr anruft: diese helfen nur so lange, als man Zuflucht zu ihnen nimmt; hört die Anrufung auf, so bleibt auch die Hülfe aus. Viele rufen die Heiligen nie, Andere nicht in rechter Weise an; und wie dürfen solche erwarten, daß die Heiligen bei Gott sich für sie verwenden werden? Vergebliche Erwartung, so bei den verklärten Gottesfreunden Hülfe zu finden!

Bernhards Heiligsprechung und Verehrung.

Heiliger, für uns erkoren,
Uns durch Himmelstuf geweiht!
Unter Stürmen einst geboren,
Wichst du nicht dem Sturm der Zeit.
Selig, wenn dein Geist uns leitet,
Selig, wenn uns deine Kraft
Tag in rauher Nacht bereitet,
In der Tiefe Quellen schafft!

Anfänglich waren es die Bischöfe, dann die Metropo-
liten, oft auch die Konzilien, die sich mit der Prüfung be-
faßten, ob Jemand der Reihe der Seligen oder Heiligen
beizuzählen sei. Die päpstliche Autorität wurde nicht min-
der schon sehr frühe dabei angerufen, und besonders seit
dem vierten Jahrhundert. Das erste Beispiel einer eigent-
lichen päpstlichen Heiligsprechung gab Johann XV., der auf
dem Laterankonzil 993 den heiligen Ulrich, Bischof von
Augsburg, feierlich unter die Zahl der Heiligen aufnahm.
Papst Alexander III. erließ 1170 bereits den Befehl, daß
ohne Genehmigung der römischen Kirche Niemand öffentlich
als heilig verehrt werden dürfe. Seit Urban VIII. gilt
sowohl die Selig- als Heiligsprechung als einziges Recht
des päpstlichen Stuhles. Mabillon theilt die Geschichte
derer, denen die Vollmacht zustand, Personen unter die
Heiligen zu versetzen, in drei Zeiträume. „Es sind drei
Epochen zu unterscheiden“, sagt er, „die erste vom Ursprung
der Kirche bis ins zehnte Jahrhundert; die zweite bis auf
Papst Alexander III. dieses Namens; die dritte bis auf
unsere Zeit. Im ersten Zeitraume wurde diese Vollmacht

vorzüglich den Bischöfen in ihren jeweiligen Sprengeln, mit Zustimmung des Volkes, später der Synode und des Fürsten ertheilt. Im zweiten wurde die Ermächtigung des Papstes eingeholt, doch so, daß die Bischöfe den alten Gebrauch beibehielten. Im dritten wurde die Vollmacht der Heiligsprechung dem römischen Papste allein, mit Ausschluß der Bischöfe, doch nicht des Generalkonzils vorbehalten.“

Unserm heil. Alpenapostel wurde die Heiligverehrung zu Theil, als die Bischöfe noch sich mit derselben befaßten. Die vielen Zeugnisse von Wundern, die auf Anrufung des Dieners Gottes gewirkt wurden, veranlaßten 1123 den Bischof Richard von Novara, Bernhard als einen Heiligen verehren zu lassen. Das von ihm ausgestellte Schreiben fand nachgehends Annahme in den angrenzenden Diözesen, und in kurzer Zeit wurde der Alpenheld in einem großen Theile der christlichen Welt verehrt. Ueberall lenkte man das Gespräch auf den Stifter und dessen Hospiz, und man nannte die Berge nach seinem Namen. In der Bulle, die Papst Alexander III. an den Propst Wilhelm 1177 sandte, stehen die Worte: „Dem Rektor des Hospizes von St. Nikolaus und St. Bernhard auf dem Jupitersberge.“ Von da an finden wir immer in den Schriften der Päpste und Bischöfe, in den Schenkungsakten und Stiftungen die zwei Namen St. Nikolaus und St. Bernhard, die Schutzheiligen auf dem Jupitersberge. Die Verehrung des heiligen Bernhard nahm unter den Gläubigen von Tag zu Tag zu, und um die Andacht unter diesen zu befördern, baute man Kirchen, Kapellen und Oratorien zur Ehre des verklärten Gottesmannes. Im Jahre 1152 baute Ugozioni, Bischof von Verzelli, ein Priorat und eine Kirche unter dem

Namen: „Kloster von St. Bernhard“, und berief einige Chorherren vom Jupitersberge zum Anfange seiner neuen Gründung. Dieses Priorat, wie die Bulle Honorius IV. anmerkt, gehörte zu dem Hospiz auf dem Jupitersberge.

Beim Beginne des dreizehnten Jahrhunderts entstanden in Italien neue Sekten, welche die Kirche Gottes beunruhigten. Dulzin mit Namen, ein gefährlicher Neuerer, von Novara, lehrte, das neue Reich des heiligen Geistes habe im Jahre 1300 begonnen und die Regierung des Papstes habe aufgehört. Um seine schlaunen Irrlehren durchzuführen, begab er sich mit seinen Anhängern auf einen Berg, den er „Berg von Gazzares“ nannte; die Katholiken aber hießen ihn, um ihren Abscheu gegen diese Ketzer auszudrücken: „Berg der Rebellen.“ Bald erreichte diese Bande der Arm der Gerechtigkeit und die schändlichen Betrüger büßten 1307 nach damaliger Sitte ihre Verbrechen durch den Feuertod. Der sogenannte Berg Gazzares brachte dem Volke einen solchen Abscheu bei, daß Niemand daselbst einen Aufenthalt wählte. Auf diesem Gebirge brausten oft schauerliche Gewitter, was die Leute im Glauben bestärkte, die Dämonen hätten da ihren Aufenthalt gewählt. In diesen Vermuthungen mehr und mehr bestärkt, bauten sie auf der Anhöhe des Rebellenberges zur Ehre des heiligen Bernhard ein Bethäuschen, um, wie sie sagten, den Boden von dem Ketzer Dulzin und die Luft von dem Einflusse der bösen Geister zu reinigen. Wilhelm Desiderat, Propst von Nosta, wurde Bischof von Vellej und dann 1437 Bischof von Verzelli; dieser stellte das erste Bethäuschen auf dem Rebellenberge her. Er that noch mehr, er baute daselbst eine herrliche Kirche unter Anrufung der heiligen Bernhard und Gratus, und beseitigte

den Namen des Berges Gazzares, und von nun anieß der Berg St. Bernhard. Mit diesem Namen, der den Bergbewohnern so theuer war, verschwand die frühere Furcht, und von jetzt an wurde er ein gefeierter und vielbesuchter Wallfahrtsort. Allein auch unten am Fuße dieser Berge, wo der Heilige den evangelischen Samen ausgestreut hatte, war er geehrt und gefeiert. Stätte und Dörfer gaben Zeugniß seines segensreichen Wirkens, darunter ganz besonders die Kirche von Aosta, die der Alpenheld „seine Mutter“ nannte. Das wußte die Kirche von Aosta, und um ihren Archidiacon gebührend zu feiern, setzte sie in der Allerheiligen-Vitaneı seinen Namen bei; dafür zeugen die ältern Breviere und Ritualien von Aosta. Ein regulirter Chorherr dieser Diözese stiftete 1285 sogar eine Pfründe zur Ehre des Heiligen.

Im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte wurde der Name des heiligen Bernhard und sein Hospiz auf dem Jupitersberge durch alle Gegenden Europa's gefeiert. Die vielen Gaben und Stiftungen, die man an das Hospiz vermachte, bezeugen, welche hohe Verehrung man für den heiligen Stifter hatte. Selbst Fürsten wollten ihre Anhänglichkeit darthun; ich nenne hier Maria Blanka, Herzogin von Mailand, und den Herzog Galeas Maria Sforza, Vizgraf von Pavia, die 1566 ihre Verehrung in folgenden Worten ausdrückten: „Wir hegen eine ganz besondere Verehrung zu St. Bernhard, weil wir alle Tage dessen wunderbaren Schutz gegen Ungewitter, Hagel und Stürme, denen unsere Felder so sehr ausgesetzt sind, erfahren.“ — Die ältern Chroniken erzählen vieles über die Verehrung von St. Bernhard. In der Nähe der Stadt Pavia feierte man in der Pfarre Mirabella das Fest des heiligen

Bernhard am zweiten Sonntag im Brachmonat mit einer Prozession, um durch dessen Fürbitte von Ungewitter verschont zu bleiben. In der herrlichen Kirche der Karthäuser zu Pavia war der Heilige auf gefärbten Glasfenstern dargestellt. Im Jahre 1510, den 15. Brachmonat, entlud sich ein furchtbares Gewitter vom Berge Montferrat herab über die Stadt Casal; niemals hatte man so große Hagelschlossen gesehen; die Bestürzung war allgemein und es drohte eine gänzliche Vernichtung der Ernte. Alle richteten ihre Augen nach Oben und die Stadtbewohner verpflichteten sich, jährlich an diesem Tage zu Ehren des Heiligen eine Prozession zu halten, dessen Reliquien herumzutragen und die Vitanei von allen Heiligen zu singen — eine Sitte, die man heute noch befolgt. Die Stadt Carmagnola, in der Diözese von Turin, führt den Titel: „Grafschaft von Salsario und St. Bernhard.“ — Des Jahres 1162, als Friedrich, der Rothbart genannt, Mailand belagerte, trat Karl, Bischof von Turin, das Dorf St. Martin von Cirie den Chorherren auf dem Jupitersberge ab; die Kirche war der Gottesmutter und St. Nikolaus geweiht. Die Kathedrale von Novara besaß von 1478 ein schönes pergamenes Messbuch, welches eine eigene Messe von St. Bernhard enthielt. Sein Fest wurde alle Jahre am 15. Brachmonat in dieser Kirche gefeiert, die dann mehr als alle übrigen Kirchen die Verehrung dieses Heiligen fort und fort beförderte. Nach Angabe Karls von Basilique war die Verehrung dieses Gottesmannes über die ganze Diözese Novara ausgebreitet; hier entstanden Kirchen, Kapellen und Oratorien, dort Altäre und zahlreiche Votivbilder.

Allein werfen wir auch einen Blick auf unsere Diözese Sitten und ganz besonders auf Unterwallis — im Ober-

wallis ist der Heilige weniger gekannt, — in welchem sein Andenken sich verewigt hat. Die neu errichtete Pfarre Evionnaz hat St. Bernhard zu ihrem Schutzheiligen gewählt. Auch sind mehrere Kapellen zu Ehren dieses Heiligen errichtet. In den meisten Kirchen des Unterwallis finden wir Statuen oder Gemälde des Heiligen und sein Bild ziert selbst viele Häuser. Einige Pfarreien halten am 15. Brachmonat zu seiner Verherrlichung eine feierliche Prozession. Die Einwohner des Bezirks Entremont befolgen an diesem Tage den löblichen Gebrauch der Aostathaler, die an diesem Feste ihr Vieh nicht auf die Alpen zur Weide führen, um den Tag würdig zu feiern. Zur Zeit öffentlicher Noth, z. B. der Tröckne, Kälte oder des vielen Regens wegen, halten die Pfarreien St. Petersburg und Liddes wiederholt Bittgänge auf den St. Bernhardsberg. — Die Katholiken von Freiburg, Chablai und Faucigni wallen oft ebendahin; denn das Andenken an den heiligen Beschützer in verschiedenen Anliegen haben die Zeitläufe nicht getilgt. In der Diözese Annecy verehrt die Pfarre Meillerie unsern Alpenapostel als ihren Schutzheiligen. Wenn auch links und rechts St. Bernhard am 15. Brachmonat verehrt und angerufen wird, so ist doch die größte und erhabenste Feier jene in Menthon, zu der sich die Leute durch eine neuntägige Andacht vorbereiten. Am Morgen des Festes gehen zahlreiche Gläubige in Prozession zur Schloßkapelle; sie wohnen voll Glauben und Andacht dem göttlichen Messopfer an, verehren die Reliquien des Heiligen und viele empfangen die heiligen Sakramente.

Vor Zeiten sandte die Pfarre Compeffieres alle Jahre eine gewisse Geldsumme an die Kirche von Menthon, um aus diesem Betrag heilige Messen zu Ehren des Heiligen

lesen zu lassen. Mit diesem Auftrage beladen giengen einst zwei Jünglinge nach Menthon; sie kamen in das Dorf Gruscithes, kehrten in eine Pinte ein und unter Wein und Schmaus verpraßten sie das Geld. Einige Monate darauf fiel ein furchtbarer Hagelschlag, der die angebauten Felder und die Fruchtbäume gänzlich zu Grunde richtete. Um den Frevel dieser leichtsinnigen Burschen zu sühnen, hielten die Gläubigen eine Prozession, die sie bis auf heute fortsetzen; sie achten nicht auf das Gespött der angrenzenden protestantischen Gemeinden und lassen sich in ihrer Andacht nicht stören. Genannter Vorfall ereignete sich vor 100 Jahren. Herr Chorherr Dorsaz fragt in der Lebensbeschreibung des heiligen Bernhard, warum die Andacht zum heiligen Alpenapostel stets zunehme? Er löst die Frage ganz richtig, sagend: Die vielen Gebetserhöhrungen in allen Anliegen haben das treue Andenken an den Heiligen bewahrt. In mehreren Diözesen war seine Verehrung am 15. Brachmonat geboten; so in Aosta, Vercelli, Ivrea, und Genf, in welcher er geboren wurde. Sein Name ist in den Kalendern der alten Martyrologien eingezeichnet; ich nenne vor allen das pergamene Marterbuch des fünfzehnten Jahrhunderts, das der Kirche von Sitten angehörte; sein Name wurde auch in die Martyrologien von Mailand, in die Ambrosianischen Riten und in jenes von Gelasin aufgenommen. P. Rosweid, Mitglied der Gesellschaft Jesu, ließ ihn 1745 in das Marterbuch von Abo einzeichnen.

Nachdem die katholische Welt mündlich und schriftlich sich ausgesprochen, war es auch billig und gerecht, daß der allgemein Verehrte, den Höllengeistern der Gefürchtete, auch in jenes Buch eingetragen werde, das den Namen aller gekannten Heiligen enthält, nämlich in das Mutterbuch aller

Kirchen. Papst Innozenz XI. nahm ihn den 9. August 1681, auf Ansuchen des Propstes Anton Morat auf dem Jupitersberge, in das römische Martyrologium auf, indem er sich auf die vielen gewirkten Wunder und die allgemeine Verehrung in den verschiedenen Kirchen stützte, und gestattete seine Verehrung am 15. Brachmonat, an welchem Tage sein heiliger Leib der Erde übergeben wurde. Im genannten Martyrbuche stehen die Worte: „Auf dem Jupitersberge in Wallis der heilige Bernhard von Menthon, Beichtiger.“ Im Buche der regulirten Chorherren daselbst ist er eingezeichnet, wie folgt: „Auf dem Jupitersberge in Wallis der heilige Bernhard von Menthon, Gründer des Klosters der regulirten Chorherren, aus dem Orden, dem er in Aosta angehörte. Er entschlief im Herrn in Novara, wo er begraben wurde. Später wurde sein Haupt auf den Jupitersberg übertragen.“ Unter den letzten Worten ist nicht das ganze Haupt, sondern nur ein kleiner Theil seiner Hirnschale zu verstehen.

20.

Reliquien des heiligen Bernhard.

O wie theuer sind die Reste
Aller Gottesfreunde hier!
Stets gesucht wird ihre Asche,
Fort und fort, ja immer mehr.

Unter Reliquien versteht man in der kirchlichen Verehrung die Ueberreste von den Leibern der Heiligen; dann aber auch diejenigen Gegenstände, deren sich die Heiligen während

ihres Lebens bedient, oder welche sie sonst durch ihre Berührung geheiligt haben, und endlich was immer zu ihrer äußern Erscheinung und Wirksamkeit in einer nähern Beziehung gestanden. Die katholische Kirche geht bei ihrer Lehre über die Verehrung der Reliquien von der Betrachtungsweise aus, daß die Leiber der verstorbenen Gerechten lebendige Glieder Christi und Tempel des heiligen Geistes waren, und einst von ihm zum ewigen Leben werden auf-erweckt und verherrlicht werden. Nicht in einer äußern zufälligen Berührung mit dem aus Christo stammenden, neuen Leben sind die Heiligen gestanden, sondern sie waren mit demselben in die innigste Gemeinschaft verflochten. Diese Leiber standen nicht bloß in äußerer Beziehung zu der heiligen Seele der Gerechten, sondern waren mit derselben zur Lebensgemeinschaft verbunden. Die Heiligen haben sich als Menschen geheiligt, d. h. als geistig-leibliche Wesen. Deshalb kann der Leib des Heiligen, der mit der geheiligten Seele in innigster Lebensgemeinschaft stand, nicht ein gleichgültiger Gegenstand sein, welchen die heilige Seele verehrt. Er ist ein lebendiges Glied Christi und ein Tempel des heiligen Geistes. Aber nicht bloß die Erinnerung, was dieser Leib einst gewesen und womit er verbunden war, liegt der Reliquienverehrung zu Grunde, sondern gewiß auch der Gedanke, daß ein solcher Leib geweiht und geheiligt worden durch die Inwohnung einer heiligen Seele. Bei der engen Wechselwirkung zwischen Leib und Seele wird die innere Heiligkeit der Seele auch auf den Körper überstrahlen, ihn reinigen, weihen und verklären. Haben wir ja doch aus der Geschichte der Heiligen viele und merkwürdige Beispiele von einer solchen Verklärung, die sich von der Seele aus über den Leib ergossen. Und auch nach

dem Tode noch blieben viele solcher Leiber lange Zeit unverwesfen und strömten den lieblichsten Geruch aus. Endlich sind es ja dieselben Leiber, welche einst von Gott zur Theilnahme an dem seligen und herrlichen Leben der Seele werden auferstehen; wir ehren also in ihnen, was einst vor der ganzen Welt von Gott selbst wird verherrlicht werden.

Ist uns Alles theuer und werth, was wir von den Heiligen besitzen, so sind es auch gewiß jene Gegenstände des heiligen Alpenapostels. Ein ungenannter Autor berichtet, Bernhard sei zuerst in einen marmornen Sarg gelegt worden. Wahrscheinlich hatte er hier seine erste Erhebung von 1008 im Auge. Später wurden seine heiligen Reliquien vertheilt. Einen Theil derselben legte man in eine steinerne Urne, die auf den Altar, den man zur Ehre des Heiligen in der St. Laurenzkirche erbaut hatte, gestellt wurde; auch verfertigte man ein einem Grabmahl ähnliches, hölzernes Kästchen, legte in dasselbe einige Reliquien und stellte sie auf den Hochaltar in der nämlichen Kirche aus. Des Jahres 1123 erlaubte Richard, Bischof von Novara, die Reliquien zur Verehrung der Gläubigen auszusetzen. Bei diesem Anlasse geschah die Vertheilung derselben. — Karl von Basiliqne sagt, daß 1552, als man die St. Laurenzkirche abtrug, um die Ringmauern Novara's zu erhöhen, am 21. Heumonath gemeldeten Jahres die Reliquien des Heiligen in die Bibliothek der Kathedrale übertragen wurden. Der Akt dieser Uebertragung ist vom Notar Clappa unterzeichnet. Im Jahre 1562, den 29. März, setzte der Bischof Ferraguta, Gehülfe und Generalvikar des Kardinals Verbeloni, die Gebeine unter dem Hochaltar der Kathedrale bei.

Am 2. Wintermonat und am 15. Christmonat unter-

suchte Karl von Basilique den Kirchenschatz seiner Kirche; er fand einen bleiernen Sarg und darin eine Kiste von Marmor, die einige durch den bischöflichen Kanzler Michael Michaelii beglaubigte Reliquien des heiligen Bernhard enthielt. Dabei lag eine pergamene Schrift, in welcher die Worte sich befanden: „Ueberbleibsel des heiligen Bernhard, welche der Abt Ruffin und seine Religiosen hier hinterlegten, weil die Chorherren auf dem Jupitersberg und andere Kirchenmänner dieselben fort und fort in Anspruch nahmen.“ In dieser Kiste war ein silbernes Brustbild und in diesem ein Theil seines Hauptes mit sieben Zähnen. Die Inschrift beurfundete, der Abt Ruffin von St. Laurentz habe den 15. Brachmonat 1424 in Beisein des Magistrats hier diese Reliquien zur Verwahrung beigelegt.

Im Jahre 1667 besichtigten die Chorherren des Jupitersberges ihren Reliquienschatz in der Kirche, und sie fanden darin einen kleinen Theil der Hirnschale des Heiligen, einige kleine in Seide eingenähte Gebeine und ein Stücklein seiner Armschlinge. Später erhielten sie noch einen Zahn, und 1846 auf Verwenden des Bischofs Dardano, Kammerer des heiligen Vaters und Domherr von Novara, eine schöne Reliquie für ihre Kirche, und eine andere, kleinere für das Hospiz auf dem Simplon. Von diesen Reliquien wird später noch die Rede sein.

Die Schloßkapelle von Menthon bewahrt der Zeit drei Reliquien des ewig theuern Heiligen: 1) Einen Zahn, den 1664 Julius Maria Odescalco, Bischof von Novara, der edlen Familie in Menthon vermittelte. Der Bittsteller war der Graf Menatus; dieser hatte eine Wallfahrt zur Grabstätte des Heiligen unternommen und ließ den Altar, auf den er die Reliquie stellte, köstlich erneuern. 2) Einige

kleine Gebeine, die der Cardinal Morezzo, Bischof von Novara, dem Bischof von Annecy, Joseph Ney, zusandte. 3) Ein Beinchen von einem Finger. Dieses Geschenk erhielt 1855 der Graf Alexander von Menthon vom Bischof von Novara und seinem Domkapitel. Unser heilige Vater Pius IX. hatte sich selbst für dieses Geschenk verwendet. Durch Wohlwollen des nämlichen Kapitels von Novara erhielt 1719 Graf Gaudenz Cazzia vom Cardinal Borromäus ein kleines Beinlein von dem Haupte des heiligen Bernhard für die Kapelle in Castellanza, die er daselbst zu Ehren des Heiligen erbaut hatte. Der nämliche Cardinal nahm 1738 aus dem Reliquienkästchen einen Zahn und schenkte ihn dem Cardinal Ferrere, Bischof von Novara. Besson sagt, daß die Kapelle des alten Dekanats von Savoyen, in der Diözese Chambery, einige Reliquien des Heiligen besaß. Die Abtei von St. Moriz in Wallis hat einen Silberarm, mit köstlichen Steinen bereichert, in dem ebenfalls eine Reliquie Bernhards enthalten ist.

Bis dahin haben wir nur die Reliquien angeführt, welche Bestandtheile seines heiligen Leibes gewesen; aber in nächster Beziehung zu ihm gibt es noch andere Gegenstände, die gleichfalls sein Andenken in uns auffrischen. Zunächst nenne ich seinen Fingerring, auf den das Kapitel auf dem Jupitersberg von jeher einen hohen Werth legte. Früher hielten denselben immer die Präpöste, die bei der Einführung in ihre Würde ihn anzogen, in Verwahr. Man vermißte ihn auf einige Zeit, als er in das Archiv hinterlegt worden, aber wunderbarer Weise wurde er wieder aufgefunden. Darauf wurde unter der Strafe des Kirchenbannes befohlen, diesen Ring nie aus dem Hospiz zu leihen. Jetzt wird er mit andern Reliquien in einem

silbernen Behälter verwahrt. Die Chorherren auf dem Jupitersberge sind im Besitze einer Holzschüssel, deren, wie man dafürhält, Bernhard zur Austheilung der heiligen Kommunion, die damals noch unter beiden Gestalten üblich war, sich bediente. Diesen Gebrauch befolgten auch die Chorherren, so lange das heilige Abendmal unter Brod und Wein den Gläubigen dargereicht wurde. Sie weiheten in dieser Schüssel den Wein und theilten den Pilgern mit einem silbernen Löffel, dessen sich ebenfalls der Heilige bediente, denselben aus. Dieser Löffel ist ebenfalls noch vorhanden.

Nun noch eine kurze Rückschau auf den heiligen Gottesmann. Unter großen Schwierigkeiten und harten Erlebnissen hat er auf dem Jupitersberge sein Hospiz gegründet, ihm seinen Beistand versprochen; und nun? Ist das Bestehen des Hospizes bis auf unsere Tage nicht ein beständiges Wunder? Er hat das menschenfreundliche Haus auf Felsen gebaut, und was auf diesen steht, wird nicht so leicht erschüttert. Wie viele Anstalten sind seither verschwunden! Diese aber besteht noch in ihrer Blüthe. Man hat zwar in unsern Tagen gewaltsamer Weise die Grundfeste dieses Hauses durch viele Entziehungen zu untergraben versucht, beinahe den Sturz desselben herbeigeführt; doch es steht noch fest, Bernhards Geist weht nach neun Jahrhunderten, beglückend und Segen verbreitend, über die Hochgebirge, und ganz Europa empfindet die Wohlthat in den würdigen Söhnen des Stifters. Ich schliesse das Leben des Heiligen mit den Worten des Johannes von Ceylan: „Freuet euch, ihr Grafen von Menthon, einen Verwandten zu haben, der im Himmel herrscht und dessen Andenken in der ganzen christlichen Welt im Segen fortlebt! Freuet

euch, ihr Archidiaconen von Aosta, die Nachfolger eines so großen Heiligen zu sein! Freue dich, du Kirche von Aosta, ein Glied deinem Klerus beizuzählen, das die Erde seines Jahrhunderts war, und dessen Worte überall, wo sie gehört wurden, so wundervoll durchdrangen! Freuet euch, ihr Bewohner des Walliserlandes, daß ein Apostel zu euch kam, der euren Boden von dem Neste der Abgötterei reinigte und der Herrschaft des Satans ein Ende machte! Freuet euch, ihr Savoyarden, einen Beschützer zu haben, der euch den über die Alpen führenden Weg geöffnet, und der die Gefahren, die euer Leben und euren Glauben bedrohten, beseitigt hat! Freuet euch, ihr Pilger und Reisende insgesamt, die ihr auf den Gebirgen ein geöffnetes Hospiz findet, in welchem Menschenfreunde wohnen, die euch vor Abgründen warnen und auf den Weg lenken.“ — Heiliger Bernhard, bitt für uns!

Erbitt' uns Nachlaß un'rer Sünden,
Den Frieden Gottes, Himmelsruh';
Hilf uns jetzt streiten, überwinden,
Und führ' uns einm' dem Himmel zu!

II.

Notizen

über die

kirchlichen Hospize auf den St. Bernhardsbergen
und dem Simplon

in Beziehung auf

äußere und innere Lage, Geschichte u. s. w.

Frisch auf, frisch auf du müder Mann.
Bald langst du auf der Höhe an!
Dort wo die fahlen Berge steh'n
Und du die Sonn' siehst untergeh'n,
Dort rufet dir ein mildes Haus:
Willkomm, herein, und ruhe aus.



Einleitung.

Die heiligen Ordensstifter, vom Geiste Gottes sichtbar geleitet, hatten nicht nur ihre Zeit, in der sie lebten, sondern auch die spätern und die nach ihnen kommenden Völker bei ihren Unternehmungen im Auge. Sie legten bei ihren Stiftungen den Grundstein, auf dem das erhabene Gebäude aufgeführt und erst in Jahrhunderten vollendet werden sollte. Alle aber hatten nur einen Zweck, die Kirche Jesu zu vergrößern, zu verherrlichen, die verirrtten Kinder in dieselbe einzuführen, gegen leibliche und geistige Gefahren zu schützen und auf das himmlische Reich vorzubereiten. Diesen Plan verfolgte auch der heilige Bernhard von Menthon, als er auf den Plätzen, wo der heidnische Kultus sich eingenistet hatte, seine Hospize gründete zur Sicherstellung und Unterstützung wandernder Völker über die wilden Gebirge; Denkmäler, die anwoh sein Andenken preisen, und die zum Heile und Wohle so vieler Reisenden aus allen Weltgegenden geworden sind.

Wie überhaupt jedes Land und Volk eine eigene innere und äußere Geschichte hat, so auch der große St. Bernhardsberg in den vielen Zeitläufen. Die Geschichte hat freudige und auch traurige Ereignisse in ihre Spalten eingereiht und bis zur Gegenwart aufbewahrt. Wenden wir uns jetzt zur

Geschichte; ich durchgehe nun das Leben und Wirken dieser regulirten Chorherren vom Hinscheiden des Stifters an bis auf die gegenwärtigen Zeiten; bringe Alles, was Beziehung auf dieselben hat, zur Sprache und trachte den Gegenstand nach allen Zweigen, auch naturhistorisch, darzustellen.

22.

Die ersten Schicksale der Augustiner-Chorherren auf dem großen St. Bernhardsberge nach dem Tode des Stifters.

Nach der Beerdigung des heiligen Bernhard in Novara lenkte Herr Domherr Richard seine Schritte mit den Chorherren, die vom Jupitersberge zum Besuche ihres sterbenden Vaters gekommen waren, der Heimath zu. Sie begleiteten ihn nach Aosta und begaben sich sofort auf den Jupitersberg, um den daselbst Zurückgebliebenen die letzten Aufträge des Heiligen und dessen Ende zu erzählen. Auch Richard entledigte sich seiner Aufträge an den Bischof von Aosta und dessen Kapitel. Als bald schritten die Chorherren zur Wahl des Archidiacons; denn die Umstände der Zeit ließen nicht auf sich warten. Richard gieng aus der Urne als Gewählter hervor und war also der erste Nachfolger Bernhards als Archidiacon von Aosta und Propst auf dem Jupitersberge. Wir dürfen wohl annehmen, daß er bald nach seiner Erhebung die Hospize auf den Gebirgen besuchte, den Chorherren Anweisungen erteilte, die ihrer gegenwärtigen Lage anpaßten, und daß er in Allem die Norm

seines heiligen Vorgängers befolgte, der Alles so weise angeordnet hatte. Näheres ist aber von ihm nicht bekannt; denn er stund nur kurze Zeit vor, und es scheint, daß er frühzeitig starb, worauf folgende Angabe hindeutet, die wir dem seligen Chorherrn Gal, gewesener Vorsteher an dem berühmten Kollegiatstifte zu St. Peter und St. Ursus in Aosta, verdanken. Dieser fand vor einigen Jahren in einer Urkunde, daß schon 1024 ein gewisser Arimus Archidiacon in Aosta war. Von da an ist gegen hundert Jahre das Verzeichniß der Archidiacone von Aosta unterbrochen.

Auch die Geschichte der Chorherren auf dem Jupitersberge liegt während dieser Zeit im Dunkeln und die Archive geben keinen Aufschluß; darum ist nichts Zuverlässiges auf uns gekommen. Gewiß ist aber, daß St. Bernhards geistige Söhne ihr gemeinschaftliches, in Liebe thätiges Leben fortsetzten. Zum Belege diene Folgendes: Der selige Papst Leo IX. reiste 1049 über den Jupitersberg und fand da selbst eine religiöse Innung von Chorherren; es waren wahrscheinlich noch Einige anwesend, die der heilige Bernhard in seinen Verband aufgenommen hatte. Sehr freundlich begrüßte der Papst die frommen Männer, unterhielt sich mit ihnen, ermunterte sie, ihrem strengen Beruf getreu obzuliegen, und schied sie segnend von ihnen. Darauf setzte er seine Reise durch das lange Thal Entremont hinab fort und kam ohne Unfall nach St. Moriz, wo er drei Tage lang mit den Bischöfen von Lyon, Besançon und Genf an den Gräbern der heiligen Thebäer verweilte. Hier hatte (824) Ludwig der Fromme bei der Auflösung der Benediktiner 30 regulirte Chorherren eingesetzt, die ebenfalls mit der Zeit ausarteten; nur Wenige befanden sich in der königlichen Abtei; er sprach ihnen Muth ein und sagte nachgehends:

„Wir haben sie bestens, so gut wir konnten, getröstet.“
(Vgl. de Loges, Chrétien, Essais historiques sur le
Mont St. Bernard; Boccard, Histoire du Valais.)

23.

Die verschiedenen Benennungen des großen St. Bernhardsberges.

Die Alpen, das Hauptgebirge Europa's, nehmen über-
haupt einen Flächenraum von 3 bis 4000 Quadratmeilen
ein und erstrecken sich vom Mittelländischen Meere, zwischen
Frankreich und Italien, an bis an die Türkei auf etwa 120
Meilen. Sie führen verschiedene Namen: a) Die Meer-
alpen beginnen am Mittelländischen Meere, in der Gegend
von Nizza, und ziehen sich, die Grenze zwischen Frankreich
und Piemont bildend, nordwärts. b) Die Cottischen Alpen
schließen sich unmittelbar an die Meer-alpen an und ziehen
sich, gleichfalls längs der französisch-piemontesischen Grenze,
noch weiter nordwärts, bis zur Grenze von Savoyen und
Frankreich. c) Die Grajischen oder grauen Alpen gehören
nur Italien an, ziehen sich von den Cottischen Alpen nord-
ostwärts und bilden die Grenzen zwischen Piemont und
Savoyen. d) Die Penninischen Alpen, an die vorigen sich
anschließend, nehmen noch in Savoyen eine östliche Rich-
tung längs der schweizerischen Grenze und begreifen, außer
dem höchsten Berg Europa's, dem in Savoyen liegenden
Montblanc, auch den großen St. Bernhard.

Dem großen St. Bernhard, auf dem seit undenklichen
Zeiten die Götter verehrt wurden, gab man von jeher

verschiedene Namen. Anders nannten ihn die Verager und Salasser ¹⁾); anders die Kelten, die Römer und Karthager, die über diesen Berg zogen. Die bekanntesten Namen sind: Himmelsstern, Himmelsberg; die Römer nannten ihn, als sie in den Besitz desselben gelangten, den Jupitersberg, ein Name, der Jahrhunderte lang geblieben ist. Seitdem Hannibal diesen Berg mit einer großen Armee überstieg, heißt er auch der penninische Berg, und die ganze südliche Seite nennt man die penninischen Alpen. Den Jupitersberg nennen die Lateiner Mons Jovis, die Franzosen Mont Jou, die Italiener Monte Jove, die Anwohner Mont Devi (Gottesberg), den Platz, wo der Götzentempel stand, JupitersEbene, le Plan de Jupiter. ²⁾)

Nach der Zerstörung des Götzendienstes durch Bernhard auf den Alpen verschwanden nach und nach die heidnischen Benennungen der Berge; bald trugen der große und kleinere St. Bernhard den Namen des heiligen Nikolaus, und so oft von diesen Bergen die Rede war, hörte man nur die Namen „der große und kleinere St. Nikolausberg“ aussprechen. Das war der Wille des heiligen Bernhard, daß man jenen Orten, auf denen der Höllendienst triumphirt hatte, den Namen dieses Heiligen beilege, um seine hohe Verehrung zu dem erwähnten Schutzpatron an Tag zu

1) Die Verager wohnten im Thale Entremont, die Salasser im Aostathale. (Vgl. de Loges, Essais historiques etc. p. 1—2.)

2) Herr Joseph Metroz, regulirter Chorherr von St. Bernhard, der Zeit Pfarrer in Libbes, hat über die verschiedenen Benennungen des großen und kleinern St. Bernhardsberges gründliche Nachforschungen gemacht und mir aus seinen Schriften, die Bezug auf diesen Gegenstand haben, werthvolle Mittheilungen zugesandt. Er ist auch im Besitze einer schönen Sammlung von Medaillen, Geldsorten u. s. w., die in dem Jupiterstempel aufgefunden wurden.

legen. Die Ehre, die er auf den heiligen Bischof von Myra übertrug, ist später auf ihn selbst übergegangen. Als Richard, Bischof von Novara, 1123 die öffentliche Verehrung Bernhards gestattete, wurde auch der Name „der große und kleinere St. Nikolausberg“ in den seinen umgewandelt. Herr de Loges sagt: „Die Leute trugen eine so große Verehrung zu St. Bernhard, daß sie bald den heiligen Bischof Nikolaus von Myra vergaßen.“ Seit dem dreizehnten Jahrhundert nennen die Naturhistoriker und das Volk den Jupitersberg „den großen St. Bernhardsberg“, und zwar jetzt noch in allen bekannten Sprachen. Wenn man von diesem Berge spricht, schreibt oder ihn besteigen will, so sagt der Lateiner: Mons Sti. Bernardi major, der Franzose: le Grand St. Bernard, der Italiener: Monte maggiore di S. Bernardo. Und dieser Name, der schon durch viele Menschenalter das Andenken des heiligen Stifters segnet, wird noch länger verbleiben und den Reisenden Trost und Muth über die Gebirge einflößen.

24.

Der kleinere St. Bernhardsberg.

Der kleinere St. Bernhardsberg, südlich vom Montblanc, und etwa 12 Meilen in nordwestlicher Richtung von Turin, gehörte zu der Diözese Tarantaise. Dieser Berg hatte ebenfalls verschiedene Namen. Herr Chorherr Metroz hält dafür, daß man ihn in urgrauen Zeiten Cremonsberg nannte, später Herkulesberg, dann grajischer Berg, die Umgebung die grajischen Alpen, welche die neuern Berg-

beschreiber den felsichten Flügel oder Flügelberg nennen. Im Mittelalter hieß man ihn Säulenberg, Mont de la Colonne, oder Jupiterssäule, de la Colonne-Jou, jetzt der kleinere St. Bernhardsberg, und zwar hat dieser Name zur gleichen Zeit mit jenem des großen St. Bernhard begonnen. Das Hospiz auf dem kleinern St. Bernhard ließ der heilige Stifter nicht so umfangreich erbauen, wie jenes auf dem Jupitersberg, sondern es war mehr für ein Priorat berechnet, in welchem 3—4 Chorherren die Gastfreundschaft ausüben sollten. Ein größerer Bau war aber auch nicht vonnöthen, weil dort nicht so häufig Reisende vorübergingen, übernachteten oder längere Zeit sich aufhielten. Wir dürfen nicht zweifeln, daß die ersten Religiosen, die da die Gastfreundschaft übten, Jünger des heil. Bernhard waren, und daß dieser sie auch zuweilen besuchte, weil er große Sorge für seine zwei Häuser pflegte.

Die Einkünfte dieses Hospizes waren anfänglich unbedeutend; wie sich aber die Wohlthäter auf dem großen St. Bernhard mehrten, so floßen auch hier bald reichliche Gaben zu, davon zeugen mehrere Akten, die im Archiv auf dem großen St. Bernhard vorliegen. Im Jahre 1243 schenkt Nimo dem Spital auf dem kleinern St. Bernhard sein Eigenthum, das er in Cumbis besaß. Arducius von Delia gibt 1245 demselben sein Haus mit zwei Stücken Land; und Heinrich von Willeta, Herr von Chivrone, vergabte 1273 dem Prior und seinen Nachfolgern den Zehnten des Getreides und vieles Andere. Neben diesen Vergabungen liegen im Archiv auf St. Bernhard noch frühere und auch spätere beglaubigte Akten vor, welche die Freigebigkeit der Reichen und Adelligen beurfundeten.

Anfänglich war der Prior des großen St. Bernhard

der eigentliche Vorsteher beider Häuser, und jener, der den kleinern St. Bernhard leitete, war gleichsam sein Stellvertreter. Daß diese zwei Hospize eine nähere Verbindung hatten, beweist auch das Siegel des Kapitels im Mittelalter, das zwei Säulen führte; auf der einen stand Jupiter, auf der andern Herkules; die erstere Säule stellte den großen, die letztere den kleinern St. Bernhard vor. — Wie lange aber dieser Verband dauerte, wissen wir nicht; denn die päpstlichen Bullen, die das Einkommen des großen St. Bernhard in andern Staaten anführen, melden später nichts von dem Zubehör des kleinern St. Bernhard. Dieses Hospiz, in geographischer Beziehung zum großen St. Bernhard nicht geeignet, bot für ihn viel Unbeliebiges, welches meistens die weltlichen Herrscher unter verschiedenen Vorwänden und die wechselnden Zeitumstände herbeiführten. Das Hospiz des kleinern St. Bernhard kam mit kirchlicher Bewilligung unter die Mönche von Verres, die eine Kolonie der ehemaligen Abtei Novalesa — am Fuße des Mont Genis gelegen — bildeten, und die um das Jahr 906 zerstört wurde. Wann diese Einverleibung geschah, können wir aus mangelnden Angaben nicht bestimmen. „Diese Einverleibung“, schreibt Herr Chorherr Metroz, „schadete unserm Hospiz nichts, weil wir damals so viele Priorate links und rechts zu versehen hatten, und oft in Besetzung derselben in Verlegenheit waren.“ — Das Hospiz des kleinern St. Bernhard hatte manchmal auch verschiedene Proben zu bestehen, besonders zur Zeit der Kriege und der politischen Zerwürfnisse; oft litt dabei die Gastfreiheit; die Gebäude wurden theilweise zerstört oder verbrannt. Auch gaben Männer, die dem Hause vorstanden, selbst Anlaß zu Klagen; denn 1752 hob Papst Benedikt XIV. mehrere

Priorate, die regulirte Chorherren zu Vorstehern hatten, auf. Unter diesen befand sich auch das Hospiz des kleinern St. Bernhardsberges; der Papst wollte nicht, daß die Gastfreundschaft aufhöre, sondern daß andere bewährte Männer dieselbe fortsetzen, die Armen und Reisenden unterstützen und fernerhin Wohlthätigkeit ausüben. Von da an bis auf die neueste Zeit ist von dieser Wohlthätigkeitsanstalt nichts bekannt. Im Jahre 1752 wurden die Güter des Hospizes dem Ritterorden St. Mauritius und St. Lazarus einverleibt, dessen sämmtliches Vermögen nun auch eine Beute des königlichen Staates geworden ist. Jetzt befindet sich auf dem Hospiz des kleinern St. Bernhard ein Geistlicher, von Viktor Emmanuel angestellt, der sich Vikar seines Königs nennt. Was für eine Stelle er hier einnimmt, wußte man mir nicht zu sagen. Wahrscheinlich ist er ein Geistesverwandter seines Oberherrn und seines Staates. Auf seinem Hute trägt er das königliche Zeichen. Die Jupiterssäule steht theilweise noch und soll über 30 Fuß hoch sein; St. Bernhard hat also nur die Statue und nicht die Säule zerstört.

Der große St. Bernhard ist, wenn man über Aosta geht, vom kleinern St. Bernhard weit entfernt, und Herr Chorherr Dorjaz rechnet 14 Stunden; übersteigt man aber die hohen Gebirge Serena oder Ferrez, so kürzt man einige Stunden ab. Das Hospiz hat 6640, die Paßhöhe 6792, und die Jupiterssäule, etwas tiefer stehend, 6622 Fuß. Die höchste Bergspitze des kleinern St. Bernhard beträgt nach Angabe des Herrn Ungewitter 9000 Fuß. Eine gravirte Ansicht dieses Hospizes besitzt Herr Chorherr Gaudin; es hat vier Stockwerke, eine kleine angebaute Kirche und ein Nebengebäude.

Die Gefahren des großen St. Bernhardsberges.

Wer das Hospiz auf dem großen St. Bernhard besuchen will, der hat von Martinach hinauf fast 10 Stunden zurückzulegen. Von Martinach bis nach St. Peteraburg ist eine hübsche Fahrstraße erstellt, auf der in den höchsten Sommermonaten täglich einmal der Postwagen auf- und abrollt. Hinter Martinach-Burg lenkt der Weg in das Entremontthal; ringsum erheben sich hohe Gebirge, die sich in der Mitte nur deswegen zu öffnen scheinen, um der tosenden und schäumenden Dranse Platz zu machen, sich herauszuwälzen und in die Rhone ergießen zu können. Links dem Flusse entlang bahnt sich die ansteigende Straße, über welche die Gebirge gleichsam eine Kette bilden, durch das schauerliche Thal. Diese Berge entladen sich oft, selbst im höchsten Sommer bei häufigen Regengüssen, ihrer Last und werfen Steinblöcke in die Tiefe hinab, welche die Heeresstraße und die Stege bedrohen oder unsicher machen. Unweit von Bovernier öffnet sich die Enge und der Weg führt auf das rechte Ufer der Dranse durch eine Felsgalerie ¹⁾, wo man beim Herauskommen in schauerlicher

1) Diese Felsgalerie Monain wurde in den Jahren 1819—20 zur Sicherung des Weges durchbrochen; sie hat 200 Fuß Länge und 12 Fuß Höhe. Den Anlaß dazu gab die Dranse, die 1818 furchtbare Verwüstungen anrichtete. Im genannten Jahre verstopfte der Glettsch, von dem ein großer Theil herabfiel, den Ausgang der Dranse. Dieser Eisdamn war 400 Fuß hoch, 3000 Fuß dick und seine Länge betrug 760 Fuß von einem Berge zum andern. Hinter dem

Lage links an der Dranse das Doppelkloster der Trappisten, das jetzt im Zerfallen ist, erblickt. Bald kommt

Gisdamme schuf sich ein See, der nach und nach das ganze Alpenthal bedeckte. Schon am 16. Mai hatte er 7200 Fuß Länge, 650 Breite, 180 Tiefe, und vor dem Ausbruche mochte er ungefähr 800 Millionen Kubikfuß Wasser enthalten. Um das drohende Unglück abzuwenden, wurde unter Anleitung des berühmten Ingenieurs Venez ein Stollen von 600 Fuß Länge durch das Eis gebrochen, 50 Fuß über die damalige Oberfläche, und als das Wasser die Höhe erreicht hatte, fieng es an ruhig abzufließen, den Stollen zu erweitern und ihn so zu zerschneiden, daß der See vom 14. bis 16. Brachmonat schon um 1950 Fuß Länge abgenommen hatte. Allein an diesem Tage Abends 4 $\frac{1}{2}$ Uhr erfolgte der schreckliche Durchbruch auf der Seite des Berges Mauvoisin, wo der Gletscher an lockere Felsstücke gelehnt war, darum dem Drucke um so eher wich. Mit krachendem Getöse, das furchtbar durch die Gebirge hallte, stürzten die Gewässer durch das Vaguesthal, rissen Alles, was sie erreichten, mit sich fort, gelangten bald bis Sembrancher und Martinach. In anderthalb Stunden hatte die Fluth den acht Stunden langen Weg bis Martinach zurückgelegt, wobei ungeachtet gegebener Signale 40 Menschen das Leben verloren, 475 Gebäude wurden zerstört und 19 Brücken fortgerissen. Martinach war sehr bedroht, und es herrschte darin Todesangst. Niemand durfte sich mehr auf die Straße wagen, indem das Wasser bis an die ersten Stockwerke hinaufstieg. Es bot sich eine herzzerreißende Scene den Einwohnern dar! Schon am ersten Abend der Ueberschwemmung sahen sie von ihren Fenstern aus, wie die empörten Elemente Menschen, Vieh, Häuser, Scheunen und Wälderstücke mit dem Erdreich aus dem verunglückten Thale herauswälzten. Der Schaden betrug nach amtlicher Berechnung 1,580,370 Fr. — Ganz Europa wurde mit der Kunde dieses jammervollen Ereignisses bekannt gemacht, und wohlwollende Menschenfreunde wetteiferten in liebevoller Theilnahme, durch reichliche Gaben den schwer Gevrühten wieder aufzuhelfen. Durch die Entleerung des See's wurden die Gletscherblöcke nicht ganz weggerissen, daher man, um einem zweiten Sturze vorzubeugen, auf hölzernen Gerüsten Wasser herleitete, welches auf dem Eise die Rinnen durchloß, auf diese Art den Gletscher durchsägt und Massen von mehreren tausend Kubikfüßen durchsägte, die dann in die Dranse stürzten und darin verschmolzen.

man in das Pfarrdorf Bovernier (633 Meter über Meer), das noch zum Bezirk Martinach gehört und am Fuße des Mont Catogne liegt. Dieser Berg erhebt sich in pyramidenförmiger Form, ist in Bivis sichtbar, und seine Anhöhe beträgt 2585 Meter über Meer. Hier wächst Wein und auch andere Pflanzen gedeihen befriedigend. In ziemlich gerader Richtung führt die Straße von hier nach Sembrancher (709 Meter über Meer), dem Hauptorte des Bezirks Entremont, über welches ein schroffer Felsen emporragt. ¹⁾ Hier theilt sich die Heeresstraße in zwei Linien; die eine, herrlich angelegt, führt am rechten Ufer der Dranse

1) Des Jahres 1801 gegen Ende Aprils, als der Frühling schon lieblich wehte, traten einige Männer von Bivis eine Lustreise auf den großen St. Bernhard an, die im Jahre darauf unter dem Titel: „Neujahrszechenke, helvetische und patriotische“, im Kalender beschrieben erschien, um die Bewohner der Waadt damit zu ergötzen und den Entremontanern Hiebe zu versetzen. Von Sembrancher sagt der Verfasser: „Ich rede nicht von vielen Grefins und Kröpfigen, deren wir viele sahen; das sind Dinge, die uns nicht überraschten; was mich aber in Erstaunen setzte, war, daß ich mehrere hübsch gebildete weibliche Gesichter erblickte; denn dieses Volk ist überhaupt nicht schön gebildet, ist unreinlich in den Häusern, heizet zu stark die Stubenöfen, läßt nicht zur Abänderung der Luft die Fenster öffnen, was bei ihnen eine Kegerci wäre. Deswegen herrscht in ihren Zimmern ein übler Geruch, der für die Fremden unerträglich ist. In Bezug der Moral sind die Leute religiös, daß es oft an Aberglauben grenzt, weil sie unwissend sind.“ So schrieb dieser Mann, dessen Feder ihn genügend zeichnet. Ich lasse seine Uebertreibungen bestellt, und erwiedere nur ein Wort hinsichtlich der Religion und des Aberglaubens. Schön ist die Waadt, prächtig zu Berg und Thal angebaut; aber wie stets mit dem Bebauer derselben in religiösen Dingen? Wie mit seiner Religion? Wer ist abergläubischer, der Katholik von Sembrancher oder der Protestant der Waadt, der oft, aus Mangel an christlichem Unterricht, wie ein Schilfrohr vom Winde hin und her getrieben wird?

unter dem Dorfe Vollege nach Bagnes ¹⁾, die andere nach Orsieres (890 Meter über Meer), wo sich das 6 Stunden lange Ferretthal öffnet. Beim Uebergang zu Orsieres über die Dranse windet sich die St. Bernhardsstraße um einen Hügel, und nachdem man eine gewisse Höhe erreicht, bietet das jenseitige Thal auf der rechten Seite einen bezaubernden Anblick: Die schönen Matten mit Obstbäumen und die Aecker und Gärten liegen in Weite vor den Augen enthüllt; die Wälder und über ihnen die verschiedenen Bergspitzen, mit Gletschern bedeckt, haben ihr Malerisches. Erquickt von diesem großartigen Panorama setzt der Wanderer die Reise zu dem Pfarrdorfe Viddes fort, das 1348 Meter über der Meeresfläche sich erhebt. Hier ist der Boden schon wilder; allein die Leute sind arbeitsam und pflegen mit allem Fleiße das Erdreich. Das Klima ist sehr gesund und man genießt hier die reinste Luft, die im Bezirk Entremont weht. Viddes bildet den Mittelweg zwischen Martinach und dem Hospiz auf dem großen St. Bern-

1) Bagnes, ein schönes Seitenthal des Bezirkes Entremont, hat von Sembrancher bis zum Gletrozgletscher oder Fenetrepaß ungefähr 11 Stunden Länge, ist sehr bevölkert, zählt viele Dörfer, unter denen ich folgende nenne: Ghable, Willete, Gotter, Medieres, Fontenelle, Verbier, Serraver, Bruson, Veriegeres, Montagnier, Morgnes, Leurtier, Chamjel und Lyaren. Dieses Thal ist von hohen Gebirgen und Gletschern, in denen auch Alpeen sich befinden, umgeben, und einige Bergwässer führen hinüber auf die St. Bernhardsstraße. Bagnes, eigentlich Baden, hat seinen Namen von einem schon längst verschütteten Bade, das dreiviertel Stunden von Montagnier entfernt war. Von diesem führt es sein Wappen, nämlich in blauem Felde zwei Kinder in einem Badekasten. Die Kinder reichen einander die Hand; und über ihnen schimmert eine goldene Sonne, und über dieser links und rechts ein Goldstern. (Gesammelte Walliserwappen von J. G. Angreville.)

hard. Oberhalb des Dorfes stehen stattliche Lamm- und Buchwälder, die mit Meisen, Finken, Amseln, Drosseln, Waldhühnern, Fasanvögeln, Eichhörnchen u. s. w. bevölkert sind. Noch weiter oben halten sich weiße Hasen, Schneehühner, Murmelthiere und Gemsen auf. Steinböcke trifft man hier keine, wohl aber in den anliegenden Alpen von Aosta, jedoch nur selten. Von Liddes steigt die Straße nach St. Petersburg 296 Meter, zum letzten Dorfe, das hierher des St. Bernhardsberges liegt. Die Lage des Ortes ist wild, der Kälte ausgesetzt und das Gras entkeimt nur sparsam dem Boden. Dasselbst sieht man einen Stein, auf dem die Römer vormals die Meilen zeichneten. Wegen den Berg war die Straße durch eine Mauer mit Schießlöchern geschlossen. Am Ende dieses Dorfes hört der Wuchs der Wälder auf, die nun ihre Plätze der Wildniß einräumen. Nur wenig steigend leitet der Weg von St. Petersburg an der Seite des wilden Stromes Valsorrey, am Fuße des hohen Berges Velan (Sonnenberg), in die Cantine, wo die Gefahren des großen St. Bernhard beginnen.

Das Haus in der Cantine de Groz (1799 Meter über Meer), ein Gasthaus für Reisende, ist zwei Stunden vom Hospize entfernt. Hier endet die Fahrstraße; auf hartem Steingrund führt ein schmaler Fußweg, der sich hin und her schlängelt und dessen Spuren oft unkenntlich sind, allmählig ansteigend in die schauerliche Wildniß hinein, die nur höchst sparsam von dürftiger Vegetation noch belebt ist, aber bald erstirbt auch diese ganz, und der Wanderer befindet sich in einer Wüste, wie sie nur immer die feurigste Phantasie eines Salvator Rosa hätte denken können. Furchtbare Orkane von einer Heftigkeit, wie man sie auf den Höhen der Saaser- und Zermatterberge, der Gemmi, der

Grimfel, der Furka, des Gotthard, des Splügen und Bernhardin nur selten findet, toben öfters in diesen Schlünden, und Alles, selbst die Ortsnamen, erinnern an Zerstörung und Tod. Hier wandelt man durch das sogenannte Todenthal, dort erblickt man die Anhöhen des Todtenberges, und endlich schreitet man an einer Todtenkapelle — dem kleinen Hospital — vorüber. In der Nähe der zweiten Cantine, die nur in den Sommermonaten bewohnt wird, stürzte vor mehreren Jahren eine Schneelawine mit Donnerbrausen in die Tiefe. Ein Reisender, der eben zum Hospiz hinaufsteigen wollte, befand sich in der Nähe; dem Manne, zwar an solche schreckliche Naturscenen von seinen frühern, unermüdeten Wanderungen her gewöhnt, schauderte doch bei dem Gedanken: „Wärest du wenige Minuten eher bei jener Stelle angelangt, so hätte dein Verhängniß dich mit der Lawine hinab in die unrettbare Schlucht geschleudert.“ Bald erholte er sich von seinem Schrecken; er nahm das Wanderbuch zur Hand und zeichnete darin folgende Zeilen:

Was brauset der Sturm wie das wüthende Heer,
Was sausen die Winde so schrecklich umher!
Lawinen stürzen hernieder in's Thal,
Tod nur bedeutet ihr donnernder Fall. —
Fliehe, o Wanderer! fliehe geschwinde,
Sonst hat dein Wandern auf Erden ein Ende.

Unter den größten Gefahren, welche die Reisenden auf dem St. Bernhardsberg bedrohen, zählt man

1) Die Lawinen. 1) Es gibt verschiedenartige La-

1) Lawinen, Lavinen, Lawinen — globus nivis, moles nivium devoluta — werden in Tyrol Lühnen, in Bünden und Italien Lavina, in Frankreich Lavange oder Avalange, im französischen Patois Lavenze und Valenge, und in den Phoenäen Congeves, auch Lydt de terre oder Lydt de vent genannt.

winen, die alle mehr oder weniger gefährlich sind und auch auf diesem Uebergange vorkommen. Die gefährlichste ist aber die Schloß-, Schlag- oder Grundlawine, die im Frühjahr, wenn das warme Wetter eintritt und der Schnee aufthaut, theils durch eigene Schwere — indem sie aus ungeheuern Schneemassen besteht, welche über die Felsen herunterhängend sich während dem Winter gebildet haben — Verderben bringend in die Tiefe stürzt, theils auch durch unvorsichtiges Geräusch oder durch Stürme verursacht wird. Wenn im Winter der frischgefallene Schnee durch den Wind oder anderweitige leise Bewegung in großen Massen in die Thäler fällt, so heißt man die Lawinen Wind- oder Staublawinen. Ein furchtbarer Wind, ähnlich einem Orkane, kommt der Lawine voran, der zuweilen Menschen ergreift, sie vom Boden aufhebt und an einen andern Ort hinträgt, ohne am Leben zu schaden. Dieß war 1849 im Saasthale der Fall. Eine Weibsperson, die im Bette schlief, wurde vor dem vorankommenden Orkan der Lawine erfaßt, eine Strecke in's Freie hinausgetragen und blieb am Leben. Wie sie getragen wurde, wußte sie selbst nicht; sie glaubte noch in ihrem Hause zu sein; allein es frierte sie im Schnee und sie rief um Hülfe. Diese Lawinen häufen sich im Fortrollen oft zu solchen Massen an, daß sie, im Thale angelangt, Häuser, Menschen und Vieh bedecken, verschlingen und mit fortwälzen. — Sind diese Lawinen nicht so Klumpenweise und der Schnee locker, so haben sich oft schon Berunglückte selbst herausgearbeitet; ist aber die Schneemasse zu groß und kommt nicht Hülfe zur rechten Zeit, so muß der Unglückliche erfrieren oder erstickten. — Die dritte Art Lawinen sind die sogenannten Staublawinen, die man nur im Sommer sieht, und welche

beßwegen auch Sommerlawinen genannt werden. Diese sind dem Menschen, dem Vieh, und auch auf dem St. Bernhardt, höchst selten gefährlich, weil sie nur in der obersten Gebirgswelt fallen, wo der Schnee selbst zur Sommerszeit liegen bleibt. Ihr Anblick gewährt ein höchst reizendes Schauspiel, was beinahe jeder Reisende im Berner Oberlande, in den Thälern von Wallis, Uri, Schwyz und Unterwalden, in Graubünden, Glarus und Tessin schon wahrgenommen hat, indem dieselben mit donnerähnlichem Gebrause von Fels zu Fels, gleich einem Silberströme, der sich im Fallen vergrößert, stürzen, Wolken des feinsten Schnee's sie umgeben und durch die Stille der erhabenen Alpenwelt der Schall des Gerölls noch vermehrt wird.

2) Neben den gefährlichen Lawinen droht dem Wanderer beim Aufsteigen des St. Bernhardsberges die Schneemenge auf dem Wege. Viele reisen von St. Petersburg bei stiller Witterung ab; allein kaum kommen sie in die Cantine, so finden sie Schneewirbel und Schneegestöber im Anzuge, was man in den schweizerischen Hochlanden Buxen oder Guxen, in der Savoyardensprache aber Tourmantes nennt. Diese Schneewinde sind dem Reisenden sehr gefährlich; sie rafften den Schnee in den Höhen auf, jagen ihn in wolkenähnlichen Massen von einer Stelle zur andern, füllen in kurzer Zeit Schlünde und Vertiefungen aus, verschütten die Straße und selbst oft die Stangen, welche, sehr vortheilhaft angebracht, deren Richtung andeuten. Wird ein Reisender von einem solchen Sturme überrascht, so steht sein Leben in Frage, weil ihm der feine Schnee, der in's Gesicht fliegt, einen stechenden Schmerz verursacht und nicht erlaubt, die Augen zu öffnen. Wehe dem Armen, der, ruhig dem Pfade folgend, von solchem Gestöber getroffen wird!

In dieser ausgedehnten weißen Einöde, in dieser lautlosen Gegend erkennt er nicht mehr die Spuren des Weges und weiß nicht, wohin er seine Schritte lenkt. Die Kälte erstarrt seine Glieder, das Weiße des Schnee's blendet die Augen und der Wind benimmt ihm den Athem. Mit jedem Schritte, tief hinein sinkend, fürchtet er irgend welche verdeckte Abgründe und damit seinen Untergang. Verzweifelter Muth hält ihn noch eine Weile aufrecht; aber bald schwinden die letzten Kräfte; ermattet sinkt er nieder in die Schneemasse, und große Flocken fallen auf ihn herab, als wollten sie ihm vor dem Tode das Grab bereiten. Ein arger Feind ist dem Bergansteiger auch

3) Der dichte Nebel. Dieses hohe Alpengebirge ist fast beständig in Wolken eingehüllt; diese umlagern die höchsten Bergspitzen im Sommer und Winter, verdunkeln das Blau des Himmels, den Schein der blinkenden Sonne, des Mondes und der nächtlichen Gestirne; oft, wenn die Sonne in den Thälern und Ebenen glänzt, sieht man an den hochragenden Felsen dunkles Gewölk gleich schwarzen Gewitterwolken herabhängen, die in dichte Nebel sich verwandeln, über den Bergen weit sich herablassen, und dort längere Zeit sich festhalten, als wären sie angefroren. Daher kommt es, daß auf der Anhöhe des Hospizes nur wenig ganz heitere Tage im Jahre eintreten. Die dortigen Nebel sind weit dichter und finsterner, als jene in den Herbsttagen auf den Seen und im Winter auf dem Ebenlande in Städten und Dörfern. — Ist der Reisende bald bei der Anhöhe, so sieht er das Hospiz auf wenige Schritte noch nicht; selbst die Chorherren, welche die Wege, Schlünde und Felsen wohl kennen, verirren sich im Nebel nicht selten, und wenn sie die vortrefflichen, treuen Hunde nicht zu Führern hätten,

so würden sie manchmal weder die Pfade, die zu ihrem Hospiz führen, noch das Hospiz selbst finden. Wer sollte sich also verwundern, wenn mancher Fremde in diesen Nebeln vom Tode erreicht worden ist? Er steigt den Berg mühsam hinan, verliert die Spuren des Weges, umgeht mehrmals die gleichen Felsen und Pfade, die ihn täuschen, und merkt bis zur einbrechenden Nacht nicht, daß er die höchste Anhöhe noch nicht erklimmen habe. Aber was fängt er jetzt an? Er bietet seine Kräfte noch einmal auf, beschleunigt seine Schritte; denn es bangt ihm vor dem einbrechenden Dunkel in dieser unheimlichen Gegend, wo Verlassenheit und ein ewiger Winter herrscht, wo das Leben gleichsam erstarrt und nur der Tod herumzieht. Er eilt von Fels zu Fels und fällt in die frostigen Abgründe, wo er sein Grab findet. Oder er entschließt sich nothgedrungen, da das Hospiz nicht mehr erreicht werden kann, zu übernachten an jenem Orte, wo ihn die Nacht erreichte. Von Mattigkeit und Schlaf überwältigt, legt er sich nieder und erwacht hienieden nimmermehr. ¹⁾ Im Winter ist dieser

¹⁾ Wer mehreren Jahren wollte des Nachmittags ein Chorherr von St. Bernhardsberg zum Hospiz hinaufgehen; die Witterung war nicht dazu einladend, und man warnte ihn ernstlich in St. Petersburg und noch mehr in der Cantone, nicht weiter zu gehen, indem die Anhöhen mehr und mehr in schwarzes, frostiges und stürmisches Gewölk sich einhüllten; er aber, auf seine kräftige Jugendnatur vertrauend, ließ sich nicht abwendig machen, und stieg den Berg an. Eine Weile gieng er, gleichsam den wilden Elementen trotzend, wohlgemuthet den Berg hinauf; bald aber sanken seine Kräfte; ermattet sank er in den Schnee und entschloef. Nach mehreren Stunden erwachte er, stand auf, ergriff abermal seinen Bergstock, erreichte erst nach Mitternacht das Hospiz, meldete sich beim Obern, nahm eine erquickende Nahrung zu sich und begab sich zu Bette. Als die Chorherren das Mittagessen nahmen, sagte der Prior: „Wir haben im Hospize wahrscheinlich eine

Nebel weit gefährlicher; doch hat er schon im höchsten Sommer, selbst im August, Reisende bethört und ihnen den Tod gebracht. Sehr gefährlich ist auch dem Bergansteigenden

4) Der heftige Nordwind, der zwischen zwei Felsbergen, in einem Schlunde eingeschlossen, mit außerordentlicher Heftigkeit wüthet; er heult und pfeift eisig kalt durch Berg und Thal, als wenn die größten Orkane im Anzuge wären, wühlt auf der Oberfläche des Bodens den frisch gefallenen Schnee auf, und setzt nicht selten den alten sammt Steingerölle in Bewegung. Im Ansteigen des Berges schwitzt der Reisende, und erfäßt ihn dann gegen die Anhöhe der heftige Nordwind, so will er ausruhen, niedersitzen und die frische Luft einathmen; der Schweiß zieht sich zurück, er wird ohnmächtig, und ohne daß er es gewahrt, fällt er dem Tode in die Arme. Zum fernern Beweise mag dienen, wie rauh der Wind auf diesem Gebirge ist, der Umstand, daß jene, die bei der Ankunft zum Hospize zuerst die Kirche besuchen, sofort ein Unwohlsein befällt.

5) Endlich fügt die furchtbare Kälte, die nicht selten an eine sibirische grenzt ¹⁾, zur Winterszeit den Reisenden mehr Schaden zu, als die bis jetzt aufgezählten Gefahren;

Leiche“, und erzählte den Vorfall. Indessen war der Schlafende erwacht und erschien zur Verwunderung Aller selbst im Speisesaale, klagte aber über seine ausgestandenen Strapazen nicht. — Dieser Oberherr lebt noch, hat seither dieses Wagenstück nie mehr unternommen und hat es auch Niemanden zur Nachahmung anempfohlen.

¹⁾ Wer nur einen Begriff von sibirischer Kälte sich machen will, der blicke auf die Stadt Jakutsk, an dem linken Ufer der Lena gelegen. Dasselbst fällt das Thermometer bisweilen im Winter bis auf 40 Grade unter dem Gefrierpunkte, und der Erdboden ist bis 600 Fuß Tiefe gefroren. (Vgl. Ungewitter, neueste Erdbeschreibung u. s. w., Dresden 1854.)

denn es geschieht nur zu oft, daß ihnen, ohne es selbst zu gewahren, Theile ihres Leibes, besonders die Finger und Zehen, abfrieren; die Kälte dringt durch das Fleisch bis auf die Knochen; der erfrorene Theil wird schwarz und fällt ab, und so, wer auch den Gefahren des Todes entgeht, kann jedoch der Verstümmelung für die übrigen Lebenstage nicht entrinnen. Jedes Jahr ereignen sich dergleichen Unglücksfälle, nicht nur an Schwächlichen oder zu leicht Bekleideten, sondern an kräftigen Menschen von starkem Körperbau. Vorsichten sind daher vonnöthen.

26.

Vorsichtsmaßregeln gegen die Gefahren des Berges.

Wer eine mühsame und gefährliche Reise unternimmt, muß sich mit Allem, was er dazu braucht, versehen, damit er glücklich an seinen bestimmten Ort gelange. Das muß auch jener thun, der den großen St. Bernhard besteigen will. Herr de Loges giebt uns in seiner Schrift «Essais historiques sur le mont St. Bernard» treffliche Anweisungen, die ich hier in Kürze zusammenstelle:

1) Ist die Witterung veränderlich und sind die Spuren des Weges unkenntlich, so wage Niemand, ohne Führer und ohne erfahrene Männer, an denen es von Dorf zu Dorf nicht mangelt, den Berg anzusteigen. Diese sind die sichersten Barometer; denn sie sind sehr erfahren, haben ihre Beobachtungen, kennen die hin- und herziehenden Winde, das Gewölk in der Luft und die Witterung des Tages.

2) Der Reisende versehe sich mit guten Kleidern, die

der Jahreszeit und der Strenge des Klima's anpassen; mit tüchern Handschuhen und Stiefeln, in denen die Füße bequemen Raum haben; die Finger aber sollen in den Handschuhen sich zusammenschließen; er nehme auch keinen Rohr-, sondern einen langen Tannenstock in die Hand und setze nicht eine Tuchkappe auf das Haupt. Mit gleichen und langsamen Schritten reise er an der Seite des Führers, und nur an den Stellen, die dieser zum Stillstehen bezeichnet, ruhe er ein wenig aus, stütze sich auf seinen Stock, lege sich aber nicht auf den Schnee nieder. Mit den Füßen stampfe er zuweilen, schlage sie zusammen, besonders wenn er merkt, daß sie erstarren wollen; und tritt Kälte an den Fingerspitzen ein, so reibe er die flachen Hände.

3) Vor der Abreise nehme der Reisende ein einfaches, nährendes Frühstück; z. B. eine Suppe, Chocolate — der Kaffeetrank war damals noch nicht im Gebrauche — Brod, Käse, einige Gläser guten Weins und eine Flasche Wein auf den Weg; von Zeit zu Zeit trinke er daraus einige Tropfen und esse etwas, um die Wirkungen des Weines, der auf diesen Gebirgen sehr heftig ist, zu verhindern. Branntwein aber wäre durchaus schädlich.

4) Im Anfange des Monats April besteige er den Berg bei aufbrechender Morgenröthe; denn ist die Sonne aufgegangen, so blendet der Schnee; dieser Widerschein entstellt die Gesichtszüge und verursacht zuweilen Eiterblattern; diese sind hartnäckiger zu vertreiben als die gewöhnlichen Pocken, besonders wenn das Gesicht nicht mit einem Flor bedeckt war. Man weiß aus Erfahrung, daß feine und glatte Gesichter weniger an dem Zurückprallen der Sonnenstrahlen leiden, als grobe und löcherige, die dazu empfänglicher sind. — In Bezug der Lawinen und Schneemassen

hüte sich der Reisende, sich auf den Weg zu begeben, bevor er das Heitere der Luft sieht; ist er aber auf dem Wege und fällt der Schnee in Flocken herab, so folge er seinem Führer, der die Gräben und Schlinde kennt, durch welche die Lawinen herabrollen und die Schneemasse sich aufthürmt. Dieser weicht den gefährlichen Stellen aus, führt den Reisenden in Umwegen, die oft weiter und steiler sind, hinauf und rettet ihn vom Tode und vom tiefen Schneegrabe.

5) Und hat der Reisende das Hospiz erreicht, so nehme er sich in Acht, daß er sich nicht dem Feuer nahe, wenn er friert; er lasse zuerst seine Hände und Füße untersuchen, und sind selbe von der Kälte angegriffen, so muß er sie mit Schnee einreiben lassen. Nützlich ist auch, daß er sich noch ein wenig bewege und nicht absetze; denn dadurch wird die zuweilen eintretende Ohnmacht verhindert. Bisweilen tragen Mütter ihre Kinder, nur leicht gekleidet oder in Lumpen gehüllt, auf dem Rücken hinauf; während die Kleinen die Kälte leicht ertragen, erfrieren den Müttern Hände und Füße. Wer schützt die Kleinen? Gott und ihr Schutzengel.

All diese Vorsichtsmaßregeln, die Herr de Loges bei Ansteigung des großen St. Bernhardsberges anführt, sind durchaus von großer Wichtigkeit; allein einen wichtigen, ja den wichtigsten Punkt ließ er unberührt, den ich hier beisetze, um seinen Artikel zu vervollständigen. Ich frage ihn, warum er nur menschliche und keine göttliche Schutzmittel anführte? Wer hat diese Gebirge geschaffen? Wer läßt Stürme und Orkane entstehen? Wer gebietet den wilden Elementen und bringt sie zum Verstummen? Ist es nicht der Schöpfer Himmels und der Erde? Der Verfasser hätte bedenken sollen, daß alle Schutzmittel gegen Gefahren nichts

nützen, wenn der Schutz des Himmels fehlt. Höre deswegen, Reisender! Willst du diesen Berg ansteigen, so flehe zuerst den Schutz Gottes an; dann wird dich seine Hand, welche die schauerliche Bergnatur bezwingt, sicher leiten; blicke zugleich zum heiligen Alpenapostel St. Bernhard hinauf, der so Vielen in Gefahren geholfen hat. Ergreife dann den Wanderstab und sprich beim Antritte deiner verhängnißvollen Reise:

Ich traue Dem, der Erd' und Himmel machte:
Er bleibt auf düst'rer Bahn mein Stern.
Ich traue Dem, der Alles weise wahrte,
Der huldvoll mein, bevor ich ward, gedachte;
Denn meine Hülfe kommt vom Herrn.

27.

Die Schneehunde auf dem St. Bernhardsberg.

Wer kennt nicht die schönen zottigen Thiere auf dem großen St. Bernhard, die in Stürmen, Lawinen und Schneemassen vortreffliche Dienste leisten? Sie sind sehr gesucht. Mancher hat diesen Doggen seine Feder geweiht, oft Uebertriebenes und Fabelhaftes beigefügt und ihnen Eigenschaften zugeschrieben, die sie nur theilweise oder gar nicht besitzen. Diese Klasse stammt von Norwegen, aus den nordländischen Inseln, wahrscheinlich aus dem Nordcap, wo erst im August die Frühlingsblumen hervorkeimen. Bei den schrecklichen Wintersstürmen, die hier herrschen, darf sich kaum Jemand in's Freie hinauswagen, und sind sie dazu genöthigt, so nehmen sie die großen Schneehunde als Führer und Ver-

theidiger ihres Lebens mit sich. — Auf dem St. Bernhard befindet sich eine Anzahl solcher Hunde, besonders im Sommer, wo die Mütter ihre Jungen werfen; diese werden sorgfältig aufgezogen und die meisten nach allen Gegenden verkauft. Für den Winter behalten die Chorherren etwa 9—10, nur so viel, als sie für den Dienst des strengen Berges und ihre Fortpflanzung bedürfen. In den höchsten Sommermonaten umgeben sie während des Tages das Hospiz; einige sommen sich in der Nähe desselben oder ruhen mit ihren Hunden; andere gehen langsamen Schrittes hin und her und beobachten die Reisenden, welche ankommen oder um das Hospiz herumgehen. Oft vergißt der Reisende bei der Ankunft seine Mattigkeit und weidet sein Auge an diesen Thieren, die verschiedene Farben auf ihren Pelzen tragen. Gegenwärtig haben sie einen großen ganz weißen Hund, der vorzüglich die Aufmerksamkeit der Fremden erregt. Wenn Herrschaften sich zur Stiege des Hospizes nahen, so gehen die Hunde ihnen wedelnd und schmeichelnd entgegen, weil diese ihnen Leckerbisse darwerfen; nicht so gefällig bewähren sie sich gegen Arme und Soldaten, die sie ankurren, ohne Jemanden zu packen. Wohl zeigt es sich mehr und mehr, daß sie nicht mehr ihre ursprüngliche Wilde besitzen, sondern einen wildern Charakter annehmen. Die jungen Hunde bieten ebenfalls einen ergötzenden Anblick: Wenn der Schnee auf der Oberfläche geschmolzen ist, so bleiben in den Vertiefungen oder Gräben noch Schneeklumpen zurück, auf die sie sich werfen und ihre Ergötzungen treiben; sie haben einen schweren Körper, purzeln oft, wenn sie sich drehen, um, und benehmen sich, als wenn sie nicht feste Füße hätten; laufen sie aber, so entwickeln sie eine bewundernswerthe Schnelligkeit. Sobald die Bern-

hardsalpen mit dem Rindvieh befahren sind, werden die meisten Jungen dahin versezt. Die Alpen der Chorherren sind ringsum, soweit ihr Eigenthum sich erstreckt, mit einer kleinen Mauer umgeben. In diesen Räumen werden sie zu bleiben gewöhnt, und man läßt sie die Mauern nicht überschreiten, damit sie sich nicht an fremde Leute gewöhnen. Haben sie die gehörige Größe, so werden sie zum Hospiz hinaufgeführt oder verkauft. Wunderbar ist, daß sie auch in der Ebene ihre Bergnatur beibehalten; denn wenn frischer Schnee fällt, so sind sie gleich darauf und treiben ihre Vergnügen.

Während nun die meisten Hunde zugerichtet werden, dem Wild nachzustellen, die Heerde oder das Haus zu bewachen, mit Fuhrwerken zu gehen, oder sogar zur Leppigkeit und Verschwendung zu dienen, mit den Reichen die gleiche Tafel zu theilen, was bei Engländern nicht selten der Fall ist, werden diese hier erzogen, verunglückte Menschen zu suchen und ihnen das Leben zu retten. Vom Wintermonat bis Mai — auch zu andern Zeiten, wenn Gefahr vorhanden ist — gehen täglich Knechte, Marronier genannt, den Berg hinab, und zwar nach zwei Richtungen; die Einen auf der Seite von Wallis zum kleinen Spital hinunter, die Andern auf die Seite nach St. Remi. Auf der Ostseite sind die Gefahren weit größer, die Berge steiler, und hier verunglücken mehr Reisende als auf der andern. Die Bedienten sind mit Lebensmitteln und Wein versehen, und treffen sie Niemanden, so hinterlassen sie auf gewissen Posten Käse, Brod und Wein. Oft warten sie lange, je nach der Witterung; kommen sie aber längere Zeit nicht zurück, so folgen Andere aus dem Hospize, indem sie vermuthen, es sei ihnen etwas begegnet, oder sie haben Verunglückte aufgefunden; beide Fälle kommen vor.

Wertwürdig ist, wenn die Knechte den Hunden das Zeichen zum Ausrücken geben; dann ziehen diese voran, stürzen sich in den Schnee, durchlaufen die gefährlichsten Gegenden und suchen die Verunglückten, die Verirrten auf, mit einer Sorgfalt und Anstrengung, wie eine Mutter ihr verlorenes Kind auffuchen würde. Diese vortrefflichen Hunde fürchten weder Sturm noch Gefahr, der sie sorgsam ausweichen; mit großen Sätzen springen sie über Schlünde und Abgründe, und treffen sie einen Erstarrten, Erfrorenen oder einen Ohnmächtigen im Schnee liegend an, so springen sie wedelnd um ihn her, hauchen ihn an, lecken die der Erstarrung nahen Glieder des Verunglückten und geben durch ihr Gebell den Knechten zu erkennen, daß sie einen Bedrängten getroffen haben. Indessen kommen die Marronier hinzu, reichen dem im Schnee Liegenden Erfrischungen, machen mit ihm Versuche zum Gehen; und ist dieses nicht möglich, so heben sie ihn auf ihre Schultern und tragen ihn in's Hospiz hinauf, wo für dessen Wiederherstellung so lange gesorgt wird, bis er gesund seine Reise weiter fortsetzen kann. Bisweilen finden die Hunde einige Reisende auf einmal; da wird sogleich Bericht zum Hospiz hinauf geschickt. Alsobald stürzen die Chorherren, gestützt auf ihre großen Stöcke, sich in den Schnee und kommen eilends zu Hülfe. Das thun sie auch jedesmal, so oft entweder von den Aufsuchern oder von einem muthigen Fremdlinge, dem es gelang, das Gotteshaus zu erreichen, von irgend einem Unglücke Kenntniß gegeben wird. Angekommen bei den auf ihrem Wege Aufgehaltenen, beleben diese guten Priester ihren Muth, bahnen mit den Knechten mühevoll und mit Anstrengung einen minder schwierigen Pfad, führen und tragen sie, wenn es die Noth erfordert, abwechselnd auf

ihren Schultern, obſchon ſie ſelbſt die Kälte empfindlich fühlen und ſich vor der Erſtarrung zu wahren haben. — Liegt ein Verunglückter unter dem Schnee oder unter einer Lawine, ſo erwittern, wenn nicht gar zu tief, die klugen Hunde die Stelle; ſie gehen über die Schneemaſſe auf und ab und ſchnobern wie ängſtlich auf der Oberfläche, ſcharren den Boden mit den Füßen auf und deuten durch Gebell den Begrabenen der hülfreichen Menſchenhand an. Sofort wird mit einem langen Eiſenſtabe unterſucht, und der geringſte Widerſtand, auf den man ſtößt, kündigt das Daſein eines menſchlichen Weſens an; mit Schaufeln, Hauen und andern Werkzeugen aus dem Kloſter werfen dann die Knechte den Schnee aus und nicht ſelten haben ſie das Glück, Unglückliche mit noch einem Hauche von Leben aufzufinden. — Müſſen die Hunde längere Zeit im Sturm und Wind ihre forſchende Kunde machen und ſich abmühen, ſo werden ſie aufgeſucht und durch andere abgelöst; zwar halten ſie lange aus, ohne zu ermüden, weil gut genährt, und beim Hinaufſteigen bahnen ſie den Weg, und ihr Schweiß dient bisweilen ſogar den Knechten und den Reiſenden zur Nachhülfe. Dieſe ausgezeichneten Thiere haben ſchon Vielen das Leben gerettet und ſie dem kalten Arme des Todes entriſſen. Wer erinnert ſich nicht des allbekannten Barri, der während ſeines zwölfjährigen Dienſtes ſo vielen Menſchen das Leben rettete, der 1817 einen beinahe erſtarrten vierjährigen Knaben aus Beſienes, nachdem er ihn erwärmt, auf dem Rücken zum Hoſpiz hinaufbrachte? Jetzt ſteht ſein zottiger Körper, wohl ausgeſtopft, im Muſeum zu Bern. ¹⁾ Sehr

¹⁾ Abermal iſt das Hoſpiz im Beſitz eines andern Barri; er hat die Größe ſeines Vorgängers, die gleiche Farbe und iſt ſehr ver-

wohlthätig sind demnach diese Hunde. Ihre Nützlichkeit anerkannte auch der Große Rath von Wallis, als er 1840 eine allgemeine Hundstaxe einzuführen beschloß; er befreite diese Thiere des großen St. Bernhard und Simplon von allen Steuern und Abgaben ohne Bedenken; dieser Beschluß wurde seither nicht zurückgenommen.

Die Chorherren sowohl als die Knechte ziehen sich bei diesem mühsamen Geschäfte nicht selten Krankheiten zu; die reine Luft durchdringt ihre Eingeweide, und schon im dritten oder vierten Jahre des dortigen Aufenthaltes wird die Lunge Einzelner angegriffen, weßhalb sie Luftveränderungen vornehmen müssen. Durchreisende Engländer, die Alles erspähen, haben dieses 1841 wahrgenommen, und sie versprachen, diesen wohlthätigen Menschenfreunden Athmungsmaschinen zu übersenden, was sie auch thaten.

Mit heldenmüthiger, fortwährender Entsjagung alles dessen, was das Leben angenehm macht, üben jene wahrhaft opferwilligen Männer mit ihrem Gesinde die Pflichten der Menschheit, und man muß es als einen besondern Schutz der Vorsehung betrachten, daß sie bei so großen Gefahren selten mit ihren Hunden verunglücken. — Doch am 12. Wintermonat 1845 hatte der Himmel anders beschlossen. In der Nacht vom 11. auf den 12. wütheten Orkane, schreckliches Schneegestöber durchzog die Gebirge, und Lawinen entstürzten den Felsen, um ihre Last abzuschütteln. In der Frühe zog Herr Chorherr Cart mit drei Knechten aus dem Hospize, um die eingeschneiten Wege zu

ständig. Er wandelt vor dem Hospiz mit majestätischen Tritten hin und her. Ruft man ihn mit seinem Namen, so bleibt er stehen und schaut dahin, woher er den Ruf vernommen hat; er scheint bisweilen zu warten, um Aufträge zu gewärtigen.

öffnen und allfällig der Hülfe bedürftige Reisende zu unterstützen oder Verunglückte aufzusuchen. Eine gewaltige herabrollende Schneelawine begrub die Helden der Menschenliebe, die mit Aufopferung ihres eigenen Lebens Andern das Leben zu retten sich zur Aufgabe gemacht hatten. Ohne Verzug wurde mit herbeigeeilter Hülfe nach den Verschlütteten gegraben, aber Allen war das Leben entflohen. — Wem sollte solche Treue und christliche Hingebung für das Wohl der leidenden Menschheit nicht hohe Verehrung einflößen?

Diese Hunde sind auch treue Wächter des Hospizes; und würde es Jemand wagen, einen Angestellten des Hauses anzugreifen, so würde er's erfahren, mit welchen Bestien er zu thun habe. Zum Beweise diene folgende Begebenheit: Im Jahre 1787 kamen 30 Banditen von Mosta her, in kleinen Abtheilungen, auf den St. Bernhard hinauf, um das Hospiz zu bestehlen. Die Chorherren bewirtheten sie befriedigend und ließen ihnen nichts abgehen. Als sie nun Alle zusammen waren, gaben sie zu erkennen, was für eine Absicht sie hierher geleitet habe. Nach dem Nachtessen erhoben sie sich gegen den Prior und verlangten drohend die Herausgabe des sämmtlichen Geldes im Hause. Der Prior verlor seine Geistesgegenwart nicht und sagte in Wildbe: „Ich glaubte ehrliche Leute vor mir zu haben, welche die Gastfreundschaft nicht mißbrauchen und auf diese Weise vergelten würden; nun aber sehe ich, mit welchen Leuten ich zu thun habe; weil Sie aber auf der Herausforderung der Geldburse verharren, so folgen Sie mir; ich will Ihnen zeigen, wo selbe sich befindet.“ Darauf führte er sie durch den Gang des Hospizes, öffnete die Thüre, hinter welcher die Hunde lagerten, die schon knurrten, weil sie sich in ihrer

nächtlichen Ruhe gestört sahen. Sie kannten die Stimme ihres Meisters, und auf sein gegebenes Zeichen stürzten sie wüthend hervor. Sie erwürgten Einige, richteten Andere übel her und der Rest der Bande ergriff die Flucht. Das Hospiz war gerettet. (Vgl. Robert, Voyage dans les XIII Cantons Suisses etc. Paris 1779.)

O ihr Hüter, treue Wächter,
Schirmt das treue Gotteshaus!
Jaget muthig freche Männer,
Die da gehen ein und aus!

Rettet Menschen, arme Pilger,
Welche frösteln in dem Schnee!
Zeiget eure Künste wieder,
Euer Ruhm vergehe nie!

28.

Die liebevolle Aufnahme im Hospiz.

Mühsam und unter vielen Beschwerden erklimmt der Reisende die Paßhöhe des eisigen Berges, und welch' eine süße Bewegung durchströmt sein Herz beim Anblick einer menschlichen Wohnung in so steiler, wilder und stürmischer Natur! Noch mehr wird er ergriffen, wenn Dienstboten oder Männer, in geistliches Gewand gekleidet, aus dem Hospiz ihm entgegenkommen und mit allen Zeichen der christlichen Theilnahme ihn empfangen. Es reisen über diesen Berg Deutsche, Franzosen, Italiener, Engländer, Polen, Russen, Afrikaner und Amerikaner, überhaupt sind fast alle Nationen der verschiedenen Welttheile vertreten. Eingeführt in das Hospiz, wird ihnen zuerst eine warme

Brühe, Thee oder Zuckerwasser, je nach Belieben, gereicht, und sind die Fremden durchnäßt, so erhalten sie auch Kleider zum Umwechselfn. Auch wer ein Fußbad wünscht, erhält dasselbe. Darauf werden sie mit erquickenden Speisen bedient, welche die Fremden mit großem Appetit und in doppelter Menge aus leicht begreiflichen Gründen zu sich nehmen. Man hat die Erfahrung gemacht, daß die Lust in den ersten Tagen des dortigen Aufenthaltes alltäglich sich steigere. Jeder Reisende kann sich in der Regel drei Tage aufhalten, und beim Fortgehen erhält er ein Glas Wein. In der Aufwartung herrscht treffliche Ordnung; man hört keine laute oder lärmende Reden, kein schnelles Hin- und Herlaufen, und es waltet im Hospize eine erbauende Stille, die man in andern Gasthöfen nicht antrifft. Die Angestellten versehen ihren Posten lobenswerth, was diesem Hause zur Ehre gereicht. Nur bewährtes Gejinde wird geduldet.

Alle, die im Hospize weilen, stammeln die Höflichkeit und Mildthätigkeit der geistlichen Herren an; sogleich werden sie mit ihnen vertraut, als wenn sie schon lange mitammen gelebt hätten; unwillkührlich ergreift selbe eine anziehende Ehrfurcht, Bewunderung und dankbare Nührung. Selbst solche, die gewöhnlich dem katholischen Priester abgeneigt, und ohne Ausnahme jeden Diener der Kirche mit dem jetzt verächtlichen Spottnamen Pfaffen oder Kuttenmann betiteln, bekennen seit ihrer Reise über den St. Bernhard, es gebe doch kein Stand, der größere Opfer der Liebe bringe, als der klerikalische. „Diese Herren“, sagen sie, „verdienen alle Hochachtung und große Schätzung; sie opfern ihr Leben für ihre Mitmenschen auf, sind würdige Priester des Herrn und ihre Verdienste sind hoch zu preisen.“ Hier zeigt und

unterhält die katholische Religion werththätig jenen Geist wahrer Bruderliebe, der alle Menschen mit einander vereinigen soll; denn alle Fremde werden da gleich aufgenommen, ohne Unterschied des Landes und des Standes, des Geschlechtes und des Glaubensbekenntnisses. Wer Mensch ist, der hat für Alles, was er bedarf, Anspruch auf ihre Gastfreundschaft. Das ist, was die Bewunderung der Katholiken und Protestanten erregt.

Niemand verwundere sich aber, daß edlere Personen nach ihrer Würde und ihrem Range aufgenommen werden, was der Anstand erfordert. In den warmen Sommermonaten kommen nicht selten vornehme Familien mit zahlreichem Gefolge auf diesen Berg, wo sie einige Tage weilen. Die Herren Chorherren verstehen die Art und Weise, mit ihnen umzugehen, erkundigen sich nach ihrem Zustande und nach dem Wunsche ihrer Bedürfnisse, führen Einige in den Salon, Andere in ihren Speisesaal hinauf, und speisen und unterhalten sie bestens. Außern die Gäste den Wunsch, einige Tage hier zuzubringen, so wird ihnen gerne entsprochen, ja sogar werden sie dazu eingeladen; denn diese sind es, die dem wirklich dürftigen Hospiz Gaben spenden. Nachdem sie ausgeruht, zeigt ihnen der Prior oder ein anderer Chorherr das Innere des Hospizes und die Einrichtung desselben in den verschiedenen Abtheilungen, führt sie dann in's Freie hinaus, wo sie in der Nähe die Todtenkapelle, den kleinen See, die Jupitersebene, die Leitung des Klosterbrunnens u. s. w. beschauen. Verschiedene Bergspitzen sind hier sichtbar. Gegen Morgen sieht man die Spitze des Berges Menove (3122 Meter über Meer), den Pelan (3752 Meter) und den Combin (4397 Meter); gegen Mittag den Mont Mort (2858 Meter) und den Gipfel des

Baraffon (2964 Meter); gegen Abend le Pain de sucre (Zuckerhut, 2872 Meter), und den Gletscher von Fortsons; gegen Mitternacht den Chenalettaz (2900 Meter) und den Fenetrepaß (2714 Meter). Ebenfalls sieht man beim Hospiz die Roches polies (2763 Meter) und die höchste Spitze des Dronaz (2927 Meter) und noch andere.¹⁾ Die Herrschaften und Gebildeten haben an den Ansichten dieser Bergspitzen ein besonderes Gefallen, fragen nach den Benennungen dieser Berge und ihrer Anhöhen, und zeichnen Alles, was man ihnen mittheilt, in ihr Wanderbuch ein. Ist die Witterung günstig und die Luft heiter, so führt man sie etwa zwei Stunden höher ob dem Hospiz, wo sich eine prachtvolle Fernsicht darbietet; denn hier sieht man die Anhöhe des majestätischen Montblanc, den Mont Cervin und nach allen Richtungen verschiedene Gebirge, die unten beim Hospiz nicht sichtbar sind. Bei der Abreise wird ihnen Speise und Trank, oder was sie sonst bedürfen, gefälligst angeboten und die Freundlichkeit geht so weit, daß sie selbst des Geleites eine Strecke weit sich rühmen dürfen.

Eine nicht geringere Sorge verwenden die St. Bernhardsherren auf die gemeinen und ärmern Leute; oft kommen Reisende, besonders zur Winterszeit, in's Hospiz, die erfrorene Theile an ihrem Körper haben, ohne daß sie es selbst wissen. Diesen Zustand gleich erkennend, sucht man sorgfältig sie vom Feuer entfernt zu halten, und zieht ihnen nach und nach die Kälte aus den erfrorenen Gliedern. Die Geistlichen thun dieses mit aller möglichen Aufmerksamkeit

1) Sr. Hochw. Gnaden Herr Peter Joseph Deeglise, der Zeit Propst des St. Bernhardsospizes, hat diese Berganhöhen berechnet und zwar nach schweizerischen Metern; ein eidgenössischer Meter enthält den Maßstab von 3 Fuß, 3 Zoll und 3 Linien.

und nehmen selbst die schlechterdings nöthigen Ausschneidungen oder Gliedablösungen vor. — Gleiche Sorgfalt verwenden sie auch auf alle im Hospize oder im nördlichen Gebäude befindlichen Kranken, die sie bei Tag und Nacht bedienen, denen sie Arzneien und entsprechende Nahrung reichen und leiblichen und geistlichen Beistand verschaffen. Kranke, die als solche ankommen oder dort erkranken, verbleiben bisweilen Wochen und Monate lang und werden nicht entlassen, bis sie im Stande sind, ihre Reise ohne Gefahr weiter fortzusetzen. Den ganz Armen gibt man Lebensmittel, den schlecht Bedeckten Röcke, Strümpfe und Schuhe mit, auf daß sie ohne Entbehrung des Nothwendigsten fortkommen können. Was überdies den Werth dieser Handlungen erhöht, ist, daß jede Verpflegung umsonst geschieht und Niemand die Herberge zahlt.

Die Zahl der Reisenden, die jährlich über den großen St. Bernhard gehen, seien es Handelsleute, Pilger, Herrschaften oder Arme, berechnet Herr Chorherr Tissiere auf 18—20,000; unter diese zählt er 3000 Touristen, welche die Alpengebirge durchgehen, um botanische Sammlungen zu machen. Die jährlichen Auslagen kosten dem Hospiz theure Summen, die mindestens auf 80,000 Franken angeschlagen werden. Es gibt Tage, wo man an einem Abend über 500 Personen beherbergt. Im Jahre 1762 stieg an einem stürmischen Abend die Anzahl der Gäste auf 560, zu deren Verpflegung vier Ochsen, zwanzig Schafe und acht Zentner Brod verbraucht wurden. Im Allgemeinen wird der Uebergang und der Verkehr auf diesem Berge immer lebhafter, die Ausgaben empfindlicher, was aber die edlen Gastgeber nicht hindert, ihre opferwillige Liebe fortzusetzen, eingedenk der Worte des großen Weltapostels: „Die Liebe

erträgt Alles, glaubt Alles, hofft Alles und duldet Alles.“
Fahret fort, ihr edlen Gastgeber, der ewige Lohn ist euch
aufbewahrt; denn

Wer hier aus Liebe Gutes thut,
Dem kommt's in jener Welt zu gut.

29.

Das Hospiz auf dem St. Bernhard.

Das Hospiz, gelegen am Uebergange der penninischen Alpen, umgeben von den hohen Bergspitzen Chenaletta und Mont Mort, gilt für den höchsten Punkt, wo der Mensch es wagte, im Sommer und Winter seinen Wohnsitz aufzupflanzen. Nach Berechnung des Herrn Plantamour erhebt es sich 2473 Meter über Meer, an der äußersten Grenze zwischen Wallis und Aosta, und sendet den Abfluß des Wassers auf der einen Seite in's Mittel-, auf der andern in's adriatische Meer. Am großen St. Bernhard entspringt ein Arm der wilden Dranse, die sich mit der Branchine vereinigt. Der hiesige Aufenthalt ist schauerlich, die Lage wild und öde und den heftigsten Stürmen ausgesetzt. Im strengen Winter steigt die Kälte auf 22—24 Grade und mitten in den heißen Sommermonaten gefriert es nicht selten; doch ist die Witterung sehr abwechselnd. So z. B. zeigte 1868 der Thermometer im Mai einige Tage 15—16 Grade Wärme, während er in den ersten Tagen des Heumonats am Morgen auf 0 stand und im Tage kaum drei Grade stieg. Der Winter dauert hier gewöhnlich 8—9 Monate und der Schnee fällt so häufig,



Das Hospiz auf dem St. Bernhard.

daß man, obschon die Klosterpforte sehr hoch angebracht ist, dennoch Stiegen in den Schnee anbringen muß, um Ein- und Ausgang zu erhalten. Der Boden ist steinig oder vielmehr kahler Felsen und Alles zeugt für die härteste Wildniß.

Obwohl hier Alles wild ist, so gibt es dennoch in diesen Bergen Thiere und Geflügel, welche den Chorherren ankünden, daß nicht Alles erstorben sei; denn es halten sich daselbst Murmelthiere, weiße Schneehühner, Hasen, im Sommer Raben, Krähen und Abler auf; letztere lassen sich noch im Winter sehen. Auch Gemse und Füchse sind nicht selten, und die Schneefinken bleiben daselbst den ganzen Winter hindurch. „Die Mäuse und Wieseln“, schreibt Herr Chorherr Gaudin, „sind sehr zahlreich und verbreiten sich bis zu den höchsten Bergspitzen hinauf, und es gibt hier noch viele andere Insekten, deren Namen ich nicht kenne.“ — Diesen Bergen entkeimen auch sehr viele Blumen und Pflanzen der verschiedensten Gattungen, die man anderswo nicht findet. Der Botaniker hat hier ein weites Feld für seine Forschungen, und mehrere St. Bernhardsherren haben sich mit Vorliebe diesem Fache gewidmet und jede Zeit dazu verwendet, die ihnen nach Erfüllung ihrer Berufspflichten erübrigte. Unter diesen sind preiswürdig zu nennen die Herren Chorherren Murith und Tissiere, die ein theures Andenken hinterlassen haben. ¹⁾

¹⁾ Laurenz Joseph Murith, geboren 1742 zu Sembracher, trat nach Vollendung der gewöhnlichen Studien in den Verband der Augustiner-Chorherren auf dem St. Bernhard, studirte die theologischen Fächer, und als er die wissenschaftliche Bahn der Gottergelehrtheit rühmlichst kennen gelernt hatte, widmete er sich dem Studium der Botanik. Viele Jahre besuchte er die Berge St. Bernhards auf

Das jetzige Hospiz ist groß, fest gebaut und ziemlich gegen die Lawinen geschützt, die oft von beiden Seiten mit

der Walliser- und Ostseite, von den höchsten Gipfeln bis St. Petersburg und St. Remy hinab, wo die Wälder ihren Besitz einnehmen, sammelte Pflanzen und Blumen aller Art, und kam stets mit reichlichem Gewinne seines Fleißes in das Hospiz zurück. Hier ordnete er dann seine Sammlungen nach üblicher Art der Botaniker, und in kurzer Zeit breitete sich sein gefeierter Ruf nach allen Gegenden aus. Er hatte auch die höchste Spitze des Mont Velan sich hinaufgewagt, wo er das Gelübde machte, dieser Gefahr sich nicht mehr auszuweichen. Später wurde er Pfarrer in Ebdes, und starb den 9. Weinmonat 1816 als Prior in Martinach. Wie im Leben, so auch nach dem Tode nannte man ihn den gelehrten Botaniker. Mit ihm erlosch aber der Geist der Botanik auf dem Berge nicht; vielmehr gieng er auf seine Nachkommen über, und ganz besonders auf den Chorherrn Peter German Lüscher, der den 25. Hornung 1828 zu Arlaches, in einem Weiler des zu der Pfarre Drsteres gehörenden kleinen Isertthales, das Licht der Welt erblickte. Seine ersten Studien begann er zu Val d'Allier bei Herrn Kaplan Bisler, nunmehr Pfarrer daselbst, und 1843 schloß er sich den Chorherren auf dem St. Bernhard an. Nach Vollenbung der theologischen Studien hatte er noch nicht das kanonische Alter zum Empfange der Priesterweihe, und nun widmete er sich mit außerordentlicher Thätigkeit dem Studium der Botanik. Hören wir seine eigenen Worte: „Während mehrern Jahren, die ich auf dem großen St. Bernhard zubrachte, benutzte ich jeden Augenblick, der mir von meinen Berufsgeschäften erübrigte, zur Aufsuchung der Pflanzen und Blumen, die hier auf diesen Bergen von den Anhöhen bis in die Wälder hinab wachsen. Ich war glücklich, mehrere bis dahin unbekannte Gewächse aufzufinden, durchwandelte die meisten Bergstellen, und mit allem meinem Fleiße mögen mir noch Pflanzen entgangen sein. Glückliche, der nach mir noch andere entdeckt.“ — Wirklich brachte er eine herrliche Sammlung zu Stande; er gründete eine botanische Gesellschaft unter dem Namen die „Murithische“, ward Präsident derselben, ließ die Mitglieder zuweilen zusammen kommen und erfreute sie allemal mit gelehrten Vorträgen über die Botanik. Er starb leider viel zu frühe, den 1. Brachmonat 1868, als Pfarrer von Sembrancher, an einer Brustkrankheit, an der er schon lange gelitten hatte. Bald nach seinem Hinscheiden ließen 1868 die dank-

donnerndem Gedröhn sich von den Gebirgen herabwälzen, ohne selbes zu erreichen oder zu beschädigen. Unten im ersten Stockwerke befindet sich eine geräumige Küche mit beständig unterhaltenem Feuer, und daneben ein erwärmter Speisesaal; in diesem Gange sind viele Zimmer links und rechts, in welchen die Reisenden gemeinern Standes ihre Beherbergung finden. Im zweiten Stockwerke wohnen die Chorherren; in einem Seitengange gegen den See sieht man ein weites Eisenrohr, das seine Wärme ebenfalls von unten heraufzieht und zur Pflanzung der botanischen Pflanzen und anderer Bequemlichkeiten dient. Die Wohnungen der Konventherren sind geräumig, aber ziemlich kalt und nicht bequem eingerichtet; denn man hört die geringste Bewegung derer, die oben oder rechts und links wohnen. Die Gänge des Hospizes im Innern sind breit, aber finster und zuweilen feucht, weil der Bergdruck sich hineinzieht. Der größte Raum des Hospizes ist für die Gäste bestimmt; 22 Zimmer sind für Adelige, 8 für Gemeine zubereitet, und unter dem Dachboden befinden sich noch 50 andere Bette. — Das Refektorium (Speisesaal) ist lang, geräumig und mit einigen schönen Gemälden geschmückt; an der Wand sieht man eine Oeffnung, die mit der Küche in Verbindung

baren Mitglieder der Botanik das Ergebniß seiner Sammlungen in einem Hefte unter dem Titel: «Guide du Botaniste sur le Grand St. Bernard par M. P. G. Tissière etc.» zu Nigte erscheinen, worin ein alphabetisches Namensverzeichnis aller Pflanzen und Blumen vorkömmt, nebst Angabe der Anhöhe der verschiedenen Wallisergebirge u. s. w. Mit dem Verstorbenen hört aber das wissenschaftliche Streben nach den Naturforschungen auf dem St. Bernhard nicht auf; denn ich kenne Männer daselbst, welche die Botanik eifrigt fortsetzen. Der himmlische Vater, welchen alles Geschaffene verherrlicht, segne ihre Thätigkeit!

steht. Es ist nämlich die Vorkehrung getroffen, daß vermittelst einer Kunstmaschine das Inwendige, wie es der Speisen entladen, wiederum in die Tiefe herabgelassen wird, von woher die Diener neue Mundvorräthe hinaussenden. Gewiß eine nützliche Erfindung, die in vielen Gasthöfen gute Dienste leisten und viel Unbeliebiges verhindern würde. Die Bibliothek ist ebenfalls schön; darin wird eine großartige Sammlung von Naturalien, Münzen, Alterthümern und physikalischen Instrumenten aufbewahrt. Der Salon ist gleichfalls geschmackvoll mit Klavier und andern Angenehmlichkeiten ausgestattet. Der Kapitelsaal, in welchem der Propst seinen eigenen Sitz hat, ist groß genug, sämtliche Konventherren, wenn sie Kapitel halten, aufzunehmen. An den Wänden hängen die Porträte der Präpöste, die seit 1753 auf einander folgten. Noch fehlt der gegenwärtige Propst Deeglise; er will sich ebenfalls an die Reihe seiner würdigen Vorgänger anschließen, was seine geistlichen Söhne wünschen. Ueberhaupt ist das Hospiz gut eingerichtet: Kirche, Keller, Stall, Scheune, Schlachthof u. s. w. sind mit dem Hospize verbunden, und selbst das Wasser fließt in die Küche. Nur das Nordgebäude ist einige Schritte vom Hospize entfernt; es enthält zwei große Zimmer mit vielen Betten für das weibliche Geschlecht, dient zugleich für Waarenablage, und bildet eine Vormauer zum Schutze des Hospizes, wenn Lawinen und Schneemassen dem steilen Berge entstürzen. ¹⁾ — In der Nähe dieses Gebäudes ist ein Gemüsegarten, in der Form eines Weingartens, mit

¹⁾ Dieses Gebäude trägt den Namen „Hotel von St. Ludwig“, zum Andenken des Schutzes und der Wohlthaten, welche die Könige Frankreichs dem St. Bernhard erwiesen.

Mauern und kleinen Abtheilungen angelegt; der Salat reift nicht alle Jahre, viel weniger anderes Gemüse. Hier und noch weiter im Felsen hinaus haben die Chorherren gute Erde von Gärten in den Dörfern herauftragen und dieselbe an schicklichen Orten anlegen lassen, um Gemüse in diesen Plätzchen zu pflanzen. Allein sie erreichten ihren Zweck nicht, und die weitem Gärtchen stehen nun verödet da mit wildem Gewächse.

Im Jahre 1555 brannte das Hospiz unter dem Propst Benedikt Oriolus von Foresta ab, zum zweiten Male, wie Einige berichten; Niemand aber weiß von einem frühern Brande, selbst die Chorherren nicht. Unrichtig ist ebenfalls, daß in diesem Brande nichts gerettet wurde; denn das dasige Archiv beweist das Gegentheil, indem es jetzt noch werthvolle Urkunden, die lange vor diesem Brande verfaßt wurden, bewahrt. Bald wurde das Hospiz wieder aufgebaut, die Kirche aber über ein Jahrhundert später. Der neue Bau des Hospizes war nicht geräumig genug, und deswegen ließ Herr Propst Genoud südwestlich noch ein Stockwerk aufführen. Wenn auch das gegenwärtige Hospiz an Form und Einrichtung jenem auf dem Simplon gleicht, so übertrifft letzteres weit das erstere; Lage und Wilbniß sind aber nicht gleich.

Gottes reichster, höchster Segen
Schütze dieses liebe Haus!

St. Bernhards-Grotte.

„Fliehe das Meer der Welt“, schreibt der heilige Ambrosius, „und du wirst keinen Schiffbruch zu befürchten haben. Gehe in die Arche, sprach Gott zur Zeit der Sündfluth zu Noe. Dasselbe sagt der Herr zu einem Jeden, der gerettet werden will. Gehe in die Arche, spricht Gott zu dir, d. h. gehe in dich selbst, in dein Herz zurück; da ist das Heil, draußen aber Untergang.“ Trefflich bemerkt auch der heilige Gregor der Große: „Fromme Männer, die kraft ihres Amtes in die Nothwendigkeit versetzt sind, äußere Dienste zu verrichten, haben sich zu allen Zeiten zur Einsamkeit des Herzens geflüchtet; dort bestiegen sie den Gipfel und Endpunkt ihrer innern Strebungen; dort, entfernt vom Gelärm zeitlicher Geschäfte, erforschten sie den heiligen Willen des Allerhöchsten.“ Wem das Heil seiner Seele am Herzen liegt, der findet es nothwendig, sich zuweilen vom Geräusche der zeitlichen Dinge zu trennen. Diese Nothwendigkeit erkannte auch der heilige Bernhard von Menthon, der, wenn er von Aosta auf den Jupitersberg hinaufkam und seine geistlichen Söhne besuchte, sich zuweilen in eine Grotte zurückzog. Daselbst betete der Heilige bei nächtlicher Stille und oft auch am Tage. Diese Felsengruft war ziemlich nieder, und nur in gekrümmter Stellung konnte er knien, was ihn aber nicht hinderte, mehrere Stunden in dieser Dunkelheit zuzubringen.¹⁾ Hier betrachtete er das bittere

¹⁾ Gewiß ist es, daß die Dunkelheit zur Sammlung des Geistes weit geeigneter ist, als das Tageslicht. Die Väter Jesuiten, wenn

Leiden Jesu, erinnerte sich der schmerzlichen Geißelung, wobei nicht selten heiße Thränen floßen; und um dieses Andenken in seiner Seele zu bewahren, würzte er seine dürstige Kost mit Bitterkeiten. Eben hier erwog er das Ziel und Ende seines Daseins, die vier letzten Dinge des Menschen, den Tod das Gericht, Himmel und Hölle. Auch hat er häufig für die Bekehrung der Sünder und gab sich die Geißel. In dieser finstern Grotte stieg seine Seele zum Himmlischen empor und sie erfaßte hier den Werth der Einsamkeit, die ein Dichter unserer Zeit so schön beschreibt in folgenden Reimen:

In der Einsamkeiten Stille
Fühlt die Seele ihren Werth,
Ihre Kräfte und die Fülle
Jenes Glücks, das ewig währt.
Hier umschwebt mit Himmelsglanz
Sie der gold'ne Siegeskranz.

Wie im Leben, so auch nach dem Tode des Heiligen blieb diese Grotte in gesegnetem Andenken. Vor dem Brande befand sie sich außerhalb des Hospizes, jetzt im Keller desselben gegen den Berg. Vor dem Eingange steht eine Thüre, die sich auf die Seite heben läßt. Der Kardinal de Angelis hat, als er über den großen St. Bernhard reiste, sie eingesegnet. Dieser Höhle widmen die Pilger und Reisenden heute noch eine vorzügliche Verehrung; sie verlangen dieselbe zu sehen und beten vor dem Eingange. Aus ihr nehmen sie Steine und beten, um durch die Fürsprache des

sie im Odeum den Studenten die geistlichen Uebungen ertheilten, ließen die Fenster zudecken und das Tageslicht nicht hinein scheinen. Noch ist diese Methode in vielen Klöstern gebräuchlich, wenn die Religiösen der Betrachtung obliegen.

heiligen Bernhard bei Gott vom Blitze, der oft im Sommer gefährlich den Berg durchkreuzt, verschont zu bleiben. Andere tragen kleine Steinchen aus dieser Grotte mit sich nach Hause. Wie theuer und unvergeßlich ist das Andenken der Heiligen, welches die Jahrhunderte in frischer Erinnerung bewahrt! Der selige Papst Leo IX. und der heilige Franz von Sales, Fürstbischof von Genf, sollen diese Grotte, als sie den großen St. Bernhard überstiegen, ebenfalls verehrt haben.

31.

Die Hospizkirche.

Ein furchtbarer Brand legte den 27. Herbstmonat 1555 die Kirche mit dem Hospize in Asche. Nach einem Verlaufe von 136 Jahren baute der wackere Propst Anton Morat die Kirche wieder auf. Der hochw. Bischof Adrian V. von Niedmatten ließ sich auf den Berg führen und weihte das Gotteshaus zu Ehren der Aufnahme Mariens in den Himmel. Die Klosterkirche steht am Ende des Hospizes und ist fest gebaut. Wenn die Chorherren in die Kirche gehen, so führt sie der Gang auf die Orgel hinaus, und von da eine Stiege in das Schiff hinunter, wo eine andere Pforte sich befindet, durch welche die Weltleute hineinkommen. Hübsche Zierrathen fehlen hier nicht, und Herr Mey, ein vornehmer Pariser, hat sie 1832 mit zwei Tafeln bereichert. Die eine stellt den heiligen Bernhard als Archidiacon, die andere die Gottesmutter, ihr göttliches Kind auf den Armen haltend, dar. Letztere ist eine Abbildung von der Sixtinischen Madonna aus Italien. Die Kirche hat

fünf Altäre, vier aus Marmor und einen von übergoldetem Holze. Das Gemälde des Hochaltars stellt die Himmelfahrt Mariens dar; ihr zur Seite stehen die heiligen Bischöfe Augustin und Nikolaus von Myra, wie auch der heilige Bernhard von Menthon. Schöne Marmorsäulen zieren den Altar, und eine derselben soll noch dem alten Jupiterstempel angehören. Hinter dem Hochaltar befindet sich die Sakristei, die mit guten Ornaten, Kelchen, Weihrauchfässern versehen ist. Ueber derselben erhebt sich ein Gewölbe und auf diesem ruhet die obere Sakristei; eine Leiter führt hinauf. Hier werden die schönern Kirchenornate aufbewahrt sammt dem Klosterarchiv. Dasselbe ist wohl geordnet, mit schätzbaren Urkunden älterer und neuerer Zeit versehen. Reich ist es an kirchlichen Akten, Bullen und Ablassertheilungen; ich traf da eine Ordnung, die alle Archive in Wallis übertrifft.

Beim Herausgehen aus dem Chor sieht man rechts den St. Bernhardsaltar, links jenen des heiligen Augustin; ersterer ist privilegirt und mit einem ewigen Ablasse versehen. Der vierte Altar ward in neuester Zeit errichtet. Als Herr Snell, schweizerischer Gesandter, in Rom sich aufhielt, erbat er sich vom Vater der Christenheit einen heiligen Leib zu Gunsten der Kirche auf dem St. Bernhard. Papst Leo XII. schenkte 1828 jenen der heiligen Martyrin Faustina, ließ ihn auf seine Kosten fassen und die Heilige in altrömischer Frauentracht kleiden, und übersandte so das herrliche Geschenk, mit der Bewilligung, zu Ehren der heiligen Martyrin am zweiten Sonntag des Herbstmonats eine heilige Messe zu lesen. Um den St. Faustina-Altar passend anbringen zu können, versetzten die Chorherren das Denkmal des Generals Desaix von Boy-

gour, der in der Schlacht von Marngo gefallen war, auf die andere Seite zu unterst in der Kirche des Schiffes. Napoleon I., der diesen tapfern Krieger überaus geliebt hatte, ließ ihn in Mailand einbalsamiren und dann auf den St. Bernhard übertragen. Zum Denkmal legte er den Grundstein selbst, wobei er einer Bleiwage, einer Maurerfelle und eines Mörtelgefäßes von vergoldetem Silber sich bediente, welche Gegenstände er nachher dem Kloster schenkte.¹⁾ Kaum hörte man in Frankreich von dieser Versetzung, so bliesen die französischen Blätter wacker in's Horn; als sie aber einberichtet wurden, dieses Denkmal befinde sich noch in der Kirche, hielten sie ein und schwiegen. Das Denkmal selbst ist ein vielkostendes Werk, stellt in halb erhabener Arbeit den Helden dar, der sterbend seinem Adjutanten Le Brun in die Arme fällt. Auch sind noch andere Vorstellungen darauf zu sehen, die aber nichts Religiöses darbieten. Wenn nun der St. Faustina-Altar an diese Stelle kam, so ist die Versetzung des Generals gerechtfertigt. — Noch erwähnen wir des fünften (hölzernen) Altars; dieser, „St. Joseph-Altar“ genannt, befand sich in der Kathedrale von Sitten, und ist ein Geschenk der edlen Familie von Kalbermatten.

Der Chor, in welchem die Augustiner die kirchlichen Tagzeiten beten oder singen, ist erhöht; ihre Stühle sind aus Nußbaumholz bearbeitet, und von beiden Seiten zu einander gewendet, nach der gewöhnlichen Einrichtung der Chorstühle. Der Propst und der Prior haben einen eigenen

¹⁾ Auf der Klostertreppe sieht man die marmorne Bildsäule Desair's, und ihr gegenüber eine Tafel von schwarzem Marmor, worauf der damalige Freistaat Wallis durch eine goldene Inschrift den Uebergang des ersten Konsuls verewigt hat.

Chorstuhl (Stallum); ersterer Stuhl befindet sich rechts, letzterer links; beide sind im Eingange des Chors, gewendet zum Hochaltare, und sind im Schiffe nicht sichtbar. Der Schwibbogen ist ganz gemalt und stellt den himmlischen Hofstaat dar. Unlängst kam mir in Siders eine Photographie von dem Chore dieser Kirche zu Gesichte, die in einer Stereoscope überaus schön sich darstellt. Wer das Innere der Kirche auf dem St. Bernhard gesehen und diese Abbildung dann vergleicht, wird sie als eine wohlgelungene betrachten. Das Schiff ist geräumig und faßt leicht 500 Personen, kann aber im Sommer bei einzelnen Festtagen die wallende Menge zuweilen nicht fassen. Die Kanzel ist passend angebracht und schmückt ebenfalls diese Kirche.

Was aber ganz besonders eine Kirche ziert und sie verherrlicht, ist der schöne Glockenklang aus dem anliegenden Thurme oder erhöhten Gebäude. Auch der St. Bernhardskirche fehlt diese Zierde nicht; denn 6 hübsche Glocken — eine ist jetzt gespalten — hängen über dem Dache derselben und tönen lieblich über die Gebirge hinaus, wenn sie geläutet werden. Zur Zeit, wenn der Nordwind brauset und die Stürme heulen, mischt sich ihr lauter Klang in deren Getöse und übertönt deren Gebrüll. Schon vor dem Brande hatte die Kirche schöne Glocken, die in demselben zu Grunde giengen. Ihre Inschriften sind im Archiv noch vorhanden. Nachdem die neue Kirche hergestellt war, schickten sich die Chorherren an, neue Glocken gießen zu lassen, was 1728 geschah. Im Jahre darauf begab sich Franz Joseph Superfaro, Bischof der Diözese von Sitten, auf den St. Bernhard und weihte am 10. Herbstmonat die 5 neuen Glocken: die große Glocke zu Ehren der Aufnahme Mariens in den Himmel; die zweite zu Ehren des heiligen Bernhard

von Menthon; die dritte zu Ehren des heiligen Kirchenlehrers Augustin; die vierte zu Ehren des heiligen Nikolaus, Bischof von Myra; die fünfte zu Ehren der heiligen Theobaldus und Gratus, der Patronen der Diözesen von Sitten und Aosta. Der Bischof verweilte auf dem Berge einige Tage und hinterließ, von dannen gehend, den Chorherren und dem Gotteshause seinen Segen.

Verschiedene Päpste haben in Zeitläufen dem Gotteshause mehrere Ablässe gewährt. Julius II. ertheilte 1505 allen Christgläubigen, die an den Festen der Geburt des Herrn, der Beschneidung, der drei Könige, Ostern, Pfingsten, Dreieinigkeit, an Mariä Geburt, Himmelfahrt, Reinigung, Verkündigung und an den zwölf Aposteltagen die Kirche auf dem großen St. Bernhard besuchen und da die heiligen Sakramente würdig empfangen, je einen Ablass von 3 Jahren und 120 Tagen. Zugleich gewährte er einen Ablass von einem Jahre und 40 Tagen allen Jenen, die während der Oktav der oben genannten Tage die Kirche besuchen und die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllen. — Im Jahre 1682 erklärte mündlich Innozenz XI. dem Propst Persob, er ertheile allen Religiosen und Reisenden, die auf dem großen St. Bernhard starben, einen Ablass sammt dem apostolischen Segen. Papst Gregor XVI. gab im J. 1832 einen vollkommenen Ablass auf den 5. März, 4. Mai, 15. Brachmanat, 15. August und 6. Christmonat unter den gewöhnlichen Bedingungen auf sieben Jahre. Dieser ward 1839 abermal auf sieben Jahre erneuert. Des Jahres 1839 ward daselbst die Maiandacht eingeführt; derselbe Papst gewährte abermal einen Ablass derselben Kirche auf sieben Jahre und einen andern auf einen beliebigen Tag im Maimonat. — Das Archiv enthält noch viele frühere

päpstliche Indulte, die jetzt nicht mehr in Kraft sind, die aber den Beweis geben, daß der heilige Stuhl stets dieses Gotteshaus unterstützte. Ablässe, die jetzt noch bestehen, sind für die Maiandacht, Herz-Jesu-Bruderschaft, der ewige Ablass am St. Bernhardsaltar u. s. w.

32.

Der Gottesdienst der Chorherren.

„Religion und Gottesdienst“, sagt der heilige Thomas, „führt den Menschen allein zu Gott.“ Nichts soll der Priester dem Gottesdienste vorziehen und kein Geschäft höher schätzen, als jenes, Gott dem Herrn zu dienen und ihn in dem Tempel zu preisen. Getreu entsprechen die Konventherren dieser Anforderung auf dem St. Bernhard. Wenn die Glocken das Zeichen in den Morgenstunden zum Gottesdienste verkünden, eilen Alle, die nicht verhindert sind, in die Kirche, ziehen in der Sakristei das Chorhemd und ihr rothes Mäntelchen an, und ein jeder bezieht seinen Platz, worauf der Prior die Horen anstimmt. Sie beten regelmäßig und zwar genau nach den Vorschriften des Konzils von Trient, welches vorschreibt, daß die Kanoniker „anständig, klar und andächtig“ das Wort Gott singen. Wie bei dem Choral-Gottesdienst üblich, liest einer der Anwesenden während der Prim das römische Martyrologium vor, nämlich von den Heiligen, die sich auf jeden Tag des Monats beziehen, und ein Chorherr liest die heilige Messe am St. Bernhardsaltar. Nach Beendigung der Horen geht ein Chorherr, nämlich der Organist, auf die Orgel und

halb läßt er die Töne derselben hören, die so lieblich und anziehend klingen. Auch hier kann man die Worte anwenden, die Sebastian Brunner im Allgemeinen auf eine Orgel macht:

In deinen Tönen ahnt der Geist
Des Himmels Seligkeiten.

Dieser Priester spielt würdevoll, kirchlich und nichts Weltliches mischt er ein, treibt weder Unfug noch Mißbrauch. Hier könnte mancher Organist lernen, wie man die Orgel zur Verherrlichung Gottes und zur Erbauung der Gläubigen gebrauchen solle. Die Orgel, eine kunstvolle Erfindung, verschönert den Gottesdienst, belebt die Andacht der Anwesenden in der Kirche; aber leider wird sie oft mißbraucht, und nicht leicht hat ein Instrument unter der Hand von Stümpern und Leuten verkehrten Geschmacks so viel zu leiden, als gerade die Orgel.¹⁾ — Wenn der Hebdomadar in der Messkleidung am Hochaltar erscheint, beginnen die Chorherren ihren kräftigen Choralgesang — *plein-chant*; — den *Introitus*, das *Kyrie*, *Gloria*, *Graduale*, den *Traktus* und die *Sequenz*, das *Credo*, *Offertorium*, *Sanktus*, *Agnus Dei* und die *Kommunion*, kurz Alles, was zu einem Choralamt gehört, jingen sie in einer Harmonie, welche die Andacht der Gegenwärtigen belebt und zum Lobe Gottes stimmt. Schreiber dieses machte selbst darüber eine eigene Erfahrung, als er daselbst anwesend war. „Hier“, sprach ich, „wo nur starres Leben

1) Die Orgel entspricht der Größe der Kirche; sie leidet aber vom Bergdrucke und eine gewisse Feuchtigkeit zieht sich hinein. Um sie zu erhalten, kommt von Zeit zu Zeit der Orgelbauer von Aosta, der es versteht, das schöne Orgelwerk in hehrdigen Stand zu bringen. — Als Schutzheilige der Orgel gilt die heilige Käzilia.

herrscht, und nur die kahlen Felsen zum Vorschein kommen, höre ich einen so herrlichen Männergesang, der mich gänzlich ergreift.“ Es war mir eigens zu Muthe und ich stellte eine sonderbare Betrachtung an. Ich gestehe, nie hat ein Gottesdienst, weder in Städten noch Dörfern, auf mich einen solchen Eindruck, wie hier, gemacht. Dieses Bekenntniß machten auch Alle, die früher oder später hier dem Gottesdienste anwohnten. Wer bewirkt aber diesen wunderbaren Einfluß auf Gemüth, Seele und Herz? Ist es nicht nächst Gott auch der heilige Bernhard, dessen Geist noch über die Alpen weht? — Dieser Gottesdienst hat auch schon Bekehrungen bewirkt. Unter vielen nenne ich hier eine: Vor einigen Jahren kam eine protestantische englische Dame auf den St. Bernhard und wohnte dem Gottesdienst, eigentlich nur aus Neugierde, wie sie später selbst bekannte, bei. Sie beobachtete Alles und dachte: Bei uns ist der Gottesdienst so kalt und stimmt nicht gar zu religiösen Gefühlen; kein Wunder, daß unsere Kirchen zuweilen fast leer sind; nur in der katholischen Kirche kann man den Kirchendienst einen Gottesdienst nennen. Zugleich befiel sie eine gewisse Unruhe, mehrere Zweifel stiegen in ihr auf und sie sprach bei sich: „Erst jetzt begreife ich, warum so viele meiner Landsleute, aus vornehmen und gemeinen Familien, jährlich in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren.“ Nachher meldete sie sich beim Prior des Hauses und bat ihn um Unterricht in der katholischen Religion; er entsprach gerne ihrer Bitte, unterrichtete sie gründlich, löste ihre Zweifel und bald legte sie das Bekenntniß des katholischen Glaubens ab. Diese Dame lebt noch und kommt alle Jahre auf den St. Bernhard, wo sie die schönsten Monate des Sommers unter religiösen Uebungen zubringt.

Beim letzten Segen der Messe verlassen die Chorherren ihre Stühle, begeben sich zu den Stufen des Altars, stellen sich in eine Linie ein, beugen mit dem Opferpriester, wenn er die Worte spricht: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“, ihre Kniee, und begleiten ihn von beiden Seiten in die Sakristei zurück, wo sie ihre Chorhemde abziehen. Sogleich legen sie dann das Messgewand an und gehen zu den Altären, um die heilige Messe zu lesen. Nach Vollendung derselben verrichten sie die Dankagung; Einer begibt sich in den Beichtstuhl, wenn nur Wenige zum Beichten sich melden; sind Mehrere, so helfen auch Andere. Im Sommer vergeht kein Tag, daß nicht Wallende sich einstellen, die den Empfang der heiligen Sakramente verlangen. Hierauf genießen die Chorherren ein gemeinsames Frühstück und jeder geht an seine Arbeit. Des Nachmittags begeben sich die Augustinerherren zur bestimmten Stunde in die Kirche, ziehen sich wie am Morgen an, beten die Vespere, Komplet, Mette und Laudes. So ist ihre tägliche Ordnung des Gottesdienstes beschaffen. Im Winter, da eine unerträgliche Kälte in der Kirche herrscht, haben sie Erlaubniß, in einem andern Lokal die kirchlichen Tagzeiten zu beten. Sie thun dieses im Speisesaale. An Sonn- und Feiertagen werden die Vespere gesungen, und wenn Bittgänge auf den Berg kommen, so verkünden sie den Pilgern von der Kanzel herab das Wort Gottes. — Möchte überall, wie hier, der Dienst Gottes mit Anstand und Erbauung gehalten werden! Der christliche Kultus würde dabei viel gewinnen! Möchten andere Chorherrenstifte von diesen Herren lernen, wie sie den Gottesdienst halten sollen, um Gott zu ehren und die Gläubigen zu erbauen!

Der Reliquienschränk.

Seine Ueberreste von Heiligen werden sorgfältig und an geeigneten Orten aufbewahrt. Das thut man überall, wo noch Glauben und Religion vorhanden ist, und wo die Verehrung der verklärten Gottesfreunde noch nicht aufgehört hat. Diese Methode befolgen auch die St. Bernhardsherrn, die in ihrer Kirche auf der Evangelienseite des Hochaltars einen hübsch verfertigten und wohl verwahrten Schränk haben, der köstliche Reliquien enthält; und wenn dieser auch nicht so reichhaltig ist, wie die Schatzkammer in St. Moriz, so bietet er doch werth- und erinnerungsvolle Sachen aus der Vergangenheit dar. Mehrere Reliquien von verschiedenen Heiligen, schön gefaßt in Pyramiden-, Kreuz- und Armform, sind in diesem Schranke aufgestellt, und die vornehmern Reisenden wünschen häufig dieselben zu sehen, theils um ihre Neugierde zu befriedigen, theils um auch die Ueberbleibsel dieser Gottesfreunde zu verehren. — Die Reliquien, die sich zunächst auf den heil. Stifter beziehen, sind folgende: 1) Ein kleiner Theil von seiner Hirnschale sammt einem Zahn, eingeschlossen in einem Brustbilde; an der Vorderseite befindet sich ein Kreuzifix, welches die Chorherren bei der Kapitelversammlung küssen. 2) Ein kleines Armbeinlein in einem andern Brustbilde, worauf 1858 das Bild des heiligen Bischofs Augustin angebracht wurde. 3) Ein Silberarm, der einen Finger des heiligen Stifters enthält. Dieser stellt den Arm des heil. Bischofs Nikolaus von Myra segnend vor. — Dasselbst sind

noch andere Gegenstände, die sich auf den heiligen Bernhard beziehen, zu sehen: Ein Ring, den er an seiner Hand trug, wahrscheinlich bei gottesdienstlichen Verrichtungen, oder der die Zierde der Archidiaconen von Aosta war, wird in einem Reliquiengefäße aufbewahrt; er ist vergoldet und mit einem blauen Edelsteine verziert. Hier verwahrt man auch eine rundförmige Schüssel, deren St. Bernhard, wie man dafürhält, bei der Austheilung der heiligen Kommunion sich bediente; diese hölzerne Schüssel ist groß, dünn und hat in der Länge der Zeiten eine schwarze Farbe angenommen. Als man 1847 auch mit dieser flüchten mußte, litt sie einigen Schaden, der sich aber wieder ausbessern läßt. Sie verwahrt auch einen Silberlöffel — ebenfalls etwas beschädigt — den der Heilige bei der Austheilung der heiligen Kommunion gebrauchte. — Noch ist zu erwähnen ein kleines küpfernes Gefäß, in der Größe von einer Granate; in diesem hängt ein kleines, eisernes Kügelchen, welches sich um und um drehen läßt. Dieses, wenn glühend gemacht, erhitzt das Kügelchen und erwärmt diejenigen, welche die Hände vorhalten. Noch geht die Sage: Der Diener Gottes, den stets ein großer Liebeseißer besetzte, habe dieses kleine Gefäß durch die Gebirge tragen lassen, ja er habe es selbst gethan, um die vor der Kälte erstarrten Reisenden zu erwärmen.

Von andern Reliquien, die sich noch hier vorfinden, sind zu melden: Drei kleine Kreuzpartikel in verschiedenen Theken; ein Dorn aus der Dornenkrone unsers göttlichen Erlösers; mehrere Gebeine von den zwölf Aposteln, viele von den heiligen Thebäern, die bei St. Moriz die Marterpalme errangen; eine Reliquie vom heiligen Franz von Sales, und ein marmorenes Gefäß, das ehemals dem frommen

und wundervollen Mann Mathias Will, Domherrn von Sitten, Generalvikar und Dekan von Valerig, zugehörte. — Herr Chorherr Roman Andreas Gaudin, dem ich gar viele Einsendungen verdanke, schreibt mir: „Unser Reliquien-schrank verwahrt noch andere werthvolle Dinge; hier werden Theken, in denen Gebeine der Heiligen oder Gegenstände, die sich auf sie beziehen, aufbewahrt werden. Einige sind gar nicht eingefaßt, andere sind in Zeiten rostig geworden.“

34.

Das Todtenhaus.

Nicht nur den Lebenden, sondern auch den Abgestorbenen wendet sich die Liebe dieser menschenfreundlichen Ordensbrüder zu. Alle Todten, die man auffindet, werden in's Kloster getragen; sind die auf dem Berge Verunglückten oder im Kloster Gestorbenen Bekannte dem Namen, des Ortes oder der Familie nach, so werden die Verwandten oder die Behörden des Ortes oder Bezirkes, dem sie angehörten, darüber in Kenntniß gesetzt. Nicht selten werden die Leichen abgeholt, um sie daheim zu beerdigen. Oft aber bleiben alle Nachforschungen ohne Erfolg, besonders bei der ärmern Klasse. Die Verstorbenen werden in die Kirche gebracht, und die Konventherren beten das ganze Todtenoffizium. Darauf singt der Prior oder dessen Stellvertreter das Seelenamt, und dieses wird für Alle gehalten, ohne zu erkundigen, welcher Religion sie angehörten. Bei der Begräbniß finden alle Geistlichen, die im Hospize wohnen, sich ein, und auch die Dienstboten begleiten den Zug. Nach

Verrichtung der üblichen Gebete und Einsegnungen der Leiche wird diese in das Todtenhaus, auch Todtenkapelle genannt, gebracht. Hier werden alle Vorschriften genau beobachtet, welche die Kirche bei christlichen Beerdigungen fordert; wäre zu wünschen, daß dieses auch an vielen andern Orten befolgt würde!

- Das Todtenhaus steht auf der Ostseite des Hospizes, nur einige Schritte von diesem entfernt; es ist ein kleines viereckiges Gebäude, auf einem Felsen ruhend. Schauererregend ist der Anblick des Gewölbes, welches durch ein mit eisernen Stäben vergittertes Fenster matt erleuchtet ist. In Reihen stehen die Todten, in weiße Leintücher gehüllt und an die kahlen Wände hingelehnt; theils sind ihre Züge noch kenntlich, theils hat die Zeit dieselben mit einer dunkeln, mumienartigen Haut überzogen, oder aber sie sind ganz zu Skeletten zusammengeschrumpft. Auf dem Boden ist Stroh gestreut und einige Knochen befinden sich unter diesem; die meisten Gebeine aber werden außerhalb des Todtenhauses auf der untern Seite desselben verlegt. Dieser Ort, ein kleiner ebener Platz, an dem Gebäude liegend, bildet den Friedhof. Da sieht man die Gebeine, gebleicht und weiß, wie der Schnee, auf dem harten Felsen. Ein eigenes Gefühl ergreift die Neugierigen, welche die Verstorbenen an diesem Orte besuchen; sie verlassen den Berg, die Gefühle des Todes und der Vergänglichkeit mit sich nehmend, und erzählen noch in spätern Jahren, welchen Eindruck dieses Todtenhaus auf dem St. Bernhard auf sie gemacht habe.

Vor mehreren Jahren verlangte ein Tourist dieses Todtenhaus zu sehen, und die Chorherren entsprachen seinem Wunsche. Einer derselben führte ihn hin, öffnete das

Fenster und zeigte ihm der Reihe nach die Verunglückten. „Hier“, sagte er, „steht die kräftige Gestalt eines Jünglings, der im Leben ein Handwerker aus Schwaben war; er hat in Italien gearbeitet, sich etwas erspart und nun wollte er fröhlich seiner Heimath zueilen, in der Hoffnung, daselbst die ihn sehnlichst erwartende Braut zu ehelichen. Allein unter einer Schneelawine fand er sein Hochzeitsbett und statt der Braut umarte ihn der kalte Tod. — Dieser dort ist ein armer Mann, der mit Hunger und Kummer zu kämpfen hatte; einige Male des Jahres zog er mit seinem Knaben nach Italien, um daselbst Hütte zu kaufen, die er mit kleinem Gewinnte, wodurch er nothdürftig sein Leben fristete, wieder feil bot. Der Tod auf unsern Eisfeldern machte seinen Sorgen ein Ende und führte die Seele in jenes glücklichere Leben, wo nicht nach arm und reich, sondern nach recht und gut gerichtet wird. — Hier dieses große Gerippe scheint auch im Leben ein großer vornehmer Herr gewesen zu sein, vermuthlich ein wißbegieriger naturforschender Engländer, den man in einer Kluft, mehrere Jahre nach seiner Verunglückung, entdeckte; dessen Schriften waren vermodert, doch fand man viele Sachen von bedeutendem Werthe bei ihm, die auf Stand und Heimath schließen ließen; aber seinen Namen und Geburtsort erfuhren wir nie. Gott kennt ihn schon. Neben ihm steht ein Mann, der, nach der damaligen Kleidung zu urtheilen, sein Diener möchte gewesen sein. Beide ruhen nun friedlich neben einander, der Tod hat den Unterschied der Stände aufgehoben und den Diener dem Herrn gleich gemacht. Dort in der Ewigkeit hat gewiß der Geist dieses Engländer's Alles erforscht, was er auf Erden, mit jeglicher irdischen Kraft ausgestattet, vergeblich zu ergründen suchte. — Diese zwei

Leichname da waren Mann und Frau; man deckte sie halb im Schnee begraben auf, in der Nähe einer Stange. Sie hatten sich liebend umschlungen, als sie auf jede zeitige Liebe verzichten mußten, und der Tod führte ihre Seelen vereinigt in's Reich der ewigen Liebe. — Dort sehet Ihr eine Mutter mit ihrem Kinde; man fand die Mutter halb entblößt, indessen das geliebte Kleine in ihre Kleider und Tücher gehüllt war. Ein gewaltiger Sturm hatte sie erreicht, und im Schneewirbel fand sie gleich ihrem Kinde den Tod, der sie auch dahin führte, wo gewiß die zärtliche Mutterliebe belohnt werden wird.“ „Endlich“, sprach der Chorherr, ein Tuch lüftend, „hier sind zwei Kinder, Geschwister, welche, von St. Nemy kommend, unweit von hier in einer Grundlawine begraben wurden. Wir machten uns gleich nach dem Sturme auf und die Hunde zeigten den Ort ihrer Berunglückung an; wir gruben nach den Verschütteten, fanden diese sogleich, aber alle Versuche, sie in's Leben zurückzurufen, blieben ohne Erfolg. Savoyen ist ihr Vaterland. — Die Geschichten der Uebrigen sind mehr oder weniger diesen gleich.“ — Der Tourist war tief erschüttert; die Hinfälligkeit alles Geschaffenen schwebte vor seiner Seele; zurückgekehrt in das Hospiz, nahm er sein Wanderbuch zur Hand und zeichnete in dasselbe folgende Reime:

Der Tod allein giebt uns den Frieden,
Er eint arm und reich,
Und was der Stand hier streng geschieden,
Das macht er liebend gleich.
D'rum malet ihn nicht immer gräßlich,
Malt ihn nur schön und mild;
Was Edles lohnt, ist nimmer häßlich,
Es bleibt der Schönheit reines Bild!

Im Jahre 1868, in den ersten Tagen des Neumonats, befand ich mich auf dem St. Bernhard. Gleich dem oben erwähnten Touristen trieb auch mich die Neugierde zum Todtenhause hin; ich schaute durch die Löcher des vergitterten Fensters, sah einzelne stehende Todtenkörper, auf dem Boden Stroh und Gebeine, konnte aber der matten Erleuchtung wegen nicht genauere Beobachtung machen. Am Tage darauf bat ich, man möchte mir die Thüre öffnen, durch welche man die Leichen hineinschiebt. Meinem Wunsche wurde entsprochen und ich erhielt sogar die Erlaubniß, hineinzusteigen. Als ein Chorherr die Thüre öffnete, schaute ich begierig in das dunkle Todtenhaus; mich ergriff ein kalter Schauer, und ich wagte nicht hineinzugehen; denn der moderige Geruch, der mir entgegenwehte, war nicht dazu einladend. Ich sah eine Reihe von Todten — 13 oder 14 an der Zahl — in ein weißes Kleid gehüllt, mit enthültem Gesichte, ringsum an den Mauerwänden stehen. Der Letzte, der 1867 auf diesem Berge sein Leben verlor, war ein armer Familienvater aus dem Kanton Freiburg.¹⁾ Er stand noch frisch und aufrecht mit einem Hütchen auf dem Kopfe, hatte das Gesicht zur Pforte gewendet, und mir kam der Gedanke, er wolle denen, die da hineinschauen, sagen: „Betet für meine Seele und

¹⁾ Die Chorherren erfuhren bald, welchem Bezirke er angehörte. Der Prior schrieb an den Ortspfarrer, der den Verwandten den Vorfall meldete; Niemand von ihnen ließ sich sehen. — Abermal verunglückten den 7. Wintermonat 1868 zwei arme Weibspersonen unterhalb der Cantine von Nosta. Es war stürmisches Wetter, sie konnten die Herberge nicht mehr erreichen und blieben todt auf dem Wege, jedoch nicht neben einander. Der Zweck ihrer Reise war eine Wallfahrt zum Gspitze hinauf. In St. Nemy auf dem Gottesacker haben sie ihre Ruhe gefunden.

Erlösung.“ Niemand würde sagen, daß er todt sei, sondern er stehe vielmehr mit seinem Stocke, den er in den Händen hält, auf der Wacht. — Einen lieblichen Eindruck machte auf mich eine verunglückte arme Frau aus Aosta; sie ist auf die Seite niedergesunken, der gebogene Arm und die Hand unterstützen ihren Kopf; das Angesicht ist noch kenntlich, und man würde sagen, sie schlafe sanft. Von den Uebrigen will ich schweigen; denn die Beschreibung derselben würde Entsetzen, schauerliche Eindrücke und Widerwillen erregen. Ich gieng davon und sprach zu meinem Begleiter: „Schließen Sie die Thüre zu; ich habe genug gesehen, meine Neugierde ist befriedigt. Die Todtenkapelle ist ein wahres Todtenhaus; gut ist es, daß wir unsere lieben Verstorbenen in die geweihte Erde versenken, und daß wir sie nicht mehr sehen. Wie furchtbar zerstört der Tod den Menschenkörper!“ Es ist gewiß nicht für Jedermann rathsam, in dieses Todtenhaus hineinzugehen; denn Einige würden den düstern Anblick nicht ertragen können, Andere in Ohnmacht fallen. Die Pforte bleibt übrigens stets geschlossen, und den Schlüssel bewahrt der Prior auf seinem Zimmer. Alle hier Abgestorbenen ruhen im Frieden, und ich sage zu einem jeden derselben:

Hier stehe fest und milde.
Bis deine Hülle sinkt:
Jetzt ruhe bis zum Tage.
Bis Gott dann dich aufnimmt!

St. Bernhards-See.

Wallis hat viele kleine Bergseen, die nicht nur die Alpen zieren, sondern auch als Wasserbehälter zum Nutzen dienen. Auch auf dem St. Bernhard gegen Mitternacht befinden sich solche; sie liegen 94 Meter höher als das Hospiz. Es sind nicht große Seen im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern Teiche, die weder lang noch breit, oft aber sehr tief sind. Der Ort heißt die Teichenebene, «Plan des Gouilles». Diese sind bald größer, bald kleiner; am größten sind sie, da der Schnee schmilzt, am kleinsten im Spätherbst. Nie sind sie aber ohne Wasser, obschon sich einige von Zeit zu Zeit entleeren. Im Winter frieren sie gänzlich zu. — Eine andere Naturfelsenheit bietet der große Teich in Mitte des St. Bernhardsgletschers, dessen Gestalt einer auf ihre Spitze umgekehrten Pyramide gleicht. Nach Saussüre enthält er 84,000 kubische Schuh Wasser; er entleerte sich früher periodisch, sammelte im Herbst wieder seine Gewässer, froz im Winter zu, und seit dem Jahre 1813 ist er nicht mehr aufgefroren, so daß man vermuthet, er habe sich in eine fortdauerne Gletschermasse verwandelt.

Ebenfalls eine hübsche Zierde ist der St. Bernhardssee am Fuße des Hospizes. Herr de Loges meint, er verdiene keine weitere Erwähnung, indem er keinem schweizerischen See an Größe, Umfang und Tiefe gleiche; dessenungeachtet ist er doch merkwürdig. Dieser See hat etwa 20 Müntuten im Umfange und in der Mitte 40 Fuß Tiefe. Seine Gewässer sammelt er theils von dem Klosterbrunnen,

der von der Käche hinabfließt, theils von den ab den Bergen herabströmenden Bächlein, meistens aber von der schmelzenden Schneemasse. Im höchsten Sommer, wenn der Schnee geschmolzen, ziehen sich die Gewässer an den Ufern zurück, und große Steine kommen in dem See an einigen Orten zum Vorschein. Doch geht der Wasserstand bei starken Regengüssen oder Ueberschwemmungen wieder höher. Bedeutend stieg er 1868 in den Ueberschwemmungen des Augusts und Herbstmonats; er dehnte sich über seine Ufer aus und enthielt viel Wasser. Seinen Ausfluß sendet er, jenseits der Berge mit andern Bächen und Strömen vereint, in's Adriatische Meer. Gegen Ende des Herbstmonats — bisweilen auch etwas später — friert er zu und dient bis in den Brachmonat den Reisenden als Weg. An seinen Ufern bemerkt man im Sommer doppelte Weiden, von denen das eine aus dem Saamen des andern und dem Kelche des erstern entsprossen ist. Den schönsten Spiegel bietet der See in den ersten Morgenstunden. Gewöhnlich ist in der Frühe der hohe Zuckerhut frei vom Gewölke, und die ersten goldgelben Sonnenstrahlen fallen auf diesen und leuchten wunderschön in den See hinüber. Sobald aber der Nordwind sich erhebt, hüllt er sich in finsternes Gewölke, breitet dieses über andere Gebirge aus, und die Oberfläche des See's, gleichsam trauernd, erscheint dann in schwärzlicher Färbung. Einige Männer, die den großen St. Bernhard beschreiben, behaupten, daß in diesem See keine Fische können fortgepflanzt werden; die wiederholten Versuche, die man zur Fortpflanzung gemacht, seien mißglückt. Ganz richtig sind diese Angaben nicht; denn gegenwärtig enthält er kleine Fischlein, die beim warmen Sonnenschein auf der Oberfläche sich zeigen. Die Chor-

herren sammeln sie nicht und gönnen ihnen freien Aufenthalt. Die Fischelein bleiben in Ruhe zur Sommerszeit und auch, wenn eine dicke Eisdecke sie zudeckt.

Dieser See ist auch aus frühern Jahrhunderten bekannt. Unten nicht weit von seinem Westade stand ehemals der Jupiterstempel. Die Heiden wählten zur Darbringung ihrer Opfer die Seeufer, was geschichtlich erwiesen ist. Wir wissen, daß die Heiden von Zuggen, am Westade des Zürichersee's, dem Wodan opferten, daß dort Kolumban ein großes mit Bier gefülltes Gefäß durch kräftiges Anblasen zerstörte, und daß Gall den Heidentempel in Brand steckte und die Opfer in See warf. Auch auf dem Jupiterberge war dieß der Fall. Am Bord des See's schlachteten die Heiden Menschen und Vieh, hielten Gastmahle, zündeten große Feuer an, und warfen, wenn sie opferten, Gold-, Silber- und andere Geldmünzen in den See. Diese Sitte war kein Geheimniß, und die Lombarden wußten um dieselbe; gierig durchsuchten sie 571 mit Stäben und andern Instrumenten die Tiefe des Bernhardssee's, um die darin geworfenen Schätze herauszuziehen. Sie fanden verschiedene und werthvolle Sachen. Man behauptet, daß annoch darin Geld und andere Gegenstände liegen; ist möglich und nicht unwahrscheinlich. — Ehedem nannte man den St. Bernhardssee den „Jupitersee“.

36.

Der Jupiters-Tempel.

Die Alpenbewohner verehrten von jeher einen Gott, den sie den höchsten Gott nannten, der im Sturm und

Blitz dahersfährt; sie beugten sich vor dem Erhabenen, vor der mächtigen Alpennatur. Auf dem großen St. Bernhard war seine Verehrung einheimisch. Hier huldigten ihm die Wanderer und ihre Angehörigen, als der Gottheit der Berge. Allein nicht nur hier, sondern auch in andern Weltgegenden verehrten die Heiden die höchsten Bergspitzen, und heute noch beten die Tataren die höchsten Gipfel an. Die Verehrung des höchsten Gottes auf dem Jupitersberge ist alt, und Herr de Loges hält dafür, sie habe daselbst mit der Erbauung der Stadt Rom begonnen. Welche Gottheit wurde aber da zuerst verehrt? Man nennt den penninischen Gott den höchsten Gott¹⁾, den schon die Kelten anbeteten. Jupiter genoß die älteste bekannte Verehrung, ist aber unter manchen Namen bekannt; denn Varro sagt, er sei unter dreihundert Benennungen angebetet worden. Er war der Gott der Kelten und Veragerer, der Römer und der Karthager, und nachdem die Römer die Kelten überwunden hatten, änderten sie den Kultus nicht. Jupiter blieb der gefeierte, der höchste Gott, vor dem sie ihre Kniee beugten, von dem sie Hülfe ersuchten, und sie betrachteten

1) Pen oder Pin hieß bei den Kelten Alles, was sich in die Höhe zieht, das Höchste, daher auch vom höchsten Gotte (Jupiter) gebraucht. Mehrere Autoren bekriteln die Schreibart Pen, sagen, richtiger sei Pön und nur mit einem n. Sie wollen nämlich das Wort Pönin von den Karthagern herleiten, welche den Jupiter Pönin unter dieser Benennung verehrten. Ob nun der Name Pennin oder Pönin richtiger sei, legt nicht viel auf die Waagschaale. Ersterer hat eben so viele Gründe für sich. Man schreibt auch nicht, die penischen oder pönischen, sondern die penninischen Alpen. Wahr ist übrigens, daß der pöninische Gott, d. h. Jupiter, von den Karthagern seit dem Uebergang Hannibals mit seinem Kriegsheere hoch verehrt wurde.

ihn als jenen, der über alle untergeordneten Gottheiten gebietet.

Wer hat aber den Jupiterstempel, von dem wir noch Reste haben, erbaut? Niemand entscheidet diese Frage, und es lassen sich nur Wahesätze aufstellen. Nach der allgemeinen Meinung wird der Bau den Kelten zugeschrieben; allein auch die Römer waren in der Baukunst nicht unerfahren. Der Jupiterstempel war groß, geräumig, von festen Steinen zusammengefügt; er überlebte die heidnischen Römer und trotzte den wilden Alpenstürmen Jahrhunderte hindurch. Wir müssen gestehen, die Heiden, welche in der Kenntniß des wahren Gottes so tief standen, waren große Architekten; sie führten Bollwerke auf, die noch im christlichen Mittelalter bewundert wurden, und von denen noch in spätern Zeiten Ueberreste vorhanden waren. Inschriften, Medaillen, Figuren u. s. w., die man in diesem Tempel auffand, gehören in die römischen Zeiten. Meistens sind es die Kaiser, die Heeresführer, die hier vorübergingen, dem penninischen Jupiter Geschenke brachten oder Inschriften hinzusetzen befohlen, nachdem sie einen Sieg erlangt hatten und ohne Unfall heimgekehrt waren. Es gab aber auch Solche, die nie den Jupitersberg überstiegen hatten, die aber daselbst durch Geschenke und Inschriften ihren Namen verewigt wissen wollten. Unter diesen befanden sich römische Präfecten, Kaiserinnen und hohe Damen. Das Wallfahren auf den Jupitersberg war keine Seltenheit, sondern sehr häufig; dahin pilgerten die Einwohner von Aosta, die Walliser und viele Andere noch weiter her. ¹⁾

1) Unser Rhonethal, heute unter dem Namen „Wallis“ bekannt, hieß dazumal das „penninische Thal“, was die Inschrift des Lucius Lucillus in dem Jupiterstempel beurfundet. (Vgl. Abouzit.)

Mehrere Inschriften, die man im Jupiterstempel an den Mauern oder auf einzelnen Steinen entdeckte, sind noch vorhanden. Terrentius Varro, der glücklich von seinem Feldzuge zurückkehrte, weihte dem Jupiter, dem besten, größten Gott, dem Genius des Ortes, eine Inschrift. — Lucius Lucillius machte dem penninischen, besten und höchsten Gott Geschenke. Diese zwei Inschriften führt der Propst Roland Viot an. — Cajus Julius ließ für seine Ab- und Heimreise für sich und seine Söhne, für seine erste Frau Valeria, eine Inschrift zu Ehren des penninischen Gottes errichten. Ebenfalls verfertigten Aufschriften sie selbst oder in ihrem Auftrage Andere: Julius Rufus, Matrinus, Latinius, Sabinus der Censor, Cajus Julius Tullus der Präsekt, Lucius Paccius, Quintius Silvius, Lucius Lucinius, Severus, Cajus Catullinus, Carinus Marcus Papius, Sulpitius Marcellus, Cassius Jacundus u. A. m. Unter den Voten ist besonders merkwürdig eine in Modell gegossene halbvolle Hand, die man in diesem Tempel aufgefunden hat. Die zwei letzten Fingern dieser rechten Hand biegen sich auf die innere Fläche derselben; auf der Daumenspitze kömmt ein kegelförmiger Auswuchs zum Vorschein, sammt einer gehauften Schlange, die den Ring und den Zeigfinger umwindet, und die das Innere der Hand zu beißen scheint. Unter der Faust sieht man die Mütze eines Oberpriesters, und auf der Oberhand einen kriechenden Frosch, begleitet von einer Eidechse. Die Mütze scheint auf einen Oberpriester oder eine Oberpriesterin zu deuten; die Schlange mit dem Frosch und der Eidechse, das Symbol des Genius des Jupiters, Esculaps und Hygäus, weist auf einen unheilbaren Biß; denn damals glaubte man, daß die Götter nur durch das geworfene Gift einer Königs-

eidechse, die einen Frosch verschluckt, heilen würden. Der kegelförmige Auswuchs auf der Daumenspitze deutet auf irgend einen Aussatz. — Ein gleiches Geschwür fand man auf einer Hand, die man zu Wisflisburg auffand, und die daselbst als Denkmal unter den Alterthümern aufbewahrt wird. Obige Motivhand hat wahrscheinlich ein Obergötzenpriester hinstellen lassen, der bei einer Reise auf den Jupitersberg seine Heilung von verschiedenen Krankheiten daselbst erlangt zu haben glaubte.

Reich war der Jupiterstempel ebenfalls an Medaillen, Denkmünzen und Votiven; ihre Anzahl betrug mehr als dreihundert. Es waren Geschenke von Kaisern und römischen Familien. Da waren Lehren, Ringe, goldene Federbüsche, Statuen, Fußgestelle, Kränze, Säulen, marmorne Tafeln, Rauchfässer, Begräbnißlampen, Lanzen, Ziegelsteine, Rohrflöten von Blei, Sammlungen von Gebeinen, viele Votiva an den penninischen Jupiter auf Erz und Kupfer u. s. w. Mehrere dieser Medaillen wurden in das Cabinet von Turin übertragen, andere erhielt Aosta und auch das Hospiz auf dem St. Bernhard machte werthvolle Sammlungen an Münzen und andern Sachen.

Der Jupiterstempel stand auf dem Boden der Berggrer nahe am Jupiterssee, mithin im Gebiete des heutigen Wallis, was früher nicht angestritten wurde. Die Behörden dieses Kantons, auf ihre frühern Rechte zählend, befürchteten keine Ansprüche, allein die Herrscher Sardiniens strebten schon lange ihre Grenzen zu erweitern, und erreichten endlich ihr Ziel, so daß jetzt dieser Platz zum Gebiete von Aosta gehört und somit zu Italien. Noch sind Ruinen sichtbar, welche die Stelle bezeichnen, wo der Tempel gestanden; von einer Stiege, die in die untern Gänge des Tempels führte,

sind noch die obersten Staffeln und dabei halbgebrochene, feinbearbeitete Steine zu sehen. Uebrigens ist Alles mit Schutt ausgefüllt. Ringsum ist eine kleine Ebene, welche die Jupitersebene heißt.¹⁾ Ganz in der Nähe ist ein Felsen durchbrochen, in der Form eines Thores; da wurde eine Pforte angebracht, die sogenannte Zollpforte (Ostiolum); hier waren die Zolleinnehmer, die Niemanden vorübergehen ließen ohne erpreßten Tribut. Weiter oben waren andere Spione aufgestellt, die da lauerten, daß Niemand auf andern Fußwegen entgehe. — In der Nähe des Tempels stand die Säule des Jupiters, die auf einem Fußgestell ruhte; auf dieser prangte der Alpengott selbst, der mit seinem feurigen Auge die Gebirge und Thäler überschaute. Nach Kato Sanier maß die Säule 14 Schuh in die Höhe; von ihr ist aber nichts mehr vorhanden. Wie blind waren doch die Heiden! sie beugten ihre Kniee vor Maschinen, die sie selbst verfertigten, und kannten den ewigen Schöpfer Himmels und der Erde nicht! Was ist der Mensch ohne Kenntniß des wahren Gottes? — Der Propst Roland Biot hat im Leben des heiligen Bernhard in gelungenen Abbildungen die Statue des Jupiters, die Jupiterssäule des kleinern St. Bernhardsberges, den marmornen Tisch, der am Fuße der Jupitersstatue stand, und den man in der Nähe des Hospizes auffand, die Statue des penninischen Gottes und dessen Altar, den Lucius Lucillus diesem Gotte schenkte, dargestellt.

¹⁾ Mit der Jupitersebene ist nicht zu verwechseln die Damenebene; diese befindet sich auf dem Walliserboden, ungefähr in der Mitte des Hospizes und des alten Svitals.

Das alte Spital.

Ungefähr in der Mitte zwischen St. Petersburg und dem St. Bernhardshospiß erhebt sich an der Seite des bergauffsteigenden Weges ein kleines Mauergebäude, das unter dem Namen „das kleine Spital“ bekannt ist. Ueber diesem ragt der hohe Berg, vom Volke Tziolayre genannt, empor, der für die Reisenden sehr gefährlich ist; denn auf seinen obersten Spitzen entladen sich die Schneemassen, die im Herabrollen den tiefer liegenden Schnee aufwühlen, und die, mit diesem vereint, in großen Lawinenströmen in die Thalsfläche sich hinabwälzen, und zwar mit einer Schnelligkeit, daß Niemand, der gegen das Spital hinauffsteigt, eine Seitenwendung machen kann. Wehe dem Wanderer in diesem Augenblicke! Sogleich ist er in eine dichte, sturmartige Schneewolke eingehüllt, die dem nachfolgenden Schutte vorangeht, um ihm anzukünden, daß dieser viele Klaster tief ihn zu Grabe legen wolle. Zuweilen fährt dieselbe beim Spital vorüber, ohne ihn zu beschädigen, nimmt aber weiter unten eine große Ausdehnung an, indem die Schneemasse durch Gräben sich erweitert. — Hier sind schon Viele verunglückt; und es scheint, daß eben daselbst im Jahre 1500 die Schweizerfeldaten verunglückten; denn eine Archivsnote auf dem St. Bernhard meldet: „Es waren der Todten so viele, daß das Todtenhaus die Gebeine nicht mehr fassen konnte, und wir mußten an der untern Seite des kleinen Spitales eine tiefe Grube aushöhlen, um darin die Menge der Todtengebeine beizusetzen.“ Diese Grube ist noch geöffnet

zu sehen; sie ist tief und geräumig, und neben ihr erhebt sich auf der untern Seite ein kleines Gebäude, in welches zuweilen die Todten ausgesetzt werden. — Wann hier das erste Spital erbaut wurde, läßt sich nicht urkundlich nachweisen, jedenfalls schon vor mehrern Jahrhunderten, vielleicht bald nach Erbauung des Hospizes auf dem St. Bernhard. Die Söhne des heiligen Stiflers, die sich zur Pflicht gemacht, nicht nur die Reisenden im Hospize zu bedienen, sondern auch ihnen auf dem gefährlichen Wege fortzuhelfen, sahen sich genöthigt, hier eine kleine Zufluchtsstätte zu erbauen. Darum kann man zuverlässig annehmen, daß da schon in grauer Zeit ein kleines Mauergebäude aufgeführt wurde.

Im Jahre 1706, den 4. Jänner, stürzte von dieser höchsten Bergspitze ein furchtbarer Lawinenstrom herab und verursachte ein großes Getöse durch die Berge, das in St. Petersburg und oben beim Hospize gehört wurde. Die Chorberrn vermutheten, es sei dieses Mal bedeutender Schaden angerichtet worden, und ihre Vermuthung war nicht ungegründet. Sogleich stiegen Einige mit den Knechten den Berg hinab, um etwa Verunglückte aufzusuchen und zu retten; und als sie an den Ort des alten Spitals kamen, fanden sie nichts mehr von diesem; das tobende Element hatte Alles in die Tiefe geschleudert. Sofort wurde wieder ein kleines, mit festen und dicken Steinen versehenes Gebäude aufgeführt, welches der Prier des Hospizes, Peter Franz Balala, am 4. Herbstmonat 1708 einsegnete. Der Einsegnungsakt befindet sich im Archiv auf dem St. Bernhard. Seither ist dieses Spital von den Berglawinen verschont geblieben, obgleich sie ganz in der Nähe herunterdemnern. Es scheint, eine höhere Macht gebe ihnen die

Seitenwendung. Das Spital ist immer offen, hat einige Tritte inwendig zum Hinabsteigen und in der Tiefe sind Ruheplätze, auf denen die Reisenden in Stürmen ausruhen. Die Knechte des St. Bernhard lassen hier Brod, Käs und Wein stehen, wenn sie wieder hinaufsteigen, damit die später Ankommenden sich erquicken können.

38.

Das reiche Einkommen.

Den Anfang zur Erbauung der zwei Hospize auf dem großen und kleinern St. Bernhardsberge machte der heilige Stifter aus den Ersparnissen seiner Pfründen von Aosta, aus den milden Gaben des Bischofs, der Chorherren, des Adels und anderer reichen Familien, und nachdem ihn die Eltern mit seinem Tauspathen, dem Baron von Beaufort, auf dem Jupitersberge aufgefunden, vermachten selbe ihre beträchtlichsten Einkünfte den zwei gegründeten Spitälern, damit die Gastfreiheit zu ewigen Zeiten dort gesichert bleibe. Bald wurde diese segensvolle Anstalt durch den häufigen Durchpaß der Reisenden in den meisten europäischen Staaten bekannt; überall von Mund zu Mund erzählte man die liebevolle Aufnahme im Hospiz, die Freundlichkeit dieser Diener Gottes, ihr höfliches Betragen gegen Jedermann, ihre Sorge für Kranke und die uneigennützigte Unterstützung, was Manchen bewog, mit reichen Gaben dem Spital aufzuhelfen. Ein reicher Edelmann, Michelin mit Namen, aus England, hatte sich selbst überzeugt von dieser wohlthätigen Anstalt, und er vermachte jenen zwei Hospizen sein Schloß

Cornut mit allen Rechten und Einkünften. — Schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts hatte der St. Bernhard zahlreiche Besitzungen in den Diözesen von Aosta, Tarantaise, Maurienne, Ivrea, Turin, Messina, Sitten, Genf, Konstanz, Basel, Besançon, Troyes, Sfferten, Toul u. s. w. Die Bulle des Papstes Alexander III. vom 20. Brachmonat 1177 zählt 88 Pfründen in den verschiedenen Bisthümern auf, die dieser Papst alle bestätigte.

Unter den weltlichen Fürsten, die durch eigene Schankungen oder vergünstigte Privilegien gegen den St. Bernhardsberg sich gnädig erwiesen, zählen wir im Jahre 1161 Kaiser Heinrich VI., 1292 Eduard I., König von England, Heinrich, Graf von Troyes, Amedeus III., Thomas I., Philipp I., die Grafen von Savoyen, und endlich Amedeus VIII., erster Herzog von Savoyen, der in dem Kirchenrathe zu Basel, gemeinschaftlich mit den daselbst versammelten Vätern, den Ordensmännern auf dem Jupitersberge ausdrücklich das bisherige Recht bestätigte, im Kapitel den Propst aus der Mitte ihrer Mitbrüder zu wählen, ohne daß irgend eine weltliche Macht je selbe daran hindern dürfte, und befreite zugleich das Gotteshaus von den Abgaben des Salzzolles und anderer Lasten.

Diese glänzenden Handlungen der Wohlgeogenheit und Freigebigkeit, welche die weltlichen Fürsten gegen die Söhne des heiligen Bernhard an den Tag legten, bewogen auch die Stellvertreter Jesu, entweder Bullen oder Breven zum Besten dieser wohlthätigen Stiftung zu erlassen, oder auch Ablässe zu ertheilen, sowohl denen, die durch ihre Almosen und Beiträge zum Unterhalt derselben beitragen, als auch den Chorherren daselbst, die aus christlicher Liebe die Provinzen durchwandern, nach dem Beispiele ihres

heiligen Stifters mit vieler Beschwerde und unzähligen Gefahren den Reisenden und Pilgern auf dem Wege freundlichst entgegengehen und ihnen im Hospize die nothwendige Unterstützung gewähren. Wir könnten hier eine Menge Päpste aufzählen, deren Erlasse noch theilweise im Archive des Hospizes vorliegen; es genüge aber, jene anzuführen, die ganz besonders in ihrem Wohlwollen sich auszeichneten. Diese sind: Gregor V., Gregor VII., Eugen III., Adrian IV., Alexander III., Luzius III., Innozenz III., Gregor IX., Innozenz IV., Alexander IV., Klemens IV., Adrian V., Honorius IV., Klemens V., Johannes XXII., Johannes XXIII., Martin V., Eugen IV., Nikolaus V., Kalixtus III., Paul II., Sixtus IV., Pius III., Julius II., Klemens XI. und Klemens XII. Alle ertheilten dem Stift Freiheiten und Privilegien, oder bestätigten und erweiterten dieselben, und suchten die alten Gebräuche in der klösterlichen Ordnung für Ausübung der Gastfreiheit aufrecht zu erhalten.

Auch die apostolischen Sendboten in Luzern und Turin wandten ihre Liebe mit großer Theilnahme den Augustiner-Herrn zu. Seit zweihundert Jahren liegen im Archive auf dem St. Bernhard Briefe von ihnen aufbewahrt, welche die dortigen Geistlichen in ihrer schwierigen Lage aufmunterten und ihnen jeglichen Schutz der Kirche zusicherten. Ja sie giengen bei Anlässen in eigener Person auf den Berg, theils die Sachlage des Hauses zu erkundigen, theils die gehörige Ordnung und die Unterstützung desselben zu fördern; und solches thaten sie bald aus persönlichem Eifer und Zuneigung, bald als Abgeordnete des heiligen Stuhles. Die Bischöfe von Sitten, in deren Diözese der große St. Bernhard liegt, wollten ebenso der Freigebigkeit und ehrenvollen Hingebung geistlicher und weltlicher Fürsten nicht

nachstehen, und legten großartige Beweise ihrer Anhänglichkeit zu diesem so edlen Stifte ab.¹⁾ Bischof Hildebrand II. Jost, der 1630 von Rom zurückkehrte und da als Gefangener vier Monate lang lebte, konnte die Gastfreiheit, die liebevolle Behandlung aller Reisenden nicht genug bewundern. Sein Leben lang blieb er dem Hospize zugethan. In seiner Verbannung tröstete ihn dieses opferwillige Institut.²⁾ Auch seine Nachfolger zeigten sich nicht minder großmüthig und widmeten diesem Hause ihre Aufmerksamkeit. — So durch allseitige reichliche Hingebung gelangte das Haus des heiligen Bernhard zu bedeutenden Einkünften, und es ist wahrscheinlich, daß dasselbe im fünfzehnten Jahrhunderte noch die meisten Besitzungen inne hatte; denn Papst Nikolaus V. bestätigte 1453 in einer Bulle alle Pfürnden, die sein Vorgänger Honorius IV. bereits aufge-

1) Die Bischöfe von Sitten, die dem Wallis entstammten, waren mit weniger Ausnahme Freunde dieses Gotteshauses; nicht aber die Bischöfe, welche der Hof von Savoyen auf diesen Sitz befördert hatte. Mehrere der Letztern waren Günstlinge und Abhängige von diesem Hofe. Doch gab es auch Ausnahmen, unter welche ich den fremden Amedeus von Savoyen, Bischof von Sitten, zähle. Auch er hatte einige Zeit dieses Gotteshaus nicht bischöflich behandelt, er sah aber sein unedles Benehmen ein und übergab 1168 dem Kloster alle Rechte, die es in jener Zeit besaß.

2) Unser Bischof Hildebrand II., als er auf dem St. Bernhard weilte, wollte ebenfalls des Gotteshauses sich annehmen. In der Abwesenheit des Propstes legten mehrere Novizen die Gelübde in seine Hände ab. Als sie aber erfuhren, daß ihre Profession nichtig sei, zogen sie wieder ihre weltlichen Kleider an und verließen das Hospiz. Er meinte es gut und wollte dem Gotteshause aushelfen, aber gemäß früherer Verordnungen konnte er, ohne Bewilligung des Propstes und der Konventherren, keine Novizen zur Ablegung der Gelübde zulassen. (Vgl. de Loges, Essais historiques sur le Mont St. Bernard.)

zählt hatte, worin noch mehr als 60 Präbenden, nebst Lehen, Renten und Pachtgütern in achtzehn Bisthümern namentlich angeführt waren.

39.

Die Folgen des großen Einkommens.

Großer Reichthum war von jeher das Verderben religiöser Kongregationen und Klöster; dafür bürgen die geschichtlichen Erfahrungen der vergangenen Zeiten in allen Ländern; die meisten, selbst in unsern Schweizerlanden, arteten in Zeitläufen aus, und die Folge war ein zeitlicher oder sittlicher Verfall. Diese traurige Schule mußten auch die Söhne St. Bernhards durchmachen, woran sie theils selbst, mehr noch fremder Einfluß schuld war. Die Achtung der Welt gegen dieses wohlthätige Haus war so groß, daß man wetteiferte, dasselbe mit reichen Stiftungen zu begaben, um wenigstens dadurch an den Segnungen dieser so nützlichen Anstalt einigen Antheil zu haben. Dadurch traten die Augustiner-Chorherren in die Rechte anderer Gutsbesitzer und ihre Besitzungen wurden zu Gutsherrschaften einer großen Zahl unfreier, schutzhöriger und schutzpflichtiger Hinterfaßen. Allein eben mit dem Reichthum zogen sie auch den Geist der Welt ein, von der dieser geflossen war. Viele ausgesetzte Konventherren kamen nie auf den St. Bernhard und mehrere Vorsteher dieses Hauses, wenn auch Einzelne guten Willens, konnten nicht überall Rundschau halten. Oft wurden sie durch Verwandte, die sie selbst angestellt, in den Kapiteln übermehrt oder eingeschüchtert. Auch gab

es Pröpste, welche einzelne Mitglieder im Leben nie gesehen hatten. Manches finden wir aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert über dieses Gotteshaus nicht verzeichnet; allein unwahrscheinlich ist nicht, was Einige behaupten, daß es Konventherren gab, die weder das Noviziat auf dem Jupitersberg gemacht, noch daselbst die Gelübde abgelegt hatten. Mit dem großen Reichthum verschwand das Gelübde der Armuth, und zu diesem Gelübde wurde Niemand mehr verpflichtet, wozu doch ursprünglich die Glieder des Hospizes verbunden waren. Die Ausgesetzten wurden selbstständige Herren und konnten mit dem Pfründeverschlag walten und schalten, wie sie wollten, wenn nur die ursprüngliche Gabe gesichert blieb.

Im Jahre 1333 wurde das Generalkapitel in Meillerée gehalten, in welchem die versammelten Kapitularen sich aussprachen, wie folgt: „Wir erklären nach undenklichem Gebrauche unserer sehr alten Verfassung, daß die Religiosen des Jupitersberges immer im Rechte waren und immer im Rechte sein sollen, verfügen zu können über ihre erworbenen Einkünfte nach ihrem Gefallen und Willen.“ Dieser Beschluß, auf frühere eingerissene Mißbräuche sich stützend, wirkte sehr nachtheilig und öffnete die Thoren zu spätern Unordnungen, namentlich litt dabei das religiöse und sittliche Leben. Viele Chorherren verweltlichten sich gänzlich, wobei der St. Bernhard seinen früher gefeierten Ruf einbüßte. Einige ausgesetzte Chorherren, von denen nur Wenige dem Wallis entstammten, erwarben sich bedeutendes Vermögen, vergrößerten das Einkommen ihrer Pfründen, bereicherten ihre Anverwandten, führten eine große Pracht in ihren Häusern, hielten köstliche Gastmahle und gründeten Messen in und außer dem Hospiz. Zudem hatten sie sich der Auf-

sicht des Diözesanbischofs entzogen und ihrem Vorstand fragten sie ebenfalls wenig nach. Das war ein fröhliches Weltleben, und sie konnten wohl das später verfaßte Lied: „Ein freies Leben führen wir u. j. w.“ singen. — Nicht so vornehm gieng es auf dem St. Bernhard zu. Der Propst hatte bloß Anspruch auf ein Brevier, auf einen schönen Leibrock und auf ein Pferd. Mehrere Chorherren waren daselbst ohne Pfründe, konnten über nichts verfügen, was nicht selten das Mißvergnügen der Untergeordneten steigerte. Diese Einrichtung war auch nicht ganz billig und gerecht; Mitbrüder, die einer gleichen Kongregation angehören, sollen auch in gleichen Rechten stehen. Doch waren die Verhältnisse auch nicht ganz gleich; denn die Posten der Chorherren waren verschieden und nicht gleicher Natur. — Indessen wuchs das Uebel von Jahr zu Jahr und es öffnete sich eine weite Kluft, die das Hospiz auf dem St. Bernhard zu verschlingen drohte. Das oben erwähnte Generalkapitel hatte selbst dazu geholfen. Nach hundert Jahren kam man mehr und mehr zur Einsicht, daß dringende Reformen vonnöthen seien, die dann auch zu Stande kamen.

40.

Die Verordnungen.

Im Jahre 1215 hatte der vierte allgemeine Kirchenrath von Lateran, den Papst Innozenz III. versammelt hatte, den St. Bernhardsherren die Regel des heiligen Augustin vorgeschrieben, die ihnen schon früher zur Norm

diente, und die sie heute noch befolgen. Neben dieser hatten sie auf dem Jupitersberg noch eigene Kapitelsstatuten, welche die Pröpste bei ihrer Einsetzung beeidigten. Wie diese Statuten lauteten, weiß Niemand mehr, weil sie verloren giengen. Der Propst Johann von Are, der die vielen Mißbräuche im Zunehmen sah, entwarf, um denselben Schranken zu setzen, einen neuen Reformplan in der Form eines penninischen Codexes, und ließ diese Statuten 1437 in zwei Kapiteln, die er zusammengerufen hatte, genehmigen, mit der Versicherung, selbe dem heiligen Stuhl zu unterbreiten und von diesem bestätigen zu lassen. Der Reformator theilte seine Verordnungen in zwei Abschnitte; der erste umfaßt die Oekonomie und die Hospizherren; der zweite enthält das Nähere der Mißbräuche und Uebertretungen, um dieselben möglichst abzuschaffen. Wer die traurige Lage dieser Zeit kennen lernen will, der erwäge die folgenden verbietenden und gebietenden Vorschriften. Die verbietenden lauten:

1) Es ist durchaus verboten, irgend ein Geschenk bei der Aufnahme eines Novizen oder bei dessen Profession, oder für das Siegel des Kapitels oder des Propstes anzunehmen. — Niemand soll zum Empfang der geistlichen Weihen zugelassen werden, ohne schriftliche Beglaubigung des Propstes. — Es dürfen keine Religiösen anderer Orden, noch Laienbrüder, in's Noviziat aufgenommen werden ohne Bewilligung des Propstes. — Der Propst darf Niemanden auf eine Pfründe ernennen ohne Gutheißung der vier nächsten Verpfründeten, und zu den Hospizämtern ohne Zustimmung der vier Schlüsselverwahrer. — Niemand soll seine Pfründe an einen Andern abtreten, sein Amt abgeben oder seine Pfründe mit fremden Religiösen vereinigen. —

Verboten ist auch, Dienstmägde im Hause zu behalten, die das vorgeschriebene kanonische Alter noch nicht erreicht haben. — Strenge untersagt ist ebenfalls das Jagen, das Tanzen, das laute Lachen, das Spielen, der Pintenbesuch, das Liederjingen, welche die Regel verletzen, das Offenbaren der Ordensgeheimnisse und des Beichtstuhles, das Tragen der Ueberröcke von allzulebhaften Farben, das Anziehen der Röcke mit Knöpfen, die gezierten Halsbinden, die weiten Aermel, die engen und buntscheckigen Hosen; die solche tragen, sind nicht besser als Adam und Heva unter dem Laube zugedeckt. — Verboten ist ferner der Besitz der feinen Leinwand, der weite Hemdaufzug am Halskragen, das Zeugnißgeben, das Bürgschaftleisten, das Fürsprachwesen und die Pathenstelle. — Mehr wird verboten das Tragen der Waffen, der Jagdmesser, der silbernen Tabakdosen, das Lossprechen von vorbehaltenen Fällen, das Wallen nach den heiligen Orten ohne Bewilligung, das Gelderpressen für Vergehen, das Einkerkern ohne den Sachverhalt zu kennen u. s. w.

2) Gebietende Verordnungen sind folgende: Diejenigen, welche die Weihe empfangen, sollen die Tonsur tragen, wie auch das Chorhemd in und außer der Kirche. — Man ahme nicht mehr die Griechen nach, sondern schneide die Haare kurz ab. — Man vermeide die Räubereien, die Diebstähle, die Straßenräube, die Simonie, die Sakrilegien, den Wucher u. s. w. — Die Beerdigung des Propstes soll in allen Ehren, und jene der Verpfründeten ihrem Stande, Würde und Vermögen entsprechend gehalten werden. — Ihr Erworbenes und ihnen Zugehöriges soll man theilen: Ein Theil gehört dem Kloster, ein anderer ihren Nachfolgern und eine ehrenhafte Gabe fällt dem Propste zu. — Man sorge bestens für die Stiftungen,

Legate und Käufe, welche die Verpfändeten zu Gunsten ihrer Aufenthaltsorte gemacht haben. — Man führe vier Sprachen in den Departementen ein, in denen die Prüfer und die Vorgesetzten die Religiösen bilden, zurecht weisen, strafen und Unterricht geben, besonders jenen, die weder singen, lesen, die heiligen Sakramente geziemend austheilen, noch die Worte der Weihe aussprechen können. — Zu zwei Malen in der Woche ist die Beicht vorgeschrieben. — Die Verpfändeten sollen ihre Mitbrüder, die auf der Reise sich befinden, einmal des Jahres gastfreundlich aufnehmen; bleiben sie länger als ein Tag, so ist es an den Reisenden, bei ihnen sich anzuempfehlen; die Liebe fordert aber, daß man sie nach ihrem Range behandle. — Endlich wurde beschlossen, der Propst solle jährlich der Kirche eine große Wachskerze und vor seinem Tode ein vollständiges Messgewand geben, und nie die köstlichen Ringe von St. Bernhard aus dem Hospiz tragen u. s. w.

Bevor der Propst Johann von Arc die Reformen im Innern seiner Kongregation durchzuführen gedachte, schrieb er 1436 an den Papst Eugen IV., und bat um Schutz gegen die Uebergrieffe der Bischöfe und Weltherren. Der heilige Vater antwortete ihm im gleichen Jahre und sandte ihm ein Breve für seine Kongregation, die zuerst einer Reform bedurfte. Im Jahre darauf ward Johann von Solacio, Prior des Hospizes von St. Bernhard und von St. Petersburg, nach Basel zum Kardinal Johann (St. Petri ad vincula) beordert, wo die Väter des Baslerkonzils versammelt waren. Der Papst Eugen IV. hatte den 3. Heumonath 1436 dem Kardinal befohlen, das Gotteshaus auf dem St. Bernhard in Haupt und Gliedern zu verbessern. Der Schaffner ließ durch den Abgeordneten, im Namen des

Kapitels und des Propstes, einen Brief, unterzeichnet vom 19. Christmonat 1437, dem apostolischen Sendboten übergeben, der, nachdem er ihn gelesen und geprüft, seine Visite ankündigte; er war aber noch verhindert und sandte indessen in seinem Namen den Robert Dumoulin auf die Visitation. Derselbe kam den 23. Jänner 1438 auf den St. Bernhard, begann sogleich seinen Auftrag zu vollziehen, und besuchte die Ordensspründen in den Diözesen der Lombardei, Aosta, Sitten und Genf, wo er am 7. Hornung seine Visiten einstellte. Man wunderte sich nicht wenig, daß er in siebenzehn Tagen eine so große Thätigkeit entwickelte und dann plötzlich seine Weiterreisen in andere Diözesen verschob. Es scheint, er habe gar viele Unordnungen angetroffen; denn überall, wo er durchkreiste und Umschau hielt, hinterließ er den Verpfändeten die Weisung: „Sie werden an dem angezeigten Tage vor seiner Eminenz dem Kardinal erscheinen.“

Dieser schicksalsvolle Tag war der 27. Hornung, der aber auf den 15. Mai übertragen wurde, und zwar aus folgenden Gründen: Propst Johann von Arc wurde den 28. Hornung 1438 Erzbischof von Tarantaise, und der Papst Eugen IV. verlegte fast um die gleiche Zeit das Konzil von Basel nach Ferrara, wohin der Kardinal sich nicht verfügte; denn er war am 15. Mai noch in Wettlingen, wo er an diesem Tage die pergamene Schrift in Gegenwart des Priors, Johann von Solacio, ordentlich ausfertigte und besiegelte. Auch sein Kommissär Robert Dumoulin machte auf seiner Reise keinem Bischof Visite, der es mit dem Papste hielt. Unter die Vielen gehörte auch der Bischof von Sitten, der vom Baslerkonzil noch nicht bestätigt war. Ein anderes Hinderniß gab Anlaß zum

Ausschub, daß die neuen Verordnungen die Propstwahl dem Kapitel einräumten, mit Vorbehalt der Genehmigung des Papstes. Die neuen Konstitutionen erhielten erst die Bestätigung nach 21 Jahren von Papst Pius II., der den Beglaubigungsakt von Wettingen zu Mantua am 11. Weinmonat 1459 unterschrieb. — Der päpstliche Sendbote Jakob Carraccioli ließ dieses merkwürdige Aktenstück 1710 zuerst im Drucke erscheinen, und wie in der Folge, nämlich 1718 und 1722, weitere Abänderungen für die St. Bernhardsberghäuser eingetreten waren, so verordnete der Legat Dominik Passionei 1723 eine neue zu Luzern bei Heinrich Renward Wyssing erschienene vermehrte Ausgabe. Der wiederholte Druck der Konstitutionen kostete 1000, und der Prozeß, um die Gültigkeit derselben nachzuweisen, 4000 Pistolen.¹⁾ — Propst Johann von Are hatte sich große Verdienste um das Hospiz von St. Bernhard erworben, und man darf wohl sagen, daß er's einstweilen vor dem bevorstehenden Ruin gerettet habe.

41.

Kellere Verkurste des Einkommens.

Der große St. Bernhard hatte jederzeit, wie seine mächtigen Gönner, so auch seine Feinde, welche Unterhalt

¹⁾ Die Pistole, Doppia di Spagna, eine spanische Goldmünze, war von unterschiedlichem Gewichte und verschiedenem Werthe in der Schweiz und andern Reichen. In Bern galt die Pistole 163 alte Basen und 9 Rappen, in Basel 161 Basen und 9 Rappen. Den höchsten Werth hatte sie in Neapel, nämlich 177 Basen und 7 Av.

und Dasein in Frage stellten. In den ersten Jahrhunderten nach dem Entstehen des Hospizes wetteiferte die christliche Welt, dieses Gotteshaus reichlich auszustatten, und ihr wohlthätiges Entgegenkommen verdient Preis und Lob. Die edlen Familien, die so viele Gaben spendeten oder reichliche Vermächtnisse hinterließen, haben sich in den Annalen einen unsterblichen Ruhm erworben, und zweifelsohne hat sie der liebe Gott dafür in seinem Reiche belohnt. Allein ihnen folgten andere Nachkommen, die nicht der Geist ihrer Voreltern besaßte, die vielmehr ihre Hände nach jenen Gütern gierig ausstreckten, welche ihre Ahnen dem St. Bernhard zugestellt, verbrieft und eigenhändig besiegelt haben. Daher kommt es, daß im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte die Konventherren einzelne Besitzungen, die sie rechtlich erworben, einbüßten. Das ist Thatsache und geschichtliche Wahrheit; das Archiv auf dem St. Bernhard kann darüber urkundliche Belege aufweisen.

Weit mehr Schaden litt aber der St. Bernhardsberg, als die Reformation im sechszehnten Jahrhundert eine neue Bahn in den europäischen Staaten sich brach. Es ist bekannt, wie die Protestanten Kirchengüter und fromme Stiftungen bei ihrem Abfalle von der katholischen Kirche an sich zogen, und wie die Regierungen dieser Länder, nachdem sie sich zum Oberhaupte der Kirche aufgeworfen hatten, sämtliches Kirchenvermögen dem Staatsgute einverleibten. Auch der St. Bernhard verlor um jene Zeit den größten Theil seines Einkommens in den reformirten Ländern. Das

Welchen Werth die Pistole damals in Wallis hatte, ist mir unbekannt. (Vgl. Versteid, J. N., Demherr, analytische Beleuchtungen des neuen Münzgesetzes, Sitten 1850.)

schöne Schloß Cornut, das der englische Edelmann Michelin dem Jupitersberg geschenkt hatte, eignete sich der von der Geschichte hinlänglich gebrandmarkte König Heinrich VIII. mit allem Zubehör an. In diesem Schloß wurden die Reisenden gepflegt und beherbergt und die Einkünfte flossen dem St. Bernhard zu. Dieses Schloß, in der Stadt London gelegen, steht noch und dient jetzt zu einem Staatsgefängnisse. Nicht besser gieng es in der Eidgenossen Landen, in denen die Reformation obsiegte. Das Hospiz verlor Pfründen, Pachtgüter, Häuser, Kirchen und Hospitäler in der Waadt, Genf, Neuenburg, Bern und an andern Orten. So hatten denn damals die Söhne des heil. Bernhard von Seite der weltlichen Herrscher gefährliche Feinde, welche sein Dasein gefährdeten; allein sie waren noch von einer andern Seite bedroht. Was die Welt nicht verschlang oder an sich riß, das sollte durch andere Hände vernichtet werden. Das Haus von St. Bernhard hatte das Unglück, verschwenderische Vorsteher an seiner Spitze zu haben, die unter dem Namen „Comthurpröpste“ bekannt sind. Wir wollen sie näher kennen lernen.

42.

Die Comthurpröpste.

Wenn auch der Propst Johann von Arc Vieles zur Verbesserung seiner Kongregation gethan, so enthielten doch seine neuen Verordnungen einzelne Punkte, die leicht zwischen dem heiligen Stuhl, dem Hospiz und dem Bischof von Sitten Anlaß zu Mißhelligkeiten geben konnten. Papst

Eugen IV. war mit den neuen Verordnungen nicht bekannt, wußte nicht, daß diese die Rechte des Papstes und des Bischofs von Sitten, dem die Visitation des Hospizes zustand, beeinträchtigten. Er hatte Befehl zur Reform der Kongregation ergehen lassen, glaubte aber immer noch, der Papst allein könne den Propst ernennen und nicht das Kapitel, obwohl die neuen Konstitutionen nicht die Ernennung, sondern nur die Bestätigung des Papstes verlangten. In dieser Ueberzeugung wählte er den 28. Hornung 1438, den neuen Verordnungen entgegen, den Johann von Grolen zum ersten Comthurpropste. Sein Nachfolger Nikolaus V. vervollständigte die Verwirrung, indem er die Ernennung des Propstes den weltlichen Fürsten Savoyens einräumte, und die verpründeten Religiosen von der Aufsicht der Diözesanbischöfe befreite. Da nun die Pforte zu den Commenden den Propsten geöffnet war, mehrten sich die Mißbräuche, die bei allen Gutgeimten Unwillen erregten, auf eine erstauuliche Weise. — Franz von Savoyen folgte dem Johann Grolen, diesem Ludwig und Philipp, Beide von Savoyen, und diesen drei abermal drei andere Savoyarden, welche das Hospizvermögen verschleuderten und das Armen- gut verzehrten oder verpraßten. Diese Commendäre herrschten barbarisch, begünstigten ihre angestellten Creaturen, die ihr Lied sangen, bedrückten aber die Religiosen im Hospize, denen sie nur eine magere Kost zukommen ließen, während sie selbst mit köstlichen Speisen an einer besondern Tafel sich fütterten. Der Propst Franz, Sohn des Herzogs Ludwig von Savoyen, glaubte den Religiosen des Hospizes eine besondere Gnade zu gewähren, da er den Bittenden erlaubte, an gewissen Tagen, anstatt der trockenen und gesalzenen Speisen, ein wenig frisches Fleisch essen zu dürfen.

Gefälliger war er gegen den Benedikt Guillet von Ferrata, Chorherr und Großalmosener von St. Bernhard, der ihm jährlich 1200 Golddukaten aus der Lombardei brachte, weit mehr als seine Vorfahren. Aus Erkenntlichkeit ernannte er ihn zum Ehrenkaplan und zum Hofstafelgenossen seines Vaters von Savoyen. — „Das waren fremde Pröpste“, sagt Herr de Voges, „lebendige Statuen, wahre goldene Kälber des Götzendienstes, welche die frühern penninischen Götzen darstellten.“ Und diese waren die Erzieher und Leiter der eintretenden jungen Glieder. Gaben sie ihnen etwa ein erbauendes Beispiel in Gebet, Betrachtung oder im Chordienste? Munterten sie selbe zum Studium auf? Oder unterrichteten sie die Novizen gehörig, wie sie die Fremden bedienen und ihnen begegnen sollten? Mit Nichten! Nur ein blinder Gehorsam wurde bei der Ablegung der Profession gefordert.

Hier folgen einige Musterchen, die das Gesagte bekräftigen: „Ich Johann Girod verspreche ständiges Bleiben hier oder in zugehörigen Orten, Besserung meines Lebens und meiner Sitten. . . Mehr verspreche ich Gehorsam dem erlauchten Franz von Savoyen und dessen Nachfolgern, die nach Vorschriften gewählt worden sind. 1475.“ — „Ich Peter von Moinis verspreche in die Hände . . . Gehorsam und Treue Gott unserm Herrn Jesus Christus, der glorreichen Jungfrau, seiner Mutter, den Gottseligen Bernhard, Augustin und dem erlauchten Franz von Savoyen. 1482.“ — „Ich Johann Bussinan, von St. Petersburg, verspreche in die Hände . . . Gehorsam, Gott und Ihnen Gnädigster Propst.“ — „Ich Anton Darbellay, von Viddes, bekenne und verspreche ständiges Bleiben hier oder in den zugehörigen Orten, einen wahren Gehorsam dem erlauchten Com-

thurpropst Foret, dem Prior des Hospizes und den andern Offizieren. 1528."

Wenn auch diese Beispiele über die damaligen Zeitverhältnisse uns einiges Licht verschaffen, so erhellen letztere noch mehr aus dem Schreiben, welches der Cardinal Mathäus Schinner, Bischof von Sitten, an den Papst richtete. Er beklagt sich über eine lange Reihenfolge savoyischer Abte, die Alle schon vor ihrer Geburt zu Comenthuren ernannt, und nachdem sie geboren, große Verschwender wären. Er nennt Alle ohne Ausnahme „Feinde des Vaterlandes und Blutsäuger der heiligen Güter“; beklagt sich, daß das Unterwallis seit 37 Jahren unter der Herrschaft Savoyens viel gelitten und beständig beunruhigt worden sei, so daß die Noth erforderte, im Sommer und Winter eine Wacht auf dem Jupitersberge aufzustellen. Einen der letzten Pröpste nennt er einen „Apostaten“, der den Bischofsstuhl von Genf verließ, um eine andere Pfründe des St. Bernhard anzutreten. Nie hätten sich diese Pröpste dem Bischof von Sitten, in dessen Sprengel das Hospiz liege, unterworfen; nie wären die Comthurpröpste, die ihr Hospiz despotisch regierten, bei einer Diöcesansynode erschienen. Propst Philipp von Savoyen, sittenlos und ohne Religion, habe das Kloster ohne Regel, Zucht und fast ohne Offiziere zurückgelassen, und viele Reisende, im Abgange der Knechte und Hülfe, seien auf dem Berge zu Grunde gegangen. Im Hospize werden die Reisenden schlecht verpflegt; dieses, obwohl reich, biete ihnen nur gesalzene, stinkende Speisen und dazu noch Mergernisse. Noch fügte er bei: Seit 30 Jahren sei im Hospiz kein Kapitel gehalten worden; nur kleine Versammlungen hätten in Nebenorten stattgefunden, in denen sie die Bischöfe beschimpften und auf ihre erworbenen Frei-

heiten sich stützten. So müsse das Hospiz fallen. Es gebe wohl noch eifrige und dem Mutterhause zugethane Religiosen, die aber durchaus keinen Einfluß haben; denn diese Präpste begünstigten nur junge unfähige, unwissende und niedrige Schmeichler, die sie auf die Pfründen befördern.

Die Klagen, die der Cardinal schriftlich dem heiligen Vater einhändigte, waren durchaus nicht übertrieben, sondern nur zu wahr; allein daselbst kannte man schon lange den traurigen Sachverhalt und die Uebelstände, die den Fortbestand des Hospizes gefährdeten. Nach dieser Einberichtung verfaßte Schinner ein beglaubigtes Schreiben, in welchem er sagt, seine Vorfahren und er selbst haben den elenden Zustand dieses Gotteshauses erwogen und eingesehen, wie seit vielen Jahren die Gomthurpräpste das Armengut verschleuderten; das Hospiz liege in seinem Sprengel; als Bischof und Präsekt habe er die Pflicht, selbes zu schützen und den fremden Gomthurpräpsten Schranken zu gebieten; er trete an ihre Stelle und sei bereit, dem Papst Julius II. und dem Hospiz selbst den üblichen Eid der Treue zu leisten.¹⁾ Die Konventherren aber, die wußten, daß Bischof Schinner für sich und seinen Neffen arbeite, wollten mit ihm nichts zu schaffen haben, darum verwahrten sie sich gegen seine Anerbietungen. Der Bischof, auf's Höchste beleidigt, fing mit dem Propste Johann Ortolus von Foresta zu zanken an, und verbot ihm das Almosen sammeln in seiner Diözese. Dieses Verbot wirkte nach-

¹⁾ Das pergamentene Dokument, welches er selbst ausfertigte, wird noch im Archiv auf dem St. Bernhard aufbewahrt, ist gut und leslich geschrieben, hat aber einige Löcher. Das Siegel hängt; Tag und Jahrzahl fehlen; eine beigefügte Note beaufundet, um's Jahr 1506 habe er die Schrift verfaßt.

theilig und auch in andern Diözesen wurden die ausgesandten Gabensammler bittern Verfolgungen ausgesetzt. Der Propst wandte sich an den heiligen Vater, der dem Cardinal den Befehl ertheilte, sein Verbot zurückzuziehen, was er 1510 auch that. Um seine Abneigung gegen die St. Bernhardsherren noch mehr zu bezeigen, schloß er ein Freundschaftsbündniß mit Johann IV., Bernardi von Minges, Abt von St. Moriz, dem er zu Gunsten seiner Abtei mehrere Privilegien gewährte. Bald aber geboten die Ereignisse der Zeit dem Cardinal Stillstand und sein Stern erbleichte. Er verließ seinen Bischofsitz, und nach einigen Jahren führte ein Anderer den Krummstab des Bisthums Sitten. Der Kirchenrath von Trient zögerte nicht, nützliche Reformen vorzunehmen, die Comthurpropste einzuschränken und die Commenderie aufzuheben. Renat von Tollein war der achte und letzte Comthurpropst; er brachte sein Stift dem Ruin nahe. Durch die Verordnungen des oben genannten Konzils verloren die Herrscher von Savoyen die Wahl des Propstes; allein sie gebrauchten nun andere Mittel, um ihren Einfluß wieder geltend zu machen. Sie traten mit einzelnen Präpsten in geheimen Verband, karteten mit ihnen ab, ein neues Amt einzuführen, dem Propst nämlich einen Coadjutor zu geben, welchen Rath sie auch willig befolgten. So hatten sie wieder gewonnenes Spiel, und konnten ihre Einmischungen fortsetzen. Später machte der Hof von Turin noch einen letzten Versuch: Nach dem Tode des Propstes Bonifaz ernannte er, die frühern Annahmen vorschüßend, den Leonhard Jorioz zum Coadjutor und Propst, den aber die Regierung von Wallis nicht anerkannte. Oft sandte letztere Abgeordnete auf den Jupitersberg, um den Kapiteln und der Einsetzung des

Propstes anzuwohnen und die Rechte des Klosters und des Staates zu wahren; allein durch geheime Umtriebe Savoyens war vorher Alles entschieden und Alles gieng in der Stille vor sich, als wenn nichts geschehen wäre, und die Anwesenheit der Gesandten bewirkte nicht den geringsten Einfluß. — Um dieses Gotteshaus vom letzten Zerfalle zu retten, blieb kein anderes Mittel, als die Trennung von den sardinischen Staaten, die dann endlich nach vielen Hemmungen erfolgte.

43.

Die Trennung.

Mehrere Pröpste des großen St. Bernhard sahen die Nothwendigkeit ein, daß das Gotteshaus einer gänzlichen Umgestaltung bedürfe. Die Comthurpröpste hatten die Verordnungen von 1438 beseitigt, und ihre Unterthanen nicht zur Beobachtung derselben angehalten; denn sie selbst führten ein flottes Leben. Als nun Ludwig Bonifaz 1724 Propst geworden, dachte er ernstlich daran, eine durchgreifende Reform in seiner Kongregation vorzunehmen. Er war ein religiöser und gelehrter Mann, aber unduldsam, zu streng und menschenscheu. Oft überlegte er bei sich, wie er zu Werke gehen und wie er Nutzen schaffen könnte; den gemachten Verordnungen des Mittelalters gab er den Vorzug, und er durchstöberte fleißig die Schriften des Hospizes. Eines Tages, als er eben Nachforschungen hielt, fand er ein großes pergamenes Buch in Quarto, das die Verordnungen von 1438 enthielt. Nicht wenig erfreut, dieses

köstliche Buch aufgefunden zu haben, wandte er sich an seine Zugethanen, und machte sie mit seinem Reformplan vertraut. Die Zahl, die ihm anhieng, war jedoch nicht groß; weit zahlreicher waren Jene, die vorschügten, eine Reform stoße immer auf viele Schwierigkeiten, und die den Gang der Reform zu hemmen suchten. Die Chorherren theilten sich in zwei Parteien, und jede schickte ihre Stellvertreter nach Rom. Die Anhänger des Propstes nannten sich Puristen, aber Einen nach dem Andern raffte der Tod weg, sie wurden aber bald wieder durch Andere ergänzt. Sie betrachteten ihre Verstorbenen wie Heilige, die den großen Kampf gekämpft und von Gott erleuchtet waren; schimpften aber tüchtig gegen ihre Gegner, nannten sie Aufwiegler, Söhne des Verderbens, starrsinnige Köpfe und Uebertreter der heiligen Regel von St. Bernhard und St. Augustin. Zwischen beiden Parteien entspann sich ein unseliger Streit; die Bruderliebe erkaltete und Haß und Neid zerrütteten das innere religiöse Leben. Die Einen nahmen die frühern Verordnungen in Schutz, die Andern schimpften dagegen. Rom erkannte die frühern Verordnungen von 1438 an; allein diese bewirkten keine merkliche Veränderung zur Besserung der traurigen Lage. Nun sandte der Papst in seinem Namen Abgeordnete auf den Berg, unter denen apostolische Sendboten und der Bischof von Sitten sich befanden; sie hielten Rundschau im Hospize, führten den Vorsitz in den Kapiteln, mahnten zum Frieden, zur Eintracht und Bruderliebe; allein sie vermochten nicht die Uebelstände zu heben. Indessen starb der Propst Ludwig Bonifaz und ihm folgte Leonhard Jorioz, ein grober und despotischer Mann, der keinen Widerspruch duldete und Alle verfolgte, die seine Gesinnungen nicht theilten. Zweifelsöhne wäre er

barſch eingedrungen, hätten ihm die Zeitumſtände nicht Halt geboten. Er war gewiſſenlos, rachgierig und verſchleuderte die Armengüter in den ſardinischen Staaten. Das Hoſpiz hätte noch andere Wirkungen ſeiner Rache empfunden, wenn nicht durch die Dazwiſchenkunſt des apoſtoliſchen Sendboten die Abhaltung des Kapitels verhindert worden wäre; denn er beabſichtigte, durch ſeine Mannen unterſtützt, ſich einen Coadjutor wählen zu laſſen, nämlich einen Mann von ſeinen Gefinnungen. Inzwiſchen gieng Franz Michellod, ſein Hoſpizlieutenant, mit dem Gedanken um, auf den Trümmern der Propſtgewalt eine unabhängige Regierung einzufetzen, welche die Nothzuſtände zu erfordern ſchienen. — Nach dem Tode des Jorioz wurde Michellod Generalſchaffner der Propſtei; Papſt Klemens XII. beſtätigte ihn in zeitlichen und geiſtlichen Dingen, weil die Zeugniſſe, die man ihm zuſandte, ſehr günſtig lauteten. Michellod war wirklich ein religiöſer, muſterhafter Mann, verſtund ſich aber wenig auf das Zeitliche. Unter ihm brach der Reformenkampf heftiger als je auf's Neue wieder los und zog den gänzlichen Verluſt aller Spitalgüter nach ſich. Herr Domherr Sebastian Briguet, der Verfaſſer der Vallesia Christiana, folgte aufmerkſam dem Gang der Dinge, deren Fortgang ihm nicht gefiel. Er ſchrieb an ſeinen Freund Michellod die Worte: „Ich habe Alles geſeſen, was Sie zu Gunſten der Trennung niedergeschrieben; Ihr Herr Notar führt die Feder leiſenſchaftlich und bedient ſich ungeziemender Ausdrücke. . . . Was Ihre Reformen betrifft, ſo ſind Mehrere der Anſicht, daß ſie nach Ihrem Tode ſelbſt unſere Walliſer nicht befolgen werden.“

Bei ſolchen verwirrten Zuſtänden iſt es leicht verſtändlich, daß das Hoſpiz nur mehr wie durch ein Wunder

seinen Fortbestand behielt und daß des Propstes Regierung, die auf die neuen Reformen sich stützte, einer wahren Anarchie glich. Die eifrigern Mitglieder, die vergeblich eine Trennung angestrebt hatten, wurden muthlos, und suchten sich an ihre Mitbrüder in St. Moriz und Aosta anzuschließen. Traurig war die Lage des Hospizes, die ein Konventsbruder noch verschlimmerte durch Anstrebung eines Reformplanes. Ein Laienbruder verfaßte eine neue Konstitution, die er dem Papste zusandte. Sein Streben gieng dahin, die Chorherren den Laienbrüdern zu unterordnen ¹⁾, ihnen die Verwaltung der Einkünfte zu entziehen und nur den Vorrang im Chor, Breviergebete und am Altare einzuräumen, also nur in rein geistlichen Sachen. Er war ein wahrer Treiber nach seiner Art, weßwegen Viele das Hospiz verließen: Die Einen, von ihren Gegnern verfolgt und aus dem Wallis verbannt, flüchteten sich in die sardinischen Staaten, die Andern wurden aufgefangen und eingekerkert; die Flüchtigen giengen mit Pistolen und versteckten Messern umher, damit, wenn sie einen feindseligen Mitbruder treffen, sie sich zur Gegenwehr stellen könnten. Keiner traute dem Andern. Auch verfaßten sie verleumderische und bittstellende Flugschriften, die sie an die Schweizerkantone richteten, und schickten zugleich Gesandte

1) Die Geschichte der Vergangenheit bezeugt, daß, wenn Klöster der Auflösung entgegengiengen, oft Laienbrüder im Spiele waren, die den Verwirrungen Vorschub leisteten; Einige unter dem Vorwande der Frömmigkeit, Andere unter einem andern Kleide. Die Klöster können in ihrer Aufnahme nicht genug vorsichtig sein; denn die Laien bedingen im Innern Ordnung und Zucht. Eine überflüssige Anzahl ist immer schädlich. St. Bernhardsberg hat wirklich keinen Laienbruder; es hat mit diesen aufgeräumt und zwar aus hinreichenden Gründen.

nach Rom, Turin und nach andern Orten, um ihre Sache vertheidigen zu lassen. — Endlich machte der Hof von Turin noch einen letzten Versuch und ernannte den Prior von Chatel-argent, Leonhard Nvoier, zum Propste. Der Nuntius in Luzern hieß diese Ernennung gut und schrieb an die Regierung von Wallis und an die St. Bernhardsherren, den Gewählten anzuerkennen und gewogen aufzunehmen, sonst lasse er die Strafen der Censuren folgen. Durch diese Anzeige ward die Behörde des Wallis beleidigt; sie ließ durch eine gewandte Feder das Schreiben beantworten, in welchem sie sich verwahrte, einen vom König ernannten Propst anzuerkennen; zugleich sandte sie einen Brief an den damaligen Schultheiß, Baron von Alt, von Tiefenthal, der von Freiburg aus den 30. Weinmonat 1749 das Schreiben beantwortete, und in welchem er sagte, „er habe das Schreiben dem Geheimrath mitgetheilt und man habe sich verwundert über die Unthätigkeit der Republik von Wallis.“ Weiter fuhr er fort: „Man hat mich mit diesem Geschäfte betraut; ich weiß auch, daß die katholischen Kantone dem Papste geschrieben, der, wie ich glaube, noch nicht geantwortet hat, soll aber die Propstwahl durch den König von Sardinien gebilligt haben. Ich gestehe, diese Handlungsweise der römischen Curie erbaut nicht; allein man muß zuwarten, bis eine Antwort erfolgt, erst dann können wir die gehörigen Maßregeln anwenden. Meinerseits werde ich für Sie das Mögliche thun, weil ich die Gerechtigkeit Ihres Handels kenne.“ — Nach Verlauf eines Halbjahres tauchten neue Gerüchte in Wallis auf, die aussagten, bald werde der königliche Statthalter von Sardinien sich auf den St. Bernhard verfügen, um den erwählten Propst Nvoier im Namen seines Herrschers einzusetzen. Die Regierung

widmete der Sache alle Aufmerksamkeit. Der Landeshauptmann Franz Joseph Burgener, der die Rechte des Wallis zu wahren wußte, schrieb von Visp aus, den 19. April 1750, einen Brief an den Hospizvorsteher folgenden Inhaltes: „Es scheint zwar, das Gerücht, welches Walliser, von Aosta kommend, in Entremont verbreitet haben, bedürfe noch der Bestätigung. Folge dessen soll der sardinische Statthalter von seinem Hofe den Befehl erhalten haben, mit zwei Chorherren auf den St. Bernhard sich zu verfügen, um daselbst den vom König erwählten Propst einzusetzen. . . . Um dem Gerüchte Nachdruck zu geben, sandte ich einen besondern Boten an unsere Landesherren, die mir den Auftrag gaben, Ihnen, mein Herr, zu schreiben, Sie sollen Ihre Chorherren einberichten, daß, wenn dieser Fall vorkäme, sie dagegen Verwahr einlegen und sich erklären, die Regierung von Wallis werde nie einen vom König ernannten Propst anerkennen. Verlangen etwa die Gesandten von Ihren Chorherren eine Unterwerfung, so mögen sie sich höflich entschuldigen und beifügen, ohne Landesbehörde könnten sie unmöglich in einen Vertrag eingehen.“ Abermals sandten die schweizerischen Kantone am 12. August einen Brief nach Rom, den Papst Benedikt XIV. ihnen beantwortete. Darin sagt er: „Sie schreiben Uns in Betreff der wichtigen Angelegenheit der Propstwahl auf dem großen St. Bernhard. Diesen Handel kennen Wir, wollen aber nicht untersuchen, wem das Recht der Propstwahl zustehe; sorgen werden Wir aber für die Rechte St. Bernhards und für die Unverletzlichkeit des Bodens, damit der Friede in Wallis erhalten werde. Gegen das Benehmen der katholischen Schweizerkantone legen Wir

aber feierlichen Verwahr ein.“¹⁾ — Der Senat von Cham-
bery, der die Trennung voraussah, sackte alle in den könig-
lichen Staaten gelegenen Güter ein. Natürlich schmerzte
den Papst dieses Benehmen; nun blieb ihm nichts mehr
übrig, als die Trennung auszusprechen, was er auch 1752
durch eine Bulle that, die gedruckt in dem Archiv auf dem
St. Bernhard und im Staatsarchiv von Sitten aufbewahrt
wird. Dem Kapitel auf dem St. Bernhard sprach er die
freie Propstwahl zu, alle Besitzungen in den sardinischen
Staaten gelegen, übergab er dem Ritterorden St. Lazarus
und St. Moriz.²⁾ So war der König hinreichend ent-
schädigt, und das Hospiz, obwohl mit vielen Einbüßungen,
hatte seine Fortdauer gesichert.

Die Trennungsbulle des Papstes Benedikt XIV. kam
unerwartet und verursachte große Traurigkeit an jenen
Orten, wo die Chorherren von St. Bernhard verpfündet
waren. Bizel, ein Priester, war beauftragt, die Aufhebungsbulle
zu vollziehen; er hatte das Recht studirt, verstand
aber besser das Recht zu verdrehen, und sein Benehmen
war durchaus nicht priesterlich. Sogleich schickte er sich an,
der Aufhebungsbulle in den königlichen Staaten Nachdruck
zu geben. Eines Tages erschien er vor dem Mittagessen,
unter Bedeckung roher Soldaten, an der Pforte des Priorats

1) »Non crediamo espediente Pintrare nel merito, ma bensì
di far loro sapere, che altramente si sa pensando ad un »Mezzo
termine«, che salvi la prerogativa del monasterio del St. Ber-
nardo, non intachi la jurisdictione territoriale, mentenga la pace
della Vallesia. Noi protestiamo pieni dalfato verso, gli testi
Cantoni Catholici della Helvetia etc.«

2) Die jährlichen Einkünfte, die der St. Bernhardsberg aus den
sardinischen Gütern bezog, betrugen 2240 Goldducaten. (Vgl. das
Aktenstück L'Hospice du Grand-Saint-Bernard, Aosta 1849.)

von Jaqueme, das dem St. Bernhard zugehörte. Er erzwang gewaltsam den Eintritt in das Haus, und trat wie ein Löwe und Räuber auf. Die Angestellten des Hauses sanken vor Schrecken fast zusammen, weinten und klagten, als sie den despotischen Mann sahen. Bizel verlangt brüllend die Schlüssel und Rechnungen, reißt den Religiösen das Ordenskleid ab und jagt sie erbarmungslos aus dem Priorate. Darauf nimmt er das Haus in Besitz, waltet da als gnädiger Herr bis zum Jahre 1772, wo ihn der göttliche Vergelter vor seinen Richterstuhl forderte. Es scheint, das Hospiz von St. Bernhard habe die Chorherren, die nicht dem Wallis entstammten, nicht oder nur mit geringer Ausnahme aufgenommen; denn Viele wanderten in der größten Armuth umher, starben vor Hunger oder Kälte; Andere waren früher von ihren Anverwandten ausgeplündert worden, die sie jetzt in Elend und Noth darben ließen. Mit ihnen selbst war aber auch nicht Alles in Nichtigkeit; denn der Papst wollte nicht die Gastfreundschaft, wo sie noch üblich war, durch Chorherren ausüben lassen, was die Bulle deutlich bekräftigt.

So endete der zwanzigjährige Streit. Wenn auch der sardinische Staat oder die Minister desselben das Hospiz auf dem St. Bernhard oft in die Enge trieben, sein Fortbestehen gefährdeten und ihm die Armengüter entzogen, so verdient der christliche Monarch, der bei der Trennung Italiens leitete, eine ehrenvolle Ausnahme. Karl Emmanuel, erster König von Sardinien und dritter Herzog von Savoyen, hatte ein christliches und gefühlvolles Herz, das sich den Armen zuwendete. Er erwog bei sich die vielen Wohlthaten, die der St. Bernhardsberg in frühern Jahrhunderten seinen Landeskindern erwiesen, den beständigen Hin-

und Hergang derselben, die Unterstützung, derer sie fort und fort bedürfen, und darum widmete er auch nach der Trennung seine Liebe dem Hospize. Er sah dasselbe Noth leiden, die ihn rührte, und er bestimmte sofort für dasselbe eine jährliche Beisteuer. Die Chorherren aber fuhren fort, seine Unterthanen zu pflegen und zu nähren, welches Benehmen ihnen die Hochachtung und Liebe des Königs und aller Rechtschaffenen zusicherte.

44.

Der Brunnenstreit.

Nachdem die Trennung durch den heiligen Stuhl ausgesprochen, war des Hospizes erste Sorge, sich neu einzurichten, Zucht und Ordnung herzustellen, den Geist des Studiums zu beleben, die früher geschlagenen Wunden zu heilen und seinen ehemaligen gefeierten Ruf durch alle Staaten Europa's wieder zu erwerben. Vor Allem bedurfte es eines tüchtigen Vorstandes, der ihm seit Jahrhunderten gemangelt hatte. Das Kapitel versammelte sich nach den Vorschriften des Papstes Benedikt XIV., die Boten wurden am 16. Hornung 1753 eingelegt, und aus der Urne gieng Franz Joseph Bodmer, aus Goms, der erste Walliser, als Gewählter hervor, unter Jubel und Freudenbezeugungen von Seite der Wähler. Neues Leben und neue Sitten nahmen ihren Anfang, und hochstehende Personen verschiedenen Standes und Ranges gaben in Briefen ihre Zufriedenheit kund. So schien denn Alles gut zu stehen; allein schon nach einigen Monaten hatte der Stand Wallis neue Fehden mit Sar-

dinien, welches die Grenzlinie bestritt und den Klosterbrunnen ansprach.

Das Hospiz ist auf dem Walliserboden erbaut worden und liegt in der Diözese Sitten, was alle päpstlichen Bullen von Leo IX. bis auf Benedikt XIV., und noch dessen Aufhebungsbulle, bekrunden. Ebenfalls entquillt der Brunnen dem Walliserboden, ist 8 Klafter von der Scheidegrenze, 200 vom Hospize und 52 von den Grenzsteinen, die unten am Wege des Ueberganges gesetzt sind, entfernt. Im siebenzehnten Jahrhundert bezeichneten Sardinien und Wallis die Grenzpunkte mit zwei in gleicher Entfernung gelegten Steinen; sie erneuerten aber nur dieselben, denn schon 1475 oder 1476, als Savoyen die Herrschaft über Unterwallis verlor, wurden die ersten Grenzlinien gezogen. Auf dem einen Steine waren das Kreuz von Savoyen mit dem Ordensbände, auf dem andern die sieben Sterne des Standes Wallis, der Hirtenstab und das Schwert des Bischofs von Sitten kreuzweise eingeschnitten. Ein gewisser Propst des St. Bernhard, ein feindseliger Mann der Republik von Wallis, ließ den Markstein Italiens heben und ihn im Gange des Priorates von St. Jaqueme zu Mosta beisetzen. Den andern Stein tastete er nicht an, die Jahrzahl 1680 blieb auf demselben stehen. — Der Behörde von Wallis, welche die beständigen Neckereien Sardiniens kannte, war besonders daran gelegen, die frühere Grenzlinie herzustellen, und sie beauftragte ihren Landschreiber, Herrn Johann Ignaz Blatter, an den Regierungsstatthalter Lambert von Mosta zu schreiben, was er am 10. Mai 1753 auch that. Der Inhalt des Briefes lautete ungefähr: „Meine gnädigen Herren haben vernommen, daß der Grenzstein, der die zwei Staaten auf dem großen St. Bernhardsberg

trennt, nicht mehr bestehe. Weil aber die Nothwendigkeit erfordert, denselben wieder an Ort und Stelle zu errichten, so wünschen sie, daß dieß bald möglich geschehe, um etwa eintreffenden Unbeliebigkeiten vorzubeugen u. s. w.“

Dieses Schreiben war dem Hofe von Turin genehm und willkommen. Dasselbst hörte man sagen: „Die Walliser können ihre Grenzlinien nicht mehr aufweisen; wir haben sie schon mehr auf dem rechten Fleck angegriffen und ihnen die Nase gedreht; unsern Boden wollen wir jenseits erweitern, dann fällt der Klosterbrunnen uns zu, den sie kaufen oder verzinsen müssen. Sie verlangen eine baldige Antwort und Ausgleichung des fraglichen Gegenstandes. Lassen wir sie einstweilen warten und eilen wir nicht.“ Das war eine Sprache, die weder friedlich noch gerecht tönte. Endlich griffen die Kabinetsherren die Sache an und behaupteten, der Grenzstein sei früher bei der Mudribrücke — eine halbe Stunde unter dem Hospiz auf dem Walliserboden — gesetzt worden; stichhaltige Beweise konnten sie aber keine, ja nicht einmal einen scheinbaren Grund, für ihre Behauptung anführen. Zur Verfechtung ihrer Sache hatten sie durchtriebene und schlaue Köpfe bestellt. Aber was nützt ein Staatsanwalt, dem es an Beweiskräften fehlt, und der auf lockerem Boden steht? Die durch Jahrhunderte begründeten Thatsachen lassen sich nicht mit leerem Geschwätz weglängnen. Die Walliser frugen auch die Abgeordneten, wo denn der frühere Markstein gelegt worden sei? „Bei der Mudribrücke“, war die Antwort. Man verlangte die Besichtigung der Lage, und die Hofgesandten mußten zur Brücke hinab, wo sie jedes Plätzchen untersuchten, aber keines fanden, das für ihre Behauptung zeugte. Im Ganzen hatten acht Zusammenkünfte oder Konferenzen —

die letzte am 6. Herbstmonat 1780 — stattgefunden und der Handel über 35 Jahre gedauert; es wurde kein Endurtheil gefällt; nur faßte die letzte Versammlung den Beschluß, die Grenzsteine zu lassen, wo sie vor 1753 lagen. Beide Steine wurden wieder mit den frühern Wappen sammt der Jahreszahl 1755 an dem nämlichen Orte errichtet und mit einer Eisenkette zusammengefügt. Diese Kette hat der Rost zerfressen, die Steine, beide convex, liegen noch da geziert mit ihren Wappen.

Die Brunnenquelle, die stets den Bewohnern des Hospizes zur Labung diente und deren Bedürfnisse befriedigte, fließt seither ungestört und friedlich ihrer Bestimmung zu und läßt sich in ihrem Laufe von italienischer Laune nicht stören. Das Wasser, selbst zur Zeit der größten Kälte, gefriert nie, und bleibt rein und lauter bei jedem Wechsel der Witterung. Die Wanderer und Touristen verlangen oft von diesem Wasser, pur oder mit andern Getränken gemischt, zu trinken; diejenigen aber, welche geistliches Getränk verlangen, erhalten auch dieses im Empfang der heiligen Sakramente und in Anhörng der erbauenden Lehren, welche die Chorherren ihnen ertheilen. Durstiger! höre also:

Wer trinkt von diesem Born allein,
Wird auch nachher noch durstig sein;
Doch wer am Quell der Kirche trinket,
Der immer klar und lauter blinket,
Wird haben auf immer im Herzensgrund
Wasser, das fließet zu jeder Stund'.

Das Almosensammeln.

Der heilige Bernhard hatte mit geringen Mitteln den Bau seiner Hospize begonnen, die Wohlthätigkeit der christlichen Welt in Anspruch genommen und seinen geistlichen Söhnen nachdrucksvoll empfohlen, die Reisenden zu pflegen, für sie Almosen zu sammeln, um sie geziemt und befriedigend zu empfangen und zu entlassen. Wenn auch in Folge der Zeiten diesem Gotteshause große Besitzungen vermacht wurden, so büßte es auch die schönsten Vermächtnisse wieder ein, worüber frühere Artikel, die auf diesen Gegenstand sich beziehen, Auskunft geben. Seit der Entstehung dieses Hospizes finden wir keinen Zeitraum, in welchem die St. Bernhards-Chorherren sich nicht gezwungen sahen, den Wanderstab zu ergreifen, durch Berg und Thal zu reisen, und in Städten, Flecken und Dörfern bei wohlhabenden Familien von Thüre zu Thüre das Almosen einzusammeln. Die Päpste unterstützten die ausgesandten Sammler mit ihrem Ansehen, und stießen diese auf Hindernisse, so schritten sie kräftig ein und erhoben ihre Hirtenstimme.

Papst Klemens VII., als er in Beziers, in der Diözese Nîmogne, sich aufhielt, richtete eine Bulle an die Erzbischöfe und Bischöfe, an die Aebte und Prioren, Dekane und Archidiaconen, Pröpste, Erzpriester und an andere Kirchenvorsteher, in welcher er sagt: das Haus von St. Bernhard habe bittere Klagen in Betreff des Almosensammelns ihm vorgelegt, er habe dieselben geprüft, und er müsse seine Hirtenstimme erheben; „denn es gibt angestellte Priester“, sagt er, „welche

den Brüdern, die das Almosen für die Armen einsammeln, dieses Recht nicht gestatten wollen, das ihnen der apostolische Stuhl eingeräumt hat. Wenn diese zu ihnen kommen, so versagen sie ihnen die Aufnahme; und was noch schändlicher ist, sie jagen selbe von ihren Kirchen weg; da es doch ihre Pflicht wäre, diese wohlwollend und geduldig anzuhören und ihren Pfarrkindern zur Unterstützung bestens anzuempfehlen. Empörend ist ebenfalls, daß diese nämlichen Priester einen Theil des gesammelten Almosen unverschämter Weise für sich verlangen, ohne zu achten auf die Einsprachen ihrer Pfarrkinder und Wohlthäter, die feierlich dieses ungerechte Verfahren mißbilligen. Vor diesem heillosen Treiben dürfen Wir die Augen nicht schließen, und wie Unsere Vorfahren Innocenz und Alexander, seligen Andenkens, verordnen auch Wir, daß sie ihren untergeordneten Priestern unter Androhung der Kirchenstrafen befehlen, die erwähnten Brüder zu diesem Zwecke in ihren Kirchen predigen und die Liebesgaben sammeln zu lassen, und zwar ohne Widerspruch und ohne Erpressung des Gesammelten. . . . Ebenfalls haben Wir vernommen, daß einzelne Gaben, welche Wohlthäter in ihren Vermächtnissen zu Gunsten dieses Hauses vermachten, die Erben zu entrichten sich weigern.“ Der Papst setzte bei, die Befugten sollen diese zuerst an ihre Pflicht mahnen, ihnen den Betrag abfordern, und wenn dieses nichts nütze, über sie den Kirchenbann verhängen.

Ueberhaupt waren die Päpste große Gönner dieses Hauses und empfahlen die sammelnden Chorherren dem wohlthätigen Publikum an. Papst Innocenz III. ließ 1202 den Büßenden, welche den Religiosen auf dem St. Bernhard Almosen spenden oder diese beherbergen, den siebenten Theil der Bußzeit nach; und wenn ein Conventherr an

einem Orte sterbe, wo das Gotteshaus in der Kirchenzensur sei, so soll diese aufgehoben werden, um ihn, wenn er nicht selbst im Kirchenbanne, der kirchlichen Beerdigung nicht zu berauben. Zugleich fügte er bei: Wenn ein Mitglied des St. Bernhard seine Kunde macht zum Einsammeln der Liebesgaben, und er eine mit der Censur behaftete Kirche antrifft, so darf er einmal im Jahre das Interdikt aufheben, daselbst den Gottesdienst halten und predigen zu Gunsten der Sammlung von Liebesgaben. Diese Bulle bestätigten Klemens IV. (1269), Johann XXII. (1323) und Klemens VI. (1342). — Urban VI. legte das Verbot auf jene Kirchen, deren Verpfändeten einen Bettelmönch des St. Bernhard mißhandelten, mißhandeln ließen, oder die einen Theil des Almosen sich aneigneten. Er befahl, ihre Kirchen zu schließen, und sie nur bei der Ertheilung der Taufe und der Sterbsakramente zu öffnen. Papst Martin V. bewilligte den Wohlthätern des St. Bernhard, auf dem Todtette nach ihrem Belieben einen Beichtvater zu wählen, die er bevollmächte, von allen vorbehaltenen Fällen loszusprechen. — Sixtus IV. ertheilte den Wohlthätern dieses Gotteshauses die Erlaubniß, nach Belieben einen Beichtvater zu wählen, der sie einmal im Leben von den päpstlichen vorbehaltenen Fällen, und von den bischöflichen, so oft sie derer bedürfen, lossprechen konnte. Den Bischöfen aber gebot er unter der Strafe des Bannes, für die Ausstellung eines Bettelbriefes nicht mehr als eine Goldkrone zu fordern. — Papst Julius II. bestätigte alle Privilegien, die seine Vorgänger diesem Gotteshause ertheilt hatten, und er sprach über alle Personen jeden Standes und Ranges, die diese Freiheiten aufstreiten, den Bannfluch aus.

Allein nicht nur kirchliche, sondern auch weltlich gekrönte Häupter gestatteten das Almosen sammeln, und bereicherten das St. Bernhards-Hospiz mit erheblichen Schenkungen und Beiträgen. Kaiser Heinrich VI. nahm die Häuser des großen und kleinern St. Bernhard unter seinen Schutz und belegte Jeden, der einen von diesen Religiosen belästigte, mit einer Strafe von 10 Goldgulden. Der Römliche schenkte 1191 dem großen und kleinern St. Bernhard 20 Mark Silber, die sie jedes Jahr aus der Kaiser-Kasse beziehen konnten; seinen Angestellten gab er zu verstehen, daß Jeder, der die Auszahlung verzögere oder seinen Willen nicht erfülle, in seine Ungnade falle. — Heinrich, Graf von Troja, schenkte dem St. Bernhard den halben Theil der Abgaben vom Veintuche, das man in der Provinz verkaufte, wie auch sein herrliches Schloß von Corneisset mit allen Rechten und Zubehör. — Philipp von Savoyen begnügte sich nicht allein, das Hospiz unter seinen Schutz zu stellen, sondern er dehnte denselben auch auf die Angestellten dieses Hauses aus und verbot die Verhaftung dieser Knechte oder Dienstboten. — Der selige Herzog Amedeus IX., der bekannte Vater der Armen, befreite es von Steuern und Abgaben. — Amedeus III. gab ihm das Schloß von Verbun mit allem Zubehör. — Die hohe Regentin Christine von Frankreich, die mit ihrem königlichen Sohne eine Reise auf den St. Bernhard unternahm, bereicherte die Kirche mit einer schönen silbernen Lampe. — Der große Monarch Karl Emmanuel bestätigte diesem Hause alle frühern Freiheiten, und auch die Königin, als sie die Zügel des Reiches zur Hand genommen, zeigte sich großmüthig, und schenkte dem kleinern St. Bernhard das nöthige Salz. Ihr frommer Edelsinn, den sie gegen den heiligen

Bernhard und dessen Söhne bewährte, hat ihr ein bleibendes Denkmal gesetzt, und mit Recht nannte sie die christliche Welt: „Die Erhalterin und Biederde des Siegers und der Helden der Alpen.“

Unter die wohlthätigen Fürsten in neuern Zeiten, die das St. Bernhardsspital besonders unterstützten, Briefe zum Einsammeln des Almosens unterzeichneten, oder dem Spital namhafte Unterstützungen zukommen ließen, zähle ich 1731 Kaiser Karl VI. und 1743 Kaiser Karl VII., deren Beglaubigungsschreiben noch im Archiv des St. Bernhard aufbewahrt werden. — Frankreich, das überhaupt in Sammlungen für religiöse Zwecke sich auszeichnet, wollte nicht nachstehen; denn Ludwig XV. erneuerte 1732 mit dem Hospize die Verträge vorzüglicher Begünstigungen, und nahm es 1744 in der Kammer ausdrücklich unter seinen Schutz. Die Churfürsten und mehrere andere Fürsten, Prälaten und Regierungen des deutschen Reiches haben seit 1730 herrliche Beweise ihrer Freigebigkeit und Wohlgelegenheit zu erkennen gegeben. Auch die angrenzenden französischen Provinzen Lothringen, die ehemaligen dreizehn Orte der Eidgenossenschaft setzten ihre Almosen und Geschenke fast ununterbrochen fort, so daß man sich — wohl ein scheinbares Wunder der göttlichen Vorsehung — gar nicht erinnert, die Gastfreiheit sei aus Mangel an hinreichenden Lebensmitteln je unterbrochen oder irgend Jemanden verweigert worden.

Eine erwähnenswerthe Anerkennung gebührt auch der Regierung von Wallis, die beinahe zu allen Zeiten den St. Bernhard nicht nur in Schutz nahm, ihn von Abgaben und Zöllen befreite, sondern auch in Tagen der Noth aus den Staatseinkünften nach Kräften unterstützte. Sie ver-

wendete sich nicht selten bei Fürsten und Königen für das bedrängte Kloster, bat um Unterstützung bei den Höfen, und bei Einkünften des Vermögens legte sie Verwahr ein, oft aber vergeblich. Einige ihrer Glieder besuchten sogar das freundliche Hospiz, munterten die Geistlichen in ihrem mühsamen Berufe auf, und versicherten sie ihres Wohlwollens und Schutzes. Die edlen Familien von Sitten, Eiders, Leuf, Bisp, Brig, Martinach, St. Moriz und die Dörfer im Bezirk Entremont schlossen sich löblich der Landesbehörde an, und bezeigten ihre Wohlthätigkeit zur Unterstützung der Armen in bereitwilliger Opferwilligkeit.

Bevor ich diese Zeilen schliesse, melde ich noch von fünf Schweizerkantonen, die bis auf die neueste Zeit ihr Liebeswerk in reichlichem Maße fortsetzten, nämlich die Kantone Waadt, Genf, Freiburg, Neuenburg und Bern. Die Behörden dieser fünf Orte gestatteten den Konventherren des St. Bernhard das Almosen sammeln auf ihrem Gebiete unter Zusicherung des Schutzes, und legten selbst Beiträge bei, die sie dem Stifte zukommen ließen. Der Propst oder das Kapitel ernannten zwei Chorherren, die alle Jahre nach den genannten Kantonen wanderten, Einer nach der Waadt und Genf, der Andere nach Freiburg, Neuenburg und Bern. Beide kehrten oft vergnügt mit ergiebigen Sammlungen, allen Wohlthätern herzlich dankend, auf den Jupitersberg zurück, wo sie ihre Erlebnisse erzählten mit Vorweisung des Verzeichnisses der erheblichen Geber.¹⁾ Leider ist auch diese Quelle verjiegzt. In den ersten Vierziger-

¹⁾ In den Städten von Basel und Solothurn sammelten die Chorherren einmal in drei Jahren, in den übrigen Hauptorten der Kantone einmal in sechs Jahren, Tessin ausgenommen. Wallis und ein Theil von Faucigny machten ihre Beiträge in Gewäaren.

Jahren begann auch im Wallis der Neuerungssturm, der, wie gewöhnlich, gegen Kirche und Staat seine Fahnen hinstellt. Nachdem die sogenannten Jungschweizer 1844 bei Trient das Kürzere zogen, eiferten sie gegen den St. Bernhard und den Klerus überhaupt; das Echo tönte durch die Nachbarkantone, und St. Bernhard stellte im gleichen Jahre seine Sammlungen ein, vertrauend auf andere Wohlthäter.

So haben denn die Fürsten und wohlhabenden Familien in jeder Zeit ihre Freigebigkeit den Konventherren des Jupitersberges beurfundet, theils um ihnen für die schweren Dienste, in denen sie ihr Leben zubringen, zu danken, theils um die vielen Tausende, die da hin und her reisen, am Leben zu erhalten und zu erquickern. Sind sie deswegen ärmer geworden? Gewiß nicht! „Almosengeben verarmet nicht“ war ihr Sprichwort; und dabei erinnerten sie sich an die Worte der heiligen Schrift: „Wer den Armen gibt, dem wird nichts mangeln.“ Aber zugleich wußten sie, daß das Almosen von Sünden reinige; denn der Prophet Daniel sagte dem König Nabuchodonosor: „Mache dich los von deinen Sünden durch Almosen, von deinen Missethaten durch Barmherzigkeit gegen die Armen; so wird er vielleicht deine Sünden vergeben.“ Wir zweifeln nicht, daß viele Wohlthäter, die den St. Bernhardsberg unterstützten, dadurch den Himmel sich erkaufte. Nun, Leser dieser Zeilen, beherzige die Freigebigkeit unserer Vorahnen, und auch dir sage ich:

Befreunde dich, mein Freund,
Mit der Barmherzigkeit;
Sie ist die Pförtnerin
Am Thor der Seligkeit.

Großer Durchpaß über den St. Bernhard.

Schon in uralten Zeiten befand sich in den Schlünden des Jupitersberges ein Pfad, um über die penninischen Alpen von Gallien, Germanien und Helvetien aus nach Italien zu gelangen. Nach Titus Livius drangen im Jahre 390 vor Christus die Lingonier und Boyer hier durch nach Italien vor, um sich in Etrurien anzusiedeln. Im Jahre 218 gieng der Kartager Hannibal, ein geschworner Feind der Römer, über dieses Gebirg.¹⁾ Später Sertius, der die

¹⁾ Hannibal war mit einem großen Heere von 80,000 Mann Fußvolk und 10,000 Pferden und Elephanten aus Afrika nach Gallien und von da bis Martinach an die Drause gekommen. Sein Heer erschrock vor dem Uebergange der hohen Gebirge, er aber sprach ihm Muth ein in einer kräftigen Rede. Der Fluß war von häufigen Regengüssen angeschwollen; die Ueberreise gieng langsam vor sich und dauerte 15 Tage. Beim Uebergange verlor er viele Leute, Pferde und Elephanten; allein jenseits der Alpen ersetzte er den erlittenen Verlust, was Lucius Almentius, der von Hannibal gefangen worden, berichtet, welcher sagt, er habe von ihm selbst gehört, der Verlust, den er an Leuten, Pferden und Elephanten auf den Gebirgen erlitten, sei ihm jenseits der Alpen reichlich ersetzt werden. — Bestimmt sagt Titus Livius nicht, durch welchen Paß Hannibal die Alpen überstieg, doch deutet er auf den Jupitersberg und spricht von dem Fluß Durentia — Dranse, — die am St. Bernhard entspringt und bei Martinach in die Rhone mündet. Man hat allerhand Einwürfe in Betreff des Ueberganges Hannibals über den Jupitersberg vorgebracht; z. B.: er habe diesen Berg nicht gekannt, kein gangbarer Fußweg sei damals darüber gewesen, und in so kurzer Zeit hätte er nicht so große Dinge ausführen können, von denen Titus Livius meldet. Das sind Gründe ohne Beweise. Freilich kannte Hannibal

Gallier betriegte, dann Jabinus, der im Jahre 124 die Allobroger angriff. Durch diesen Paß zogen im Jahre 107 die Römer gegen die Cimbrer, Teutonen und Liguriner, die sich bei Portvalais und Villeneuve begegneten, und etwas später Decius Brutus, der den anwohnenden Barbaren auf Kopf einen Zehner zahlen mußte. Auf Befehl Julius Cäsars wurde 57 vor Christus eine Kunststraße angelegt, die der Kaiser Augustus, namentlich durch die Gründung von Aosta in bessere Aufnahme brachte.

Und wie viele Durchzüge sind nicht seit der gnadenreichen Geburt des Weltheilandes bekannt! Selbst der heilige Fürstapostel Petrus soll über diesen Berg gereist sein. St. Petersburg und die Bewohner des Bezirks

diesen Berg und dessen Passhöhe: waren nicht schon lange vor den Karthagern Heerestruppen über den Jupiterberg hin und her gegangen? Es mußte also nothwendig daselbst ein gangbarer Paß gewesen sein. Möglich ist, daß sein Bruder Hasdrubal eine Abtheilung von Truppen über den Mont Genis führte, aber nicht die große Armee. Ein anderer Umstand für Hannibals Uebergang über den Jupiterberg spricht, daß er Oberitalien unterworfen und Turin in Besitz genommen hatte, bevor ihm der römische Scivio entgegenrücken konnte. Diesen Beweis führt auch Lucius Florus an, der die Geschichte des Titus Livius in einem Foliobande beschrieb. Diesen Uebergang vertheidigen auch die Geschichtsschreiber Plinius, Gajus, Sempronius, Ammian, Marzellan und in neuerer Zeit die Gelehrten des Wallis, wie de Rivaz, Brigue, de Loges, Voccard und Andere, die überwiegendere Beweiskräfte anführen als Jene, die sich für den Uebergang des Mont Genis aussprechen. — Luilbrand, ein gelehrter Historiker des zehnten Jahrhunderts, hat bei Donaz, im Aostathal, die ganze Inschrift, auf einem Steine eingegraben, die den Uebergang Hannibals anzeigte, aufgefunden, welche mit den Worten beginnt: „Hannibals Uebergang“ — *Transitus Annibalis*. — Eine köstliche Auffindung, die seinen Uebergang verewigt und die Gegeneinwürfe entkräftet!

Entremont halten heute noch fest an dieser Ueberlieferung und bringen verschiedene Gründe an, durch die sie ihre Behauptung bekräftigen wollen; Gegenvorstellungen nehmen sie nicht an, sie werden vielmehr dadurch beleidigt. Unwahrscheinlich ist die Ueberlieferung nicht, doch liegen keine historische Beweise vor. — Der Heeresführer Aulus Cecinna, General des Vitellius, überschritt den 20. Hornung 59 nach Christus mit 30,000 Soldaten den Jupitersberg. Kaiser Konstantin verbesserte den Weg und ließ ihn mit Meilenzeigern versehen. Des Jahres 547 zog ein Heer der Lombarden, 773 eine Armee Karls des Großen unter seinem Oheim Bernhard, und 800 Karl selbst über den Jupitersberg. Er ließ die seit Augustus und Vespasian vernachlässigte Straße herstellen und kühne Brücken bauen. Jene außerhalb von St. Petersburg, die über die wilde Dranse führt, trägt jetzt noch seinen Namen.

Im Mittelalter reisten Kaiser, Könige, Kriegsheere, Päpste, Bischöfe und ganze Schaaren von Wallfahrern in zahlreichen Abtheilungen darüber. 1026 zogen der Kaiser Konrad II., die Könige Kanut der Große und Rudolf III. von Burgund über diesen Berg nach Mailand und Rom, 1034 eine Kriegsschaar unter Markgraf Bonifaz und Erzbischof von Mailand, und 1049 der heilige Papst Leo IX.¹⁾ Kaiser Heinrich IV. eilte 1077 im strengsten Winter durch das Wallis über den St. Bernhard nach Italien, um den

¹⁾ Wir finden noch andere Heilige, die über diesen Berg reisten, so Ambrosius, Erzbischof von Mailand; Morolus, Abt von Cluny, 973; Petrus, Erzbischof von Tarantaise; Robert I., Bischof von Poitiers, den die Sarazenen 931 bei Sembrand'er ermordeten, und endlich den heiligen Franz von Sales, als er in Chablais Missionen hielt.

Papst Gregor VII. in Canossa zu erreichen. Zu Wisflisburg in der Waadt traf der Bedrängte mit seinem kleinen Gefolge, der Gattin, dem jungen Heinrich und einem Diener, die Wittve des Grafen Otto von Champagne, Adelheid von Susa. Zahllose Gefahren bot die Bergreise bei rauhem Winter dar. Nur mit großer Mühe wurde die Paßhöhe erreicht; größere Gefahr jedoch war auf der Seite gegen Italien zu bestehen. Die Kaiserin und ihre Begleiterinnen wurden in Rinderhäute gewickelt und über die steilen Eisfelder hinuntergeschleift, wobei die meisten Pferde zu Grunde giengen. Von Wisflisburg bis Canossa dauerte die Reise vom 10. bis 20. Jänner. Im Jahre 1106 überschritten die Kriegsheere Friedrichs des Rothbärtigen unter Berchtold IV. von Zähringen, 1475 Hülfsstruppen im Burgunderkriege für Karl den Kühnen, und 1500 eine Anzahl von 24,000 Schweizeröldnern diesen gefahrvollen Alpenweg.

Auch in neuern Zeiten ist der Uebergang über den St. Bernhard durch erstaunliche Truppenmassen berühmt worden. 1799 giengen mehrere österreichische Abtheilungen vorbei, von denen das Hospiz 600 Mann auf vier Monate lang zur Besatzung hatte. 1800 zog eine französische Armee von 30,000 Mann unter Napoleon I. zum berühmten Siege von Marengo, im Ganzen nach und nach 150,000 Franzosen. Dieser Uebergang wurde vielfach bewundert. Weder Oesterreich noch England wollten anfänglich diesem Gerüchte Glauben beimessen; man spottete in Wien und London darüber, und doch hatte der französische Consul die ganze Armee mit allem Gepäcke in sechs Tagen hinübergeschafft. Er traf die gehörigen Anordnungen mit solcher Umsicht, daß die sämtliche Artillerie ohne Aufenthalt voranschritt. Während der ganzen Dauer des Ueberganges ließ sich die

Musik der Regimenter hören, und an schwierigen Stellen flüchte der Sturmarsch den Soldaten neues Feuer ein. Den 16. Mai übernachtete er noch in der Abtei von St. Moritz, ließ dann die ganze Armee in Bewegung setzen, welcher er zuletzt folgte in der Begleitung eines starken Bergmannes. Beim Hospiz wurde Napoleon von den Konventherren großartig empfangen, er bewährte sich später erkenntlich dafür. Mit größerer Mühe gieng der Kriegszug auf der italienischen Seite hinunter; das Hinabsteigen war für die Pferde weit beschwerlicher, als das Hinaufklimmen. Bonaparte ließ sich über eine beinahe senkrechte Felsenwand in einem Bergschlitten hinabfahren; aber leicht hätte auch dieser kühne Ritt die gefährlichsten Folgen für ihn haben können, wenn nicht die Vorsehung die Sache anders gewendet hätte. Er begegnete dem österreichischen Oberlieutenant Lebreux aus Brüssel, der Nachrichten einzuziehen sollte, ob die Franzosen in Wirklichkeit den Jupitersberg überstiegen hätten. Mit 40 Mann begegnete er dem französischen Führer, der nur einige Mannen in seiner Begleitung hatte. Er wußte durch allerhand Fragen den Offizier hinzuhalten, und verhinderte so seine Gefangennehmung bis zur Ankunft seines Heeres. Diese Unterredung haben die Franzosen ausführlich beschrieben. — Aus dem bisher Gesagten geht deutlich hervor, wie von jeher der große St. Bernhard als ein höchst wichtiger Durchpaß gebraucht wurde, und daß kaum ein Berg in frühern Jahrhunderten so viele Wanderer aufgenommen als dieser.

Verschiedene Nachträge betreffend den großen St. Bernhardsberg.

Wenn wir bis dahin manche Notizen über die innere und äußere Einrichtung dieses Gotteshauses anführten, so gibt es dennoch verschiedene Zweige, die nur unter allgemeinen Erwähnungen ihre Stelle vertreten. Die Beamten des Hospizes heißen: Propst, Prior, Novizenmeister, Sakristan, Krankenwärter, Almosenvertheiler, Kleiderbesorger, Schlüsselverwahrer, Generalschaffner, Bibliothekar, Professor der Theologie — zuweilen der Rhetorik und Philosophie — und Archivist. Den Propst erwählt das Kapitel auf Lebenslänge; er hängt von dem apostolischen Sendboten in Luzern ab. Seine Ehrenzeichen sind: der Hirtenstab, die Mitra, das Brustkreuz, der Ring, die Schlinge, das Schultermännelchen u. s. w., kurz: die Kleidung ist nach der Form der ehemals an der Kathedrale St. Maria in Aosta angestellten Chorherren. Im Kapitel hat er nur eine Stimme, kann aber noch für zwei andere abwesende Chorherren, die ihn beauftragten, stimmen, wenn ihre Abwesenheit aus Gründen entschuldigt ist. Meistens wohnt er auf dem St. Bernhard, zuweilen in Martinach und im Sommer einige Wochen auf dem Simplon; auch besucht er die auf den Pfründen angestellten Chorherren. Nach den Vorschriften des Konzils von Trient speiset er mit seinen Mitbrüdern; hält er sich in Martinach auf, so wohnt und nimmt er Kost in dem zum St. Bernhard gehörigen Hause, das in der Nähe des Priorates sich befindet. Die Chor-

herren ernennt er auf die Pfründen; stirbt Einer, so sorgt er für einen Nachfolger; oder ist einer krank, so muß er die Aushülfe bestellen.

Der Prior des Hospizes ist der Erste nach dem Propst und beschäftigt sich mit den Angelegenheiten des Gotteshauses, vertheilt die leiblichen und geistlichen Arbeiten unter die Chorherren nach Umständen, und die Untergeordneten erfüllen pünktlich seinen Willen, eingedenk ihrer Gelübde und des Versprechens, den Obern unbedingt zu gehorsamen. Im Chor hat er seinen eigenen Stuhl. Seitdem der Propst den Krummstab führt, überläßt er dem Prior den Archidiaconstab. Seine Amtszeit dauert gewöhnlich drei Jahre, er kann aber wieder bestätigt werden, was zuweilen, jedoch nicht oft, geschieht. Niemand kann ihn abrufen, als der Propst allein, und bei dessen Tode wird er Kapitelsvikar, und er ist ermächtigt, Novizen aufzunehmen und dieselben zur Gelübdsablegung zuzulassen. Ebenfalls steht die Kleiderkammer unter seiner Aufsicht und er besorgt die Anschaffung der Kleider. — Der Novizenmeister wird auch Kantor genannt; dieser unterrichtet die Eintretenden im Gesange, in den Ordensgebräuchen und leitet sie in das religiöse Leben ein. In den Erholungsstunden ist er mit ihnen und führt sie bei günstiger Witterung auch in's Freie hinaus. — Der Sakristan besorgt die heiligen Gefässe und die Kirchenkleider, hält in der Sakristei reinliche Ordnung, und hilft seine Mitbrüder und Weltgeistlichen an- und auskleiden. — Der Krankenwärter führt die Aufsicht über die Zimmer, die für die Kranken bestimmt sind, trägt Sorge für die Reinlichkeit der Leintücher, hat die Apotheke unter sich, bereitet die Arzneien zu, bedient die Erfrorenen, Kranken und steht den Sterbenden helfend, belehrend, ermahmend und tröstend bei. —

Der Almosener empfängt die gemeinen Reisenden und die Touristen, weist ihnen die für sie bestimmten Zimmer an, und sorgt für ihre Kost und Bette. — Der Claviger oder Schlüsselverwahrer beschäftigt sich mit der Anschaffung der nöthigen Lebensmittel und ist zugleich Kellermeister; er empfängt die höhern Reisenden und unterhält sie. Nebst ihm gibt es noch drei andere Schlüsselverwahrer; es sind diese der Propst, der Prior und der Sakristan. Diese werden nicht vom Kapitel gewählt, sondern sie haben ihre Schlüsselgewalt kraft des Amtes, welches sie bekleiden. Jeder von diesen Vieren bewahrt den Schlüssel bei sich, der zur Oeffnung des Archivlokals dient, worin die Kostbarkeiten hinterlegt sind. Will man dieses öffnen, so muß jeder von diesen Vieren mit seinem Schlüssel erscheinen, sonst kann es nicht geöffnet werden. Im Falle, daß Einer abwesend ist, so hinterlegt er den Schlüssel bei einem andern Chorherrn. Schon in ältern Zeiten hatte dieses Haus vier Schlüsselverwahrer; diese bilden den kleinen Senat, und entscheiden in wichtigen Fällen, die etwa sich zutragen. — Der Bibliothekar ist der Verwalter der Bücherkammer, ordnet die Bücher und Schriften, führt ein treues Verzeichniß derselben und reinigt die Bücher vom Staube. — Der Professor der Theologie lehrt die verschiedenen Fächer der Gottesgelehrtheit, und die Zöglinge werden darin gut unterrichtet, der Beweis hievon liegt darin, daß sie überhaupt ihre Prüfungen befriedigend bestehen. — Der Archivist besorgt das Lokal, in welchem die Urkunden, die Briefe, die päpstlichen Bullen und Breven, die Staatsschreiben, die pergamentenen Schriften, die verschiedenen Notizen, die auf ihr Haus oder auf ihre Besitzungen sich beziehen, aufbewahrt werden. Er allein hat den Zutritt zum Archiv, darf

aber Niemand in dasselbe führen ohne besondere Bewilligung, und ebenfalls ist ihm verboten, etwas auszulehnen.

Alle Jahre halten die Chorherren am Feste des heil. Augustin das Kapitel auf dem großen St. Bernhard, wozu alle Ausgeschten, die nicht rechtmäßig verhindert, zu erscheinen verbunden sind. Der Propst leitet gewöhnlich das Kapitel, und in seiner Abwesenheit der Prior des Hospizes. Das Kapitel kann auch nach Umständen an einen andern Ort zusammenberufen werden, was 1865 der Fall war, als der jetzige Propst in Martinach gewählt wurde. Im Kapitel werden die verschiedenen Angelegenheiten besprochen, geordnet und die Verletzungen der Chorherren vorgenommen.

Seit 1858 halten sich die Chorherren, wie andere Orden beiderlei Geschlechts, an die neuen päpstlichen Verordnungen; die Novizen entrichten nach einem Jahre die einfachen und drei Jahre darauf die feierlichen Gelübde. Wir haben früher gesehen, wie form- und inhaltslos die Profession unter den Comthurpröpsten lautete, und als Belege dafür auch einige Mönsterchen angeführt. Jetzt ist die Form kirchlich und schön. Sie heißt wörtlich: „Allmächtiger, ewiger Gott! Ich N. . . ., der Ableger der einfachen Gelübde der berühmten Propstei und Kongregation des St. Nikolaus- und St. Bernhardsberges und der Jupiterssäule, des Ordens der regulirten Augustin-Chorherren, kniee, auf die Erde geworfen, vor dem Altare der Kirche N. . . ., mit aufgehobenen Händen, nicht durch Gewalt oder Furcht, sondern durch göttliche Einflößung ermuntert, wiewohl vor Deinem göttlichen Angefichte vielfach unwürdig, vertrauend jedoch auf Deine Liebe und unendliche Barmherzigkeit, fest entschlossen, Dir inbrünstig zu dienen, verspreche ich feierlich und öffentlich, gelobe und schwöre Dir,

allmächtiger Gott! das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams in die Hände des vor mir stehenden hochwürdigsten Propstes, dem Vorsteher der genannten Propstei; ihm verspreche ich Gehorsam, wie auch seinen Nachfolgern, die kanonisch eintreten nach der Regel der regulirten Chorherren des heil. Augustin und den Statuten dieser Propstei. Mehr verspreche ich und schwöre, den Nutzen und das Wachsthum dieses frommen Hauses zu fördern, ständiges Bleiben an diesem oder an einem ihm zugehörigen Orte, nie die Geheimnisse des Kapitels zu offenbaren, die Konstitutionen oder ältern Verordnungen, herausgegeben von Seiner Eminenz dem Kardinal Johann, zu beobachten, nichts zu reden oder zu thun gegen das genannte fromme Haus oder gegen den hochwürdigsten Propst; und dieß verspreche und gelobe ich in die Hände dieses Propstes, und zum Zeichen eines wahren Religiösen und des Gehorsams habe ich Vorgenannter und Unterzeichner dessen beide Daumen demüthig geküßt, wie auch diese heiligen Gottes-Evangelien. So helfe mir Gott! Von Deiner allgemeinen Güte und Milde also, ewiger Gott! bitte ich demüthig, durch das Blut Jesu Christi, Du wollest dieses Opfer in süßem Geruche annehmen und auch zu diesem Wunsche, Opfer und Darbringung Deinen reichlichen Segen verleihen. Amen." — Darauf unterzeichnet der Profesß, dann der Propst mit zwei andern Zeugen; die Unterschrift wird mit einer angezündeten Kerze auf den Altar gelegt. Auch während der Ablegung der Profession hält der Gelübdeableger eine brennende Kerze in der Hand.

Die Kleidung der Chorherren ist gleich jener der Weltgeistlichen. Die regulirten Augustiner-Chorherren trugen ehemals ein weißes Chorhemd nicht nur im Chor, sondern

auch außer demselben; jetzt aber tragen die St. Bernhardsherren über ihren schwarzen Leibrock ein weißes Band, welches das ehemalige Chorhemd darstellt. Nach einer päpstlichen Bewilligung von 1484 hatte dieses Band vier Finger in der Breite, jetzt aber tragen sie es schmaler. — Ein eigenes Sigill führte der große St. Bernhard nie; die meisten Pröpste setzten das Wappen ihrer Familien bei, von denen sie abstammten. Das Sigill des Kapitels ist verschieden von jenem des Propstes oder des Hospizes. Ersteres führt die Bilder der Schutzheiligen des Berges, nämlich St. Nikolaus und St. Bernhard; letzteres zwei silberne Säulen auf zwei Bergen in himmelblauem Felde. Ob den Säulen glänzt ein goldener Stern und in Mitte derselben ein rothes Herz. Diese zwei Säulen stellen den großen und kleinern St. Bernhardsberg dar.

48.

Neueste Verurtheilung des Einkommens.

Die vielen Verurtheilungen, welche der St. Bernhard durch Entziehung seiner Stiftungen und Güter in den Zeitläufen erlitt, hatten denselben tief erschüttert; allein eine weit größere Gefahr bedrohte seine gänzliche Vernichtung in neuester Zeit, deren Stürme nicht schadlos daran vorüberbrausten, eben weil die Stiftung reich war und darum Anziehungskraft hatte. Im Jahre 1847 war der bekannte Sonderbundskrieg, in Folge dessen nach dem Einzuge der Eidgenossen in's Wallis die gesetzliche Regierung der Gewalt und den Bajonetten weichen mußte. Eine kleine Volksversammlung —

Jungschweizer — in Sitten faßte am 2. Christmonat folgenden Beschluß: „Die Kosten des Krieges und der politischen Ereigniffe von 1844 an, und der Ersatz des Schadens, der daraus erfolgt ist, werden so viel möglich den Klöstern, den religiösen Körperschaften und den geistlichen und weltlichen Personen, welche dazu Anlaß gegeben haben, auferlegt.“ Am 9. desselben Monats machte die jungschweizerisch gewählte Regierung von dieser Verfügung auch Anwendung auf das Hospiz des St. Bernhardsberges, obgleich sich dieses fortwährend gegen die Beschuldigung, um die es sich handelte, verwahrt hatte, und genannte Regierung belegte das Hospiz mit einer Kriegssteuer von 114,285 Franken, auf Abschlag der allgemeinen Theilung der Kriegskosten, welche ferner gemacht werden könnte.

Begreiflich weigerte sich der Propst im Namen des Stiftes, diese übermäßige Forderung zu bezahlen, und verwahrte sich feierlich, wofür das Hospiz im Jänner und wieder im Hornung 1848 militärische Besatzungen erhielt, die nach Willkür walteten und viele Unfugen sich erlaubten.¹⁾ Der Propst wandte sich an die Tagsatzung, die ihn

¹⁾ Die Konventsherren des St. Bernhard täuschten sich über die Folgen des Sonderbundskrieges nicht, und brachten bei Zeiten das Archiv, die köstlichen Kirchenornate und die werthvollern Sachen in Sicherheit. Der Propst und andere Oberherren wollten die Ankunft ihrer Feinde nicht erwarten und giengen in das Kastthal hinab; Andere blieben zurück und machten sich auf den baldigen Besuch gefaßt, der noch im Christmonat 1847 erfolgte. Es waren nicht Eidgenossen, sondern Leute aus Entremont, Martinach und andern Bezirken; also Walliser trieben die ersten Unfugen auf dem St. Bernhard, sie öffneten den Eidgenossen den Weg zu irätern Ausschweifungen. Die Angesehensten des Hauses empfingen sie befruchtigend, füllten ihren Wagen mit Speise und Getränken; aber damit beschwichtigten sie ihren Muthwillen nicht. Das Hospiz wurde streng durchsucht und

abwies, und an den heiligen Vater der Christenheit, der sein Benehmen lobte; allein Armeen hatte er zur Vertheidigung seiner heiligen Sache nicht. Die Regierung von Wallis sandte Kommissäre auf den Berg, mit dem Auftrage, Gewalt anzuwenden; sie selbst aber sandte kein Glied aus ihrer Mitte. Der Große Rath fuhr in seinen Beschlüssen fort. Den 29. Jänner 1848 erschien ein Dekret, dem ich Folgendes enthebe: 1) Die Verwalter der Häuser von St. Bernhard und Simplon sind gehalten, den Stand ihres Vermögens und den Bericht ihrer Verwaltung seit den letzten zehn Jahren vorzulegen.¹⁾ Der Ueberschuß des Einkommens wird zur Zahlung der Staatsschuld und dann zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts verwendet

die verschiedenen Pforten geöffnet. In einem Schafte wurden mehrere Zuckerhüte gefunden. Welch' eine willkommene Entdeckung! „Wir wollen tanzen und dabei süßen, warmen Wein trinken“, riefen die Sinen; Andere klagten über den Abgang des Weibervolkes, das sie nicht entbehren wollten. Da liefen Einige nach St. Petersburg hinab, und sie fanden daselbst eine Zahl von Geschöpfen, die willig der Einladung folgten. Leider giebt es Töchter, welche die weibliche Würde und ihren Stand entehren, und in politischen Wirren eine feltjame Rolle spielen; Töchter, sage ich, die zu anderer Zeit fromm thun und oft noch ein religiöses Leben vorschützen. In solchen Umständen aber lernt man sie kennen, denn sie ziehen ihre Larve ab. — Indessen hatten die Dienstboten des Hauses das Vorhaben der ungeladenen Gäste erfahren, und sie flüchteten mit den Zuckerhüten über die Grenzen. Der Ball gieng unter Schmaus und Braus vor sich; der Wein wollte aber nicht süß werden.

¹⁾ Hier habe ich zu bemerken: Das Hospiz von St. Bernhard war nie gehalten, seine Rechnungen vorzuweisen, und laut dem frühern Vertrage mit der Regierung von Wallis auch jenes von Simplon nicht. Die acht Pfarreien St. Petersburg, Livdes, Drstieres, Sembrancher, Bovernier, Bouveri, Martinach und Leis, welche durch die Chorherren versehen werden, fallen im Unterhalte ebenfalls dem Hospiz zur Last.

werden. 2) Sie werden alljährlich dem Staate Rechenschaft von ihrem Haushalte ablegen. 3) Sollten sie sich diesen Verfügungen nicht unterziehen, so wird der Staat auf Mittel denken, die Gastfreundschaft durch andere Religiosen ausüben zu lassen. 4) „Wenn das Haus von St. Bernhard in acht Tagen die verlangten Schriften und Ausweise nicht liefert, so wird die vollziehende Gewalt alles Vermögen, das dieses Institut in der Waadt besitzt, wie auch einen Theil in Wallis nutzbar machen. 5) Die beweglichen und unbeweglichen Güter, welche die Pfarrpfünde bilden, deren Verleiher dem Konvent von St. Bernhard zukam, werden als Eigenthum der Gemeinden, wo sie liegen, erklärt.“

Gegen diese Unbilden und widerrechtlichen Verfügungen erließ Herr Propst Franz Benjamin Gilliez einen feierlichen Protest im Angesichte der christlichen Regierungen und Völker Europa's. „Der große St. Bernhard“, heißt es darin, „sei vor neun Jahrhunderten ein schrecklicher Wohnsitz von Götzendienern und Räubern gewesen; da habe ein Held der christlichen Liebe diese Räuberhöhle erstiegen, die Götzbilder und den Teufelsdienst zerstört, auf den Ruinen des Tempels des Jupiters Penninus das heilige Kreuz aufgepflanzt und ein Hospiz gegründet, um darin den Pilgern und Reisenden jedes Standes und Alters gegen Unwetter und Mißhandlung Schutz zu gewähren. — Dieses herrliche Denkmal des heiligen Bernhard von Menthon habe seit dem zehnten Jahrhundert seine Wirksamkeit keinen Augenblick unterbrochen; Ordensgeistliche hätten immer den Dienst Gottes und der Nächstenliebe versehen; Reiche und Staaten seien mittlerweile gefallen, Anstalten der Menschen, die ewiger Dauer sich zu erfreuen schienen, seien verschwunden, das Hospiz auf dem großen St. Bernhard aber habe immer

fortbestanden. Selbst Napoleon, sonst so rücksichtslos gegen die Klöster, habe dasselbe hochgeachtet, und junge Leute, die dort dem Dienste der Gastfreundschaft und Nächstenliebe sich widmen wollten, vom Kriegsdienste befreit. Nur unserer Zeit sei es vorbehalten gewesen, an dieses allgemeine Gasthaus aller Nationen und Religionen räuberische Hand anzulegen. Die eidgenössischen Kommissäre, die Herren Druey aus der Waadt, Franchini aus Tessin, Drei von Baselland und Delarageaz ebenfalls aus der Waadt, errötheten nicht, den ihnen gewordenen Auftrag mit Strenge durchzuführen. Sie erstiegen den Berg, die Thüren wurden mit Beilen gesprengt, die Schlösser mit Dietrichen geöffnet. Das gleiche Verfahren sei auch im Hause zu Martinach angewendet worden, wo die franken und die altersschwachen Ordensbrüder lagen. Der bitterste Hohn habe sich dieser Verfolgung beigefügt. Die Regierungskommissäre hätten sich nicht geschämt, den Chorherren zu sagen, man werde sie weder wegzagen, noch hindern, Gastfreundschaft zu üben, nachdem man doch die Anstalt durch Geldauflagen und Naturallieferungen erdrückt habe. . . .“ „Wir machen“, so endet das merkwürdige Aktenstück ¹⁾, „die Art und Weise

¹⁾ Dieses Aktenstück, welches 1849 in Aosta erschien, und das der Propst Killiez den 13. Hernung unterzeichnete, erregte an den Höfen Europa's nicht geringes Aufsehen. Darin wird gemeldet, daß Papst Adrian IV. über achtzig Fürstentümern aufzählte, die dem St. Bernhard zugehörten, und die in den verschiedenen Staaten, wie in Frankreich, Italien, Deutschland und England, lagen. Auch werden die Verführte angeführt, die dieses Haus in den Zeiten erlitt. Man glaubte immer noch, St. Bernhard sei reich; jetzt giengen den Fürsten und Königen die Augen auf, und sie dachten ernstlich daran, das bedrängte Haus zu unterstützen. Die Reichen und Adelligen, die seither über den St. Bernhard reisten, haben ihre Börsen geöffnet, und bis auf den heutigen Tag fließen bedeutende Gaben. Wenn dieß nicht der Fall wäre, so hätte das Hospiz seine Gastfreundschaft einstellen müssen.

dieser widerrechtlichen Verdrängung aus dem Besitze öffentlich bekannt, damit Europa die Leute, die gegenwärtig im Wallis regieren, kennen und nach Gebühr beurtheilen lerne.“

Wie mit den Gütern des St. Bernhard, so verfuhr man auch mit jenen des Bischofs und des Domkapitels. Dieses ungerechte Verfahren zeichnet passend Herr Barndt in einem Gespräche zwischen Finsterniß und Licht:

Finsterniß: Mehr Scheu vor dem, was heilig ist,
Besitzt der Hottentotte,
Als heutzutage der Namenschrist
Vor seinem Herrn und Gotte.
Fast giebt es gar kein Kapellchen mehr
Und keine Kirch' im Lande,
Die nicht gebrandschatzt werden wä'
Von freier Diebeshande.

Licht: Hör' auf, du dunkler Feind des Lichts,
So dumm zu raisonniren;
Die Diebe thun ja weiter nichts
Als — säkularisiren.

49.

Fortsetzung.

Inzwischen nahm die Regierung Besitz von allen Gütern, die in der Waadt lagen, sowie vom größten Theile jener, die im Wallis sich befanden; befahl allen Schuldnern des Hauses St. Bernhard, auf welche Titel es sei, innerthalb acht Tagen ihr Sollen in die Hände des betreffenden Bezirkspräfecten zu hinterlegen; — jedem Schuldner von Titeln, beweglichen Dingen oder Lebensmitteln oder andern

Gegenständen, dem nämlichen Beamten und in der gleichen Frist davon die Anzeige zu machen, und erklärte jede Zahlung, die ohne Genehmigung der Regierung dem Hospiz oder dessen Ermächtigten gemacht würde, als ungültig.

Das bedrängte Hospiz wußte in diesen Umständen kein geeigneteres Mittel, als mit dem Staat in Unterhandlung zu treten, und es bestellte den Herrn Clet, der die Leitung der Dinge in seinem Namen führte. Wirklich fanden solche in Beisein des französischen Gesandten den 1. Weinmonat 1850 in Sitten statt; der Große Rath genehmigte in seiner Wintermonatsitzung die ersten Anknüpfungen und stellte die gegen das Hospiz erlassenen Beschlüsse ein; aber gegen alle Erwartung setzte noch in selbem Jahre der Regierungsrath einige Güter, die dem St. Bernhard angehörten, zum Verkaufe aus. Herr Clet, Bevollmächtigter der Konventsherren in den beiden Hospizen, sandte an die Kantonsbehörde folgende Rechtsverwahrung ein:

„Der Bestand des Stiftes von St. Bernhard fand sich bedroht durch die strengen Maßregeln, die gegen dasselbe in Folge eines Zwistes mit der Regierung von Wallis von Seite letzterer getroffen wurden. Um diese leidige Frage zu lösen, und um dieses Spital, das der Menschheit so wichtige Dienste erweist, vor dem gewissen Untergange zu retten, wurden in Sitten 1850 zwischen dem Staatsrath von Wallis und dem unterzeichneten Bevollmächtigten Unterhandlungen eröffnet. Dieselben fanden auf Verlangen und unter der Aufsicht der französischen Regierung statt, welche, in Betracht des innigen Schutz- und Wohlthätigkeitsverhältnisses, das zwischen Frankreich und dem großen St. Bernhard besteht, mit seiner Vermittelung dazwischen trat. — Der Große Rath, als die gesetzgebende Behörde, vor welchen

die Angelegenheit gebracht wurde, hat in seiner Wintermonatsſitzung nicht nur die Anknüpfung und den Erfolg der gegenseitigen Berathungen gebilligt, sondern auch die Wirkung der wider das Hospiz erlassenen Beschlüsse eingestellt. — Gegen alle Erwartung nun, und im Augenblicke, wo die höchste Gewalt ihre verfassungsmäßigen Befugnisse erschöpfte, um eine für die so wichtigen Interessen genügende Lösung zu begünstigen, machte der Staatsrath eine solche Lösung unmöglich, indem derselbe die Grundlage jeder Unterhandlung mißachtete.“

„Den 17. Wintermonat 1850, in Mitte der Verhandlungen, als der Unterzeichnete voll Vertrauen und im versöhnenden Geiste eine Uebereinkunft herbeizuführen suchte, im Augenblicke, wo der Rathschlag hauptsächlich um den Eigenthumspunkt der zur Gastfreiheit aus christlicher Liebe vergabten Grundgüter sich drehte, setzte der Staatsrath dieselben Grundgüter, ohne den Unterzogenen einzuberichten, zum Verkaufe aus. Er hat dieselben sodann wirklich verkauft, keine Rechnung tragend den dringenden an ihn gerichteten Einsprüchen, als öffentliche Gerüchte den Unterzeichneten wahrnehmen ließen, daß die geheiligte Uebergabe, die ihm in seiner Eigenschaft als Unterhandelnder anvertraut worden, ihm entrißen werden sollte. Die Regierung von Wallis hat durch diese unkluge Handlungsweise, die sie angenommen, und die doch durch Dazwischentunft einer befreundeten Regierung günstig eingeleitet worden, jedes weitere gütliche Fortschreiten unmöglich gemacht. Der Unterzogene hoffte, daß, wenn er den Staatsrath auf das Gewicht der gewaltfamen Maßregel, die nicht vorgeschrieben und durch nichts gerechtfertigt war, aufmerksam mache, dieser dieselbe dann zurückziehen werde; aber achtmonatliche Ein-

sprüche und selbst Bitten von seiner Seite, und von hochgestellten Personen gemachte Einwendungen haben fehlgeschlagen; noch mehr, der Staatsrath hat schließlich die Guttheißung dieser Verkäufe ertheilt. Da nun derselbe die Käufer vom 17. Wintermonat in Besitz dieser Güter gesetzt hat, welche Güter übrigens durch die Einsprüche des heiligen Stuhles und des hochwürdigen Propstes vom großen St. Bernhard verwahrt sind; der Unterzeichnete alle Mittel angewendet hat, um die Widerrufung solch' einer verderblichen Maßregel zu erwirken, so findet er sich in der traurigen Nothwendigkeit, die äußerste Gefahr aufzudecken, welcher diese berühmte Stiftung unfehlbar entgegengeht, und die volle Verantwortlichkeit dieser Gefahr auf die wahren Urheber derselben zu legen. Zudem der Unterzeichnete der öffentlichen Meinung die Ursachen unterbreitet, welche die Abbrechung der Unterhandlungen herbeigeführt haben, erachtet er es als Pflicht, die Erwerber von Gütern, die dem St. Bernhard angehört haben, auf die Wichtigkeit des Kaufes aufmerksam zu machen."

„Der Unterzogene, als Abgeordneter bei den Berathungen in Sitten handelnd, verwahrt sich feierlich gegen die vom Staatsrathe zum Nachtheil des großen St. Bernhard in den Bezirken der Gemeinden Martinach, Fulli und Sundis den 17. Wintermonat 1850 veranstalteten Steigerungen, weil dieselben dem natürlichen und dem Völkerrechte zuwider sind. Er erklärt, daß dieser radikale Uebergriff nichtig und ohne Wirkung sei. In seiner Eigenschaft als besonderer und allgemeiner Bevollmächtigter dieses Hauses warnt derselbe, auf daß Niemand in Zukunft als rechtmäßiger Erwerber der durch christliche Mildthätigkeit, namentlich Frankreichs, vergabten Güter sich ansehen könne, und

daß von ihm unterm 16. Wintermonat 1850 eine Rechtsverwahrung an die Regierung von Wallis ergangen sei, worin es wörtlich heißt: „„Wenn der Staatsrath meine Begehren und Bemerkungen übergeht, wenn er den angekündigten Versteigerungen Folge gibt, so erkläre ich Ihnen, meine Herren! daß ich gegen diese Käufe Protest einlege und ihnen jede Gültigkeit abspreche.““ — Noch fügte er bei: „„Bei Veröffentlichung dieser Verwahrungen erklärt der Unterzeichnete zudem, daß die unrechtmäßigen Käufer und Verkäufer der dem großen St. Bernhard angehörigen Grundstücke durch alle rechtlichen Mittel werden verfolgt werden und daß auf ihr persönliches Vermögen in soweit gegriffen werden wird, um dem Hospiz den Schaden zu ersetzen, den es erlitten hat.““

Als der Propst von diesem Aktenstücke Kenntniß erhielt, sandte er am 20. Weinmonat 1851 von St. Oyen aus nachstehende Erklärung ein: „„Indem wir Kenntniß genommen haben von einer durch Herrn Clet gemachten begründeten Verwahrung gegen gewisse vom Staatsrathe herrührende Handlungen, und nachdem unsere Genehmigung nachgesucht worden ist für die Verwahrung, welche Herr Clet in seiner Eigenschaft als besonderer und allgemeiner Bevollmächtigter des Hospizes vom großen St. Bernhard und vom Simplon gestellt hat: Bestätigen und anerkennen wir die besagten Rechtsverwahrungen, betreffend die Grundgüter, welche, obgleich zufolge der heiligen Rechte dem St. Bernhard angehörig, demselben vom Staatsrathe entrisen und verkauft worden sind. Wir selbst verwahren uns feierlich gegen diese Verkäufe, wie wir gegen die frühern Protest eingelegt haben und noch einlegen, so daß hiemit gegen alle feindseligen Maßregeln wider die Rechtenamen unserer Propstei

und unserer Kongregation, sowohl in den Pfrundgütern als in jenen, die bloß der Barmherzigkeit zu Gebote stehen sollen, feierliche Verwahrung eingelegt wird. Wir bestätigen und anerkennen übrigens, wenn vonnöthen, ohne Beschränkung, alle von Herrn Clet gethanen Schritte, und wir ergreifen diese Gelegenheit, um öffentlich zu erklären, daß Herr Clet mit unsern Angelegenheiten beauftragt ist, daß er die Vollmachten zufolge eines Schlusses ausübt, den wir, der Propst und die Mitglieder der Kongregation der Ordensgeistlichen vom großen St. Bernhard und vom Simplon, in unserer Kapitelsversammlung gefaßt haben.“¹⁾

Alle diese Proteste wurden im Staatsrath wenig berücksichtigt; man legte sie bei Seite und fuhr fort, weitere Verkäufe zu bewerkstelligen. Herr Clet erfuhr die neuen Uebergriffe in das Vermögen des St. Bernhard, und von Paris aus richtete er den 28. Hornung 1852 an den Staatsrath folgendes Schreiben: „Ich erfahre Ihren Beschluß, der auf den 7. März nächsthin die dem Hospiz des großen St. Bernhard weggenommenen unbeweglichen Güter einer öffentlichen Steigerung aussetzt. Diese Güter sind durch ihren Ursprung unantastbar; ich lege deßhalb Verwahr gegen den Verkauf, und ich erinnere den Staatsrath an die Verwahrungen, die vom heiligen Vater in Rom, dem hochwürdigen Propst von St. Bernhard und von den Wohlthätern des Spitals bereits ausgegangen sind. Die ersten Aeußerungen, die ich bei der durch die Sympathie

¹⁾ Herr Propst Milliez war ein fester, gerader Mann, der sich warm seines Stiftes annahm; in seinen Ansichten aber war er unbengiam; und man behauptet, daß, wenn er gleich anfänglich, wie die Abtei St. Moriz, mit der provisorischen Regierung in Unterhandlung getreten wäre, mehrere Besitzungen gerettet hätte.

der französischen Regierung amtlich herbeigeführten Unterhandlung gegen Sie that, legten mir die Verbindlichkeit auf, bei Erfüllung meiner Pflicht die versöhnendste Gesinnung einerseits walten zu lassen. Sie haben mir mehr als einen Anlaß gegeben, Ihnen in der That zu beweisen, wie sehr ich wirklich von dieser Gesinnung durchdrungen war. Ich will bloß einen Beweis, den einleuchtendsten, anführen: Im Wintermonat 1850 verkauften Sie ohne mein Vorwissen die Güter, welche der Gegenstand unserer gegenseitigen Besprechung waren. Der Staatsrath sandte dem französischen Minister volle Zusicherungen, die über den Ausgang der Unterhandlungen beruhigen mußten; er unterhandelte noch mit dem Bevollmächtigten des St. Bernhard — und inzwischen hatte er bereits Befehl gegeben, die streitigen Güter zu veräußern. Gegenüber einer solchen Thatfache, welche, wie ich glaube, in der Geschichte der Staaten ohne Beispiel ist, begnügte ich mich, meinen Verwahr einzulegen, ohne denselben zu veröffentlichen. Ich wollte den ohnehin aufgeregten Gemüthern nicht neuen Stoff zu Zwietracht liefern; ich hoffte, daß der Einfluß der Zeit, das Schauspiel des Unterganges einer großartigen Stiftung, der Anblick des Unglückes der gegenwärtigen Kongregation, die Erinnerung an ihre Dienste neue Angriffe abwenden würden. Aber ich habe mich arg getäuscht. Nach vielen andern Maßregeln der Strenge haben Sie die Verkäufe vom 17. Wintermonat 1850 genehmigt. Sie wollen den 7. März nächsthin neue bewerkstelligen lassen. Jede günstige Erwartung über das Schicksal, das Sie dem großen St. Bernhard bereiten werden, ist mir nun genommen, und meine Pflicht nöthigt mich, der christlichen Welt und den Freunden der Menschlichkeit anzukündigen, daß der Untergang der

Stiftung nicht mehr ferne ist. — Deswegen übergebe ich jene Verwahrung, die ich Ihnen am 5. Wintermonat 1851 eingereicht habe, und deren Empfang Sie mir den 23. gleichen Monats bescheinigten, der Öffentlichkeit. Damit Niemand seine Unwissenheit von der vollständigen Wichtigkeit der Käufe vorschreiben könne, veröffentliche ich gleichfalls gegenwärtigen Brief als Protest sowohl gegen die frühern Veräußerungen und jene vom 7. März nächsthin, als gegen jede feindselige Maßregel wider das Eigenthumsrecht, welches seit Jahrhunderten durch die Ordensgeistlichen des großen St. Bernhard ausgeübt worden ist.“

Der Staatsrath erließ hierauf am 12. März 1852 ebenfalls ein Schreiben, in welchem er sein Verfahren zu rechtfertigen suchte. Das Ganze war ein Advokatengewebe und enthielt keinen Gerechtigkeitssim. Und wie konnte diese Behörde im Anblicke der Welt ihr Benehmen gerechtfertigt darstellen, da man allgemein dasselbe mißbilligte?

50.

Fortsetzung.

Es war kein Geheimniß mehr weder der Regierung noch dem Volke im Wallis, daß Frankreich des bedrängten Gotteshauses warm sich annehmen werde. Der Walliser-Bote berichtete 1852: „Es geht das Gerücht, der Propst des Klosters vom großen St. Bernhard habe kürzlich ein Schreiben von der französischen Regierung erhalten; über den Inhalt desselben verlautet zwar nichts, doch ist er, wenn das Gerüchte wahr sein soll, leicht zu errathen. Man

weiß, daß sich dieses Stift schon vor einiger Zeit um Schutz seiner Rechte an die französische Nationalversammlung gewendet hat; diese Bittschrift ward vertagt, und ist nun natürlich mit Auflösung der Versammlung an die Regierung übergegangen.“ So war es wirklich auch. Herr Graf von Contlosquet, Mitglied der frühern gesetzgebenden Versammlung von Frankreich, wurde in die Kommission gewählt, der französischen Regierung in Betreff des Bittgestelles der geistlichen Herren von St. Bernhard Bericht zu erstatten. Sein Schreiben vom 7. März 1852 an die gesetzgebende Versammlung lautet: „Ich war beauftragt, dem gesetzgebenden Körper einen Bericht über eine Bittschrift der Religiösen des großen St. Bernhard vorzulegen. Dieser Bericht war seit Langem abgefaßt und von der Petitionskommission angenommen worden; er wurde sofort drei Ministern der auswärtigen Angelegenheiten, dem Herrn General Vasitte, den Herren Baroche und Turgot mitgetheilt, welche in Ausdrücken, die das größte Wohlwollen für die Ordensmänner des St. Bernhard beurkundeten, erklärten, daß sie die von der Kommission vorgeschlagene Ueberweisung an das Ministerium annehmen würden. — Im Interesse der Bittsteller selbst und nach dem Rathe ihrer aufrichtigsten Freunde mußte ich zu meinem Bedauern mehrere Male auf Verschiebung der Lösung des fraglichen Berichtes antragen und zwar der Unterhandlungen wegen, welche zwischen dem Konvent des St. Bernhard und der Regierung von Wallis stattfanden. Jetzt sind diese Verhandlungen nicht nur abgebrochen, sondern der Staatsrath hat, nachdem er die bereits stattgefundenen Verkäufe liegender Güter, die dem Hospiz angehörten, gutgeheißen, ein Dekret erlassen, welches neue Verkäufe anordnet. Dieser

letzte Beraubungsact erhält seine Vollzeihung, während ich diese Linien schreibe. Herr Clet, der Abgeordnete des St. Bernhard, hat sich in die schmerzliche Nothwendigkeit versetzt gesehen, seine Verwahrungen, die er früher, dem Geiste der Versöhnung so lange als möglich nachgebend, einzig an die Regierung von Wallis gerichtet, nun durch Tagesblätter der Schweiz und Frankreichs öffentlich darzulegen. Bei dieser Sachlage schiene es mir, es wäre, um die allgemeine Meinung aufzuklären, an der Zeit, sämtliche Verhandlungen, welche die wichtige Frage betreffen, auch der Oeffentlichkeit zu übergeben. Das ist der Grund, der mich bestimmt, das folgende Aktenstück drucken zu lassen. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich nun in meinem zurückgezogenen Leben einer unter dem dreifachen Gesichtspunkte der Religion, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit geheiligten Sache dadurch einen Dienst leisten könnte.“

Was nun seinen Bericht über das Bittgesuch des St. Bernhard betrifft, berühre ich folgende Hauptpunkte. Im Eingange sagt er: Die Konventherren des großen St. Bernhard haben den Schutz Frankreichs angerufen. Die achte, für die Prüfung der Bittschriften aufgestellte Kommission hat nach sorgfältiger Erwägung der Sache gefunden, daß dieses Gesuch im höchsten Grade verdiene, das Interesse und das Wohlwollen der Nationalversammlung auf sich zu ziehen. Dann führt er in seinem Berichte den Ordensstifter, den Zweck der Gründung, den wilden Berg, das Hospiz auf der Anhöhe desselben, den großen Durchpaß über den Jupitersberg und das wohlthätige Wirken der dortigen Mönche an und sagt: „Um die Hingebung dieser guten Ordensmänner zu würdigen, wollen wir uns der Worte eines protestanti-

schen Schriftstellers des letzten Jahrhunderts, des berühmten Naturforschers Saussure, bedienen. Er stellt sie dar als Solche, welche den im Nebel, im Sturm, im Schneegestöber verunglückten Wanderern zu Hülfe eilen, sie führen, unterstützen und oft auf ihren Schultern tragen. Er bezeichnet sie als Jene, welche hingehen, Verunglückte aufzusuchen, die von Lawinen fortgeschleudert oder im Schnee begraben sind, und welche zuweilen den Trost haben, Menschen zu retten, die ohne ihre Hülfe das Licht des Lebens nicht mehr würden gesehen haben.“ Weiter fährt er fort: „Nach der Rückkehr in's Hospiz sind sie damit beschäftigt, diese Unglücklichen zu erwärmen, zu erquicken, diejenigen zu pflegen, die wegen der angreifenden Luft oder den Beschwerden des Weges krank geworden sind. Sie besorgen Alle mit gleichem Eifer, Fremde wie Landsleute, Religionsgenossen und Andere; sie fragen nicht einmal nach dem Vaterlande oder dem Glaubensbekenntnisse der Hülfbedürftigen; Leiden und Noth ist der einzige Titel, der ein Vorrecht auf ihre Pflege gibt.“ Zudem der Berichterstatter am Ende die Gefahren, die Beschwerden, die Entbehrungen jeder Art aufzählt, welche nothwendig verbunden sind mit einem Aufenthalte, der der höchstbewohnte Ort Europa's ist, nahe der Grenze des ewigen Schnees liegt, wo der Pflanzen Zeugungskräfte ermatten, wo das Auge nichts sieht, als kahle Felsen, wo während eines achtmonatlichen Winters die heftigste Kälte die Gesundheit angreift und das Leben bedroht, kömmt er zum Schlusse: „daß allein die Hingebung und die Hoffnung künftiger Belohnungen Menschen eines ehrbaren Standes bewegen können, sich einer so traurigen und beschwerlichen Lebensweise zu widmen.“

Graf Contlosquet bringt noch andere Gründe: Frank-

reich, jagt er, schulde dem Hospiz eine besondere Erkenntlichkeit, und er erinnert an den Uebergang der französischen Armee über den St. Bernhard, die dortige Verpflegung derselben, an Napoleons Dankbarkeit, indem er allda seinen Waffengenossen Dessaix begraben wissen wollte, und das Hospiz auf dem Simplon gründete. — Dann berührt er die neuesten traurigen Ereignisse, welche das Dasein des Klosters in Frage stellen; er schildert den sogenannten Sonderbundskrieg, den Fall der gesetzlichen Regierung, die Volksversammlung am 2. Christmonat 1847 in Sitten, die Beschlüsse derselben, das feindselige Auftreten der neuen Machthaber gegen den St. Bernhard, die gewaltfamen Erpressungen von 114,285 Franken, die fernern Anordnungen des Großen Rathes in Betreff der Angabe des Vermögensbestandes, die Güterverkäufe, das fruchtlose Unterhandeln des Herrn Clet mit der Regierung von Wallis u. s. w., und fährt dann fort: „Kaum hat es (das Kloster) noch den Genuß des zehnten Theiles seiner Einkünfte, und auch dieser ruht auf einem sehr unsichern Grunde. Wenn seit drei Jahren die Ordensmänner des St. Bernhard fortwährend mit dem schmerzlichsten Opfer und ihre Kapitalien aufzehrend die Gastfreundschaft ausgeübt haben, so kommt dieses daher, weil die Liebe keine Schranken kennt und stärker als alle Leiden ist; es kommt auch, wir wollen es beifügen, daher, daß sie, auf ihr Gewissen und ihr gutes Recht gestützt und auf die Mitleidenheit aller edlen Herzen zählend, festes Vertrauen haben, das neunzehnte Jahrhundert werde die Vollziehung eines Werkes der Zerstörung, das demselben ein unauslöschliches Brandmal aufdrücken würde, nicht sehen. — Denn man muß das wohl erkennen, das Eigenthum des St. Bernhard und was davon abhängt, ist eines der ehr-

würdigsten auf Erden. Man muß seine Bestimmung berücksichtigen oder zu seinem Ursprunge zurückkehren. Der Bestimmung nach ist es das Erbgut der Armen und des Wanderers, die Genossenschaft der Ordensmänner ist nur die Verwalterin und Auspenderin; sie konnte ohne Freigebigkeit nicht die ihr anvertraute Hinterlage preisgeben; indem sie selbe durch einen leidenden Widerstand und kräftige Verwahrer vertheidigte, hat sie eine strenge Gewissenspflicht erfüllt. Was den Ursprung betrifft, ist es, wie wir schon bemerkt haben, nicht das Hospiz eines einzigen Volkes, es ist das — aller Nationen; denn es gibt kein Volk, keinen Staat in Europa, der nicht seinen Stein zum Gebäude gelegt, das Allen zu gut kommen sollte. Aber mehr als jedes andere Land hat es Frankreich gethan, das, wie die Bittsteller bemerken, unter den Gutthätern des St. Bernhard unstreitig den ersten Rang einnimmt. Frankreich, welches nur vom Jahre 1760 an, um nicht weiter zurückzugehen, dem Spital jährliche Unterstützungen abgereicht, deren Summe sich auf nicht weniger als 237,000 Franken beläuft ¹⁾, — Frankreich, sagen wir, hat vor andern Ländern mächtige Gründe, dieser Anstalt seinen Schutz zu gewähren. Es geht aus Erkundigungen hervor, die man bei dem

¹⁾ Hierin ist der Betrag von 30,000 Franken nicht begriffen, der dem Kloster zugesprochen wurde, um dasselbe für die Kosten zu entschädigen, die ihm der Uebergang der französischen Armee verursachte. Man vermuthet, Napoleon I. habe eine größere Summe verordnet, und die Auszahlung sei durch Unterhändler geschehen. — 1847 wurde die Auszahlung der Unternehmung eingestellt, aus Wohlwollen für die Genossenschaft des St. Bernhard, und um zu vermeiden, daß die Stiftung ihrer Bestimmung entfremdet würde. Gegenwärtig haben die jährlichen mildthätigen Beiträge von 2400 Franken wieder ihren frühern Gang.

Minister der auswärtigen Angelegenheiten geschöpft, daß die französische Regierung in verschiedenen Epochen und erst neulich an die Regierung von Wallis und selbst an die Tagsatzung durch ihre diplomatischen Agenten in der Schweiz dringende Vorstellungen zu Gunsten der Hospize auf dem St. Bernhard und Simplon gerichtet hat; daß sie feierlich das lebhafteste Interesse bezeugt, welches sie für diese beiden Anstalten fühlt; daß sie die eindringlichsten Betrachtungen, welche ihre Sache mit derjenigen der Menschlichkeit zusammenstellen, geltend zu machen gesucht. — Die Kommission ist der Ansicht, eine Beistimmung der Nationalversammlung dürfte der vollziehenden Behörde neue Kraft geben, eine so geheiligte Sache zu vertheidigen und den Erfolg ihrer Bemühungen zu sichern; deßhalb schlägt dieselbe einmüthig Ihnen vor: zu beschließen, daß die besprochene Petition an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewiesen werde.“

Dieser Kommissionsantrag siegte glänzend bei der Nationalversammlung, und sofort wurde erkannt, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit neuen Aufträgen zu Gunsten des St. Bernhardsberges zu ermächtigen. Auch Napoleon III. gab seine Wohlgevoogenheit dem Stifte wiederholt zu erkennen. Seit dieser Zeit an wurden keine dem Hospiz angehörigen Güter veräußert. — Bald sollte der St. Bernhard auch bessere Zeiten erleben; das Volk ermannte sich und berief andere Männer, welche seine Rechte und jene der Kirche besser vertheidigten. Die neue Regierung unseres Landes, die heute noch besteht, suchte das Unrecht am St. Bernhard zu sühnen und gab ihm — auch dem Kapitel von Sitten — was nicht verkauft war, zurück. Das Meiste aber war für immer verloren; so die Wein-

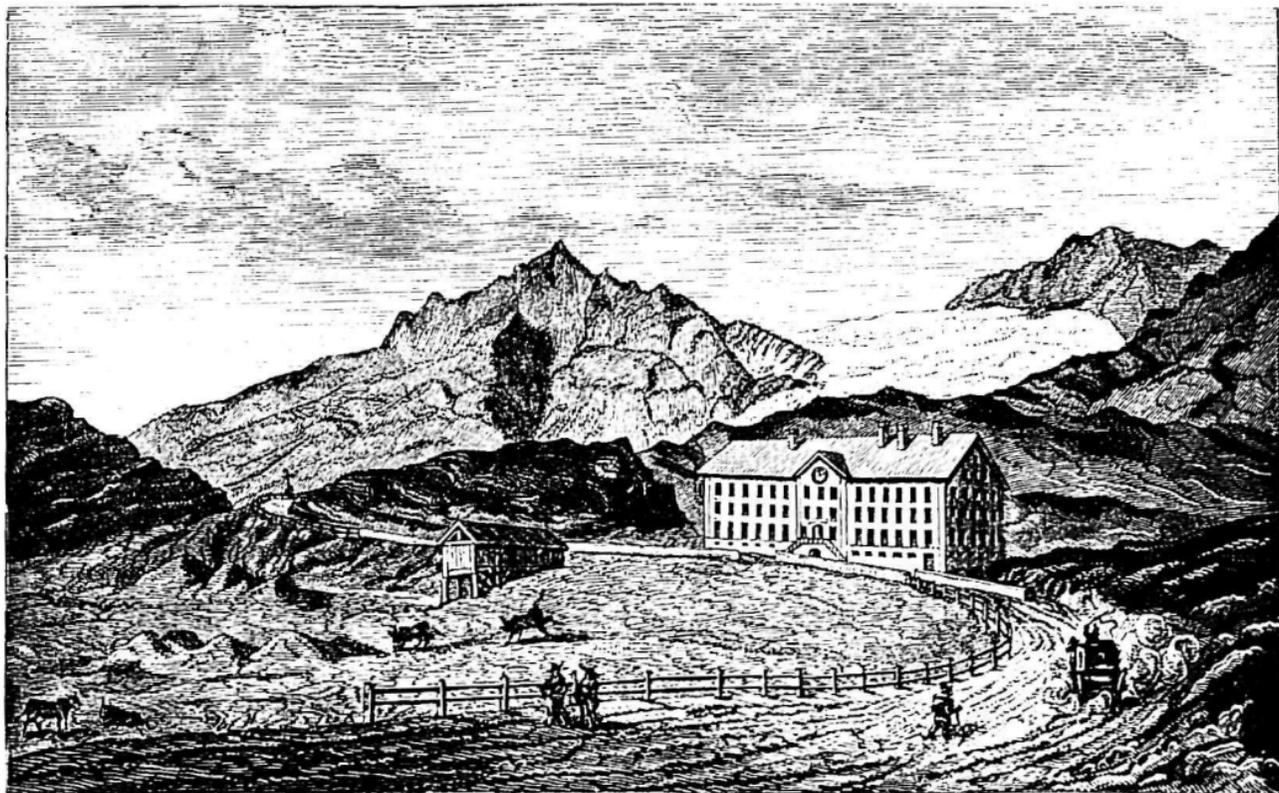
gärten mit dem Pachtgut zu Roche in der Waadt, das schöne Haus und eine Scheune zu Sitten, zwei Wiesen und drei Weingärten im Bezirk von Gundis, die meisten Neben in Fully und vieles Andere.

Die Besitzungen des St. Bernhard beziehen sich jetzt meistens auf Alpen. In Aosta haben sie vier Alpen: Labaud, in der Nähe des Hospizes, der Berg von Menouwe im Bezirk von Stroubles, le Pontier, in gleicher Gegend, und das Landgut Mont Genis, welches der verstorbene Propst Gilliez angekauft hat. In Wallis zwei: der Berg de la Pierre, eine Stunde unterhalb des Hospizes, und le Cret, in der Nähe von St. Petersburg. Diese Alpen, besonders die von Italien, sind sehr einträglich und für das Hospiz sehr nützlich. Die zahlreichen Kühe, die im Sommer darauf weiden, sind theils gedungen, theils Eigenthum, kommen aber nie zum Hospiz hinauf. Oben behalten sie für das ganze Jahr drei bis vier, aber nur von kleinem Schlag, die leicht über die Felsen hin- und hergehen. In Martinach besitzen sie drei Häuser: das Priorat, das Krankenhaus und das Spital sammt einigen andern Gütern u. s. w.

51.

Das Hospiz auf dem Simpson.

Napoleon I. hatte seit dem Uebergange über den St. Bernhard eine nicht zu verkennende Zuneigung zu dem Hospiz und dessen Bewohnern gefaßt. Mit eigenen Augen hatte er die Menschenfreundlichkeit gegen ihn, seine Kampfgenossen und alle Reisenden beobachtet, und die Gefahren



Das Hospiz auf dem Simplon.

des wilden Berges, denen Jedermann ausgesetzt ist, selbst erfahren. Die schönen Züge der Liebe von Seite der Konventherren und der Angestellten rührten ihn, und er dachte auf Mittel, dem Hospiz aufzuhelfen. Vor Allem ließ er dem Konvent eine Entschädigung für den Uebergang seiner Armee zustellen, die jedoch die gehabten Auslagen nicht deckte. Er blieb diesem edlen Hause stets zugethan. Als er Wallis in das französische Reich unter dem Namen „Departement von Simplon“ einverleibte, versetzte er der Abtei von St. Moriz einen gewaltigen Streich, indem er sie als aufgehoben und mit dem Hospiz von St. Bernhard vereinigt erklärte. Damals stand der königlichen Abtei der fromme und rechtschaffene Mann Stephan L., German Pierraz, von Yiddes vor, den es sehr schmerzte, das uralte ehrwürdige Stift der Selbstständigkeit beraubt zu sehen; er weinte und tröstete sich auf bessere Zeiten, die dann auch nach wenigen Jahren erfolgten. Der glänzende Stern des allgefürchteten französischen Herrschers erbleichte, und die Abtei gelangte wieder zu ihren frühern Rechten.

Um mit Italien leichter zu verkehren, ließ der Konsul über den Simplon ¹⁾ eine Heeresstraße bauen und 1800 die

1) Die Paßhöhe des Berges, französisch Simplon, lateinisch Mons Sempronius oder Sempronus und Cimbron, italienisch Sempione, Sempiono, Sempronio, auch Sampiano, in den ältesten Schriften aber häufig der Briegerberg genannt, mißt nach der neuesten Angabe 2005 Meter über Meer. Ueber diesen Berg führte schon in grauen Zeiten ein Fußpfad, und es sind auch in ältern und neuern Sprohen große Truppenmärsche bekannt, die ich, weil sie vielfach kundig, übergehe, und ich erinnere nur an jenen des Generals Bethencourt, der im Mai 1800 mit 1000 Mann Franzosen und Schweizern über den Simplon zog, und die Brücke über einen 60 Fuß breiten Abgrund zerlöret fand. Da bot sich einer jener kühnen, unerischrockenen Krieger

Arbeiten beginnen. Die Anlegung der Straße gieng so schnell vor sich, daß sie den 3. Weinmonat 1805 schon fahrbar war. Im Jahre 1801 verordnete Napoleon, ein großartiges Hospiz in gleicher Form, wie jenes auf dem Jupitersberge, auf der Paßhöhe des Simplons aufzuführen, und dieses den Konventherren auf dem St. Bernhard zu übergeben, die auch hier ihre Liebeswerke der Gastfreiheit und der thätigen Hülfe ausüben sollten. Der französische Monarch, wenn er einen Plan entworfen, zögerte nie, denselben ausführen zu lassen. Die Chorherren des St. Bernhard erhielten die Weisung, den Anfang mit Miethung eines Hauses auf dem Simplon zu machen, der Propst Ludwig Anton Vuder unterhandelte mit der edlen Familie Stockalper, und miethete für seine Chorherren das alte Hospiz auf der Alpe (Gampisch.¹⁾ Im Jahre 1802, den 30. Brach-

an, das gewagteste Unternehmen zu versuchen. Er kletterte in die Tiefe hinunter, ein Seil nach sich ziehend, und kletterte an der andern Seite wieder hinauf, band dort das Seil fest, an welchem nun jeder Soldat mit seinem Kriegsgepäck, über den Abgrund schwebend, hinüber rutschte. — Der Simplon war der Schauplatz mehrerer Gefechte. 109 vor Christus kam es zwischen den Römern und Cimbern zu einer Schlacht, in welcher die Letztern siegten. Im Jahre 567 war ein Kampf gegen die in's Wallis einfallenden Lombarden. Im Verlaufe des zehnten Jahrhunderts kamen Gefechte mit Madicharen und Sarazenen, 1487 wiederum mit den Lombarden, und 1799 zwischen den Franzosen und Oesterreichern vor. Endlich nahmen 1813 die Walliser in Verisal eine Abtheilung italienischer Truppen gefangen.

¹⁾ Schon im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert wurde das St. Jakobspital, das zu dem Malteser Ritterorden gehörte und von der Kommenthur Savorens abhieng, auf der Alpe Gampisch erbaut. Es war, wie überhaupt alle Häuser dieses Ordens, vom Bisthofsbischofe gestiftet. Die Güter dieses St. Jakobspitals, schon zur Zeit der Kreuzzüge erworben, wurden 1590 durch die Malteserritter dem Bartholomäus Perrig verkauft, der sie 1622 dem St. Antoniuspital in

monat, langte Herr Kaspar d'Allevés, als erster Rektor, mit einem andern Chorherrn daselbst an; sie richteten sich häuslich ein und nahmen die Reisenden, die sie nährten und pflegten, unentgeltlich auf. Der französische Herrscher sorgte inzwischen für das Einkommen und den Bau des neuen Hospizes; die Republik von Italien wurde aufgefordert, das Vermögen der aufgehobenen Klöster von Senatore und Torre del Mangano in Certosa, beide bei Pavia, dem Simplon zuzustellen. Den Akt fertigte 1802 der Vizepräsident der Republik zu Mailand aus ¹⁾, und von da an bezogen die Chorherren auf dem Simplon die Zinse dieser Güter.

Brig einverleibte. Später kaufte Herr Kaspar Stockalper die Alpe Gamvich an, und führte in den Jahren von 1650 bis 1660 ein neues Spital daselbst auf. Er baute einen hohen Thurm, und richtete das Haus ebenfalls thurmförmig, bestehend aus vier Stockwerken, ein. Die drei obern Stockwerke dienten ihm und seiner Familie zum Sommeraufenthalte; das unterste bestimmte er, sei es aus Antriebe eigener Wohlthätigkeit oder in Folge des Kaufsvertrages, für arme Pilger und Reisende. Seinen Pächtern befohl er ausdrücklich, Niemanden die Gastfreundschaft zu versagen, und dieselbe unentgeltlich auszuüben. Laut noch vorhandenen Titeln von 1243, 1260, 1290 und 1322 behaupten Einige, das alte St. Jakobsspital sei auf den Hügeln des Simplons, unweit des jetzigen erbaut worden; allein ein nicht unbewandter Mann in ältern Schritten versicherte mich, Herr Stockalper habe an dem gleichen Plage gebaut, wo das alte St. Jakobsspital gestanden. Diese Angabe hat auch Vieles für sich, weil eben die ältere Straße hier vorbeiführte. In diesem Hause befindet sich eine niedliche St. Jakobskapelle mit sechs Stiftmessen, die der hochw. Pfarrer von Glis in der Ferienzeit hier entrichtet. Nur ein Theil von dieser Alpe gehört noch dem Herrn Peter Maria Stockalper, der seinen Antheil nicht verkaufen wollte. Eine gewisse Familie aus Entlebuch hat dieses Gut zur Mieth. Das alte Spitalhaus gehört noch der Familie von Stockalper zu.

¹⁾ Es wird nicht unangenehm sein, diese Ausfertigung wörtlich anzuführen: »Repubblica Italiana. Milano li 12^o Novembre 1802.

Raum war die prachtvolle Simplonsstraße erstellt, da kam der Baumeister Moska, ein erfahrener und berühmter

Il Vice-presidente della Repubblica Italiana, visto il decreto del primo Console della Francese, 2 ventoso anno IX *), portante Perezione di un ospicio sul Sempione, simile a quel del Gran-San-Bernardo, colla dotazione a carico del governo Italiano in tanti bene per l'annuo reddito di franchi ventimila.

Sul rapporto del Ministro delle finance; Decreta: Primo, le due possessioni, l'una . . . proveniente dal soppresso monastero Senatore in Pavia di pertiche 2,799. 15. censita sc. 18,579. 4. 1.; altra . . . e torre del Mangano dei soppressi Cisterciensi della Certosa di Pavia di pertiche 1,919. 18, censita sc. 21,945, entrambe del valore . . . in tutto di franchi 435,669 16. 9¹/₆, e dell'annuo reddito di franchi 21,783. 9. 11., sono definitivamente assegnate in dote dell'ospicio del Sempione etc.*

*) Das Wort »2 ventoso« ist der Ausdruck der französisch-republikanischen Zeitrechnung, die auch den helvetischen Kalendern beige druckt wurde. Das Jahr der französisch-republikanischen Zeitrechnung begann im Herbst zur Tag- und Nachtgleiche. Es enthielt 12 Monate zu 30 Tagen. Die übrigen 5 Tage waren republikanische Feiertage. Die Monate erhielten folgende Namen:

Vendémiaire	Weinmonat	—	der erste Monat des republikanischen Kalenders vom 22. Herbstmonat bis 21. Weinmonat.
Brumaire	Nebelmonat	—	der zweite Monat vom 23. Weinmonat bis 22. Wintermonat.
Frimaire	Reismonat	—	der dritte Monat vom 21. Wintermonat bis 20. Christmonat.
Nivose	Schneemonat	--	der vierte Monat vom 21. Christmonat bis 19. Jänner.
Pluviose	Regenmonat	—	der fünfte Monat vom 20. Jänner bis 18. Hornung.
Ventose	Windmonat	—	der sechste Monat vom 19. Hornung bis 20. März.
Germinal	Reimmonat	—	der siebente Monat vom 21. März bis 19. April.
Floréal	Blüthenmonat	—	der achte Monat vom 21. April bis 20. Mai.
Prairial	Wiesenmonat	--	der neunte Monat vom 20. Mai bis 18. Brachmonat.
Messidor	Erntemonat	—	der zehnte Monat vom 19. Brachmonat bis 18. Heumonat.

Mosta abzahlen. Bedingungen wurden folgende beigefügt: Von nun an bleibe das Hospiz Eigenthum der Chorherren, die Regierung von Wallis verzichte auf jede Ansprache, und die Eigenthümer seien nicht verpflichtet, je Rechnung abzulegen, die man auch nie vom großen St. Bernhard gefordert habe. „Ein beigefügter Artikel“, sagt Herr Propst Gilliez in seiner Vertheidigungsschrift an die europäischen Höfe, „befreite uns von jeder Abgabe und dem Einfuhrzoll.“ — Nun nahmen die Chorherren den Fortbau des Hospizes ernstlich in Angriff; sie bestellten treffliche Arbeiter und geeignete Männer, und im Anfange der dreißiger Jahre verließ Herr Chorherr Bellaur das alte Hospiz und zog in das neue ein. Der Bau wurde 1835 vollendet, und sämmtliche Kosten betragen gegen 150,000 Fr.

Dieses neue Hospiz ist lang, hoch und breit, hat drei Stockwerke und über 30 geräumige Zimmer, nicht eingerechnet die Wohnungen der Chorherren, den Salon und die Nebenzimmer. Für die gemeinen Reisenden stehen 102 Bette zu Gebote. Im untersten Stockwerke befindet sich eine geräumige, gut eingerichtete Küche, neben dieser eine Nebenküche und über derselben der Speisesaal. An der Wand desselben ist in einem Schafte die Kunstmaschine, durch die, wie auf dem St. Bernhard, die Speisen und Getränke aufgezogen und hinabgelassen werden. Im zweiten Stockwerke wohnen die Chorherren, im äußersten Zimmer gegen das Dorf Simpein ist das Telegraphen-Bureau. Den Salon schmücken zwei Klaviere und schöne Gemälde. Auf einem derselben ist St. Bernhard in der Archidiaconskleidung, ähnlich den ältesten Porträten in Menthon, dargestellt. Kenner vom Fache nennen diese Arbeit ein Kunstgemälde. — Die Bibliothek ist in der Mitte des dritten Stockwerkes und

mit ältern und neuern Büchern versehen; sie enthält eine schöne Sammlung von schweizerischen und fremden Geldsorten, vielen Medaillen, ausgestopften Vögeln, selbst amerikanischen u. s. w. Das Unterdach ist groß, breit und hoch; man wird in Wallis kaum ein ähnliches finden. — Im zweiten Stockwerke führt eine Treppe in die Sakristei hinunter, gebaut hinter dem Hochaltar der Kirche. Sie ist geräumig, gut eingerichtet und ob ihrem Gewölbe befindet sich ein anderes Lokal, in dem die köstlichen Kirchenornate und Gefäße aufbewahrt werden. Der Hochaltar — der untere Theil desselben von Marmor — ist dem heiligen Bernhard geweiht; die Statue ist von Menschengröße, hübsch und anziehend; gefasste Reliquien, darunter eine kleine Reliquie des heiligen Bernhard, sind darauf aufgestellt. Ebenfalls zieren diesen Altar schöne Kanontafeln, und vor demselben links und rechts steht ein fein bearbeiteter Chorstuhl. Ein festes, vergoldetes Eisengitter trennt das Chor vom Schiffe. Die Seitenaltäre im Schiffe, St. Maria und St. Joseph, stellen die Kindheit Jesu dar. Die Gemälde derselben zeugen von keiner großen Kunst. Das Schiff ist geräumig und links und rechts sind die Wände mit Oelgemälden behängt; die obern Fenster sind kolorirt; auf der linken Seite, weil an das Kloster sich lehrend und kein Licht aufnehmend, wurden keine eingesetzt. Ob dem Eingang der Kirche sieht man eine schöne Orgel; die Kanzel fehlt, weil die da befindlichen Chorherren nicht deutsch predigen, was im Sommer doch zu wünschen wäre, da viel Volk den Simplon bewohnt. Kurz, das Hospiz ist niedlich eingerichtet: Keller — sechs an der Zahl mit mehrern Weinfässern — Scheune, Stall, Schlachtlokal, Holzhaus, Arbeitszimmer u. s. w. befinden sich im Hospize. Südlich des-

selben in geringer Entfernung ist ein kleines Todtentapellchen, in welches die Verunglückten oder im Hospiz Verstorbenen, die weit von ihrer Heimath entfernt, und deren Namen und Vaterland man nicht kennt, hingestellt werden, nachdem man für sie, wie auf dem St. Bernhard, den Todtengottesdienst gehalten hat. Zuerst wurde oben am Hospize ein kleines Friedhöflein zugerichtet und eingesegnet, das aber jetzt nicht mehr benutzt wird. Begräbnisse kommen hier selten vor, weil die Walliser ihre Todten bei der Pfarrkirche, der sie angehören, bestatten.

Die Reisenden, wenn sie die Paßhöhe erreicht, werden nicht wenig überrascht, auf der Ebene an der herrlichen Simplonstrafße einsam ein so majestätisches Gebäude zu sehen, und ihre Freude wird noch dadurch erhöht, weil sie wissen, daß sie dort freundlich aufgenommen und ohne Entgelt erquickt werden. Sie kehren hungernd und dürstend ein, befriedigen ihre Bedürfnisse, finden gute Nachtlager zum Ausruhen, und verlassen dann wieder, den mildthätigen Herren herzlich dankend, die Herberge, um ihren Weg fortzusetzen. Das Hospiz bewohnen gewöhnlich drei oder vier Chorherren, welche die Reisenden nach ihrem Stande und Range empfangen; sie verpflegen die Kranken mit gleicher Liebe, Aufopferung und Ausdauer wie auf dem St. Bernhardsberge; sie halten nur wenige Knechte und zwei Mägde; Letztere besorgen die Leinwand, die Wäsche, das Glätten und Nähen; die Erstern verrichten die knechtlichen Arbeiten. Alle Angestellten gehören dem französischen Wallis an. In der Regel müssen die Knechte nicht ausgehen, um in Stürmen Verunglückte aufzusuchen; dieses ist nicht vonnöthen; denn die Simplonstrafße ist belebt, täglich fährt über dieselbe der Postwagen oder bei vielem Schnee der

Schlitten hin und her. Zudem sind von Stunde zu Stunde an der Heeresstraße Zufluchtshäuser errichtet, in denen Angestellte wohnen, die von einem Posten zum andern gehen, an der Straße arbeiten, den Weg vom frischgefallenen Schnee öffnen oder von Regen und Wind hergeführte Moräste beseitigen. Diese sind die Hilfsmänner an der Heeresstraße, unterstützen die Fuhrwerke und sind den Fußgängern im Nothfalle treue Helfer. Die Herren des Simplons halten auch einige Doggen, von gleicher Race und Größe, wie auf dem St. Bernhard. Im Winter behalten sie etwa sechs, im Sommer ziehen sie Junge heran, die sie dann verkaufen oder an Wohlthäter verschenken. Treu bewachen die Hunde das Hospiz, gehen um dasselbe gemüthlich herum, beobachten die Reisenden und die Fuhrwerke, bellen Niemanden an, ausgenommen, wenn man sich dem Orte nahet, in welchem ihre Jungen lagern. Auch sind sie an den dem Hospiz angehörenden Boden gewöhnt und überschreiten denselben nicht.

Die Gefahren zur Ansteigung des Simplons, sowohl von der Walliser- als italienischen Seite, sind weniger groß; doch giebt es auch gefährliche Stellen, bei denen sich zuweilen Unglücksfälle ereignen. Eine solche ist die Kaltwassergletscher-Gallerie. Im Winter wird diese bisweilen vom hohen Schnee umlagert, so daß die Schlitten über die Decke derselben fahren müssen. Dann ist diese Stelle überaus gefährlich und es verunglückten daselbst oft schon Menschen mit Fuhrwerken.¹⁾ Ebenfalls zwischen dem

¹⁾ Am 20. März 1869 begleiteten die an der Heeresstraße angestellten Franz Hagen, aus Goms, dessen Stiefsohn Anton Escher und Franz Zenklusen, beide Letztere von Simpelin, etwa 30 Italiener von der Barrière nach dem Schallbet. Es war stürmische Witterung und der

Hospiz und dem Dorf Simpeln werden im Winter nach frischgefallenem Schnee die Lawinen, die an einigen Orten den

Weg mit Schnee aufgefüllt. Die Führer kannten die Gefahr, trugen Bedenken und machten die Reisenden darauf aufmerksam; allein die Italiener drangen auf die Weiterreise. „In Gottes Namen“, sprachen die Beghanner, „also voran“, und der Zug setzte sich in Bewegung. Schon glaubten sie sich in Sicherheit und außer Gefahr, als eine große Lawine zwischen der Wassergallerie und der Alten tosend herabstürzte. Es fehlte nur einige Schritte und die Begebanner wären gerettet gewesen. Nun aber wälzte die große Schneemasse hinter ihnen sich hinab und sie wurden in der Nähe der Straße unter den Schnee geworfen. Das Unglück ereignete sich gegen 1 Uhr des Nachmittags. Anton Escher, ein rüstiger Jüngling, wurde an der Seite des Franz Zenklusen ergriffen; Letzterer erfaßte ihn beim Fallen mit der Hand. Escher, der auf den Füßen des Zenklusen lag, konnte sich von dessen Hand, die bald erkaltete, lange nicht losmachen; weil er aber die linke Hand frei hatte, höhlt er allmählig mit dieser den Schnee aus. Gegen 7 Uhr Abends war er befreit, und kam um 9 Uhr halbtodt in dem Zufluchts-hause von Schallbet an. Der Schnee fiel fortwährend in Masse, und wer durfte sich in die finstere, düstere Nacht hinauswagen? Franz Hagen lebte in der Lawine noch lange. Ein Italiener, der in dessen Nähe lag, hörte ihn fast die ganze Nacht beten und gegen Morgen singen; bald verstummte seine Stimme und der Todesengel erfaßte ihn. — Der Italiener konnte sich losmachen, kam aus dem Schnee heraus; allein es war noch finster und die Witterung stürmend; er kannte den Weg nicht und er kroch wieder in das Loch, aus dem er sich herausgewunden hatte. Wie leicht hätte er den Hagen retten können! Allein er war des Schnee's ungewohnt. Beim anbrechenden Tage kam er in das Schallbet und bezeichnete den Ort, wo Hagen sich befände. Man fand denselben gleichsam in einer Höhle. Sein Schnupfstuch und seine Hauptkleider hatte er unter dem Haupte und nur die Füße waren mit Schnee bedeckt. Der Körper war noch nicht erstarrt. Er hinterläßt eine Wittwe, die 1837 ebenfalls ihren ersten Mann im Thale von Gonde in einer Lawine verloren hat. Im Ganzen sind sieben Personen verunglückt. Die zwei Begebanner mit einem Italiener wurden, weil an der Heeresstraße liegend, bald aufgefunden; die übrigen vier, von der großen Schneemasse erfaßt und in die Tiefe geschleudert, fand man erst im Anfange des Mai-

Bergen entstürzen, gefährlich. ¹⁾ Zwischen dem neuen und alten Hospiz verlor den 16. Jänner 1850 Herr Kaplan Moriz Amacker, von Unterbäch, mit drei Männern von einer herabfallenden Schneemasse sein junges Leben. Ebenfalls ist die Kälte auf diesem Berge weniger groß und anhaltend als auf dem St. Bernhard, und der Boden bleibt nur vom Wintermonat bis Mai mit Schnee bedeckt. Dagegen wehen die Winde beim Hospize und durch die Gebirge oft heftig stark und schneidend kalt, und werfen den Schnee auf, den sie in Gräben und Vertiefungen aufthürmen. Oft bleibt derselbe liegen, oft aber kommt er durch Orkane in Bewegung und stürzt dann lawinenartig auf die Heeresstraße hinab. Im Frühjahr stellt sich der Föhn bei Zeiten ein, durchweht die Schneemassen und kündigt den kommenden Frühling an.

Im Sommer giebt es auf dem Simplon viele heitere, warme und auch heiße Tage, an denen die Chorherren und ihre Gäste reizende Ausichten genießen, wenn sie beim anbrechenden Tage zum ehemaligen Zollhause — etwa 7 Minuten vom Hospize entfernt — hinaufgehen. Die Morgen-

monat. Alle wurden auf dem Gottesacker in Simpelu beigesetzt. Die Italiener hatten die Reisepässe bei sich, worauf ihr Name, Alter und Heimathsort angegeben war. Es waren junge Leute, Einige noch unter 20 Jahren, und Alle gehörten zu der Provinz von Novara. (Mittheilung von Herrn Ignaz Amherd, Pfarrer in Simpelu.)

1) Die Simplonstrafe ist herrlich und fest gebaut, und Viele geben ihr vor jener des St. Bernhard den Vorzug. Sie bietet an mehreren Stellen dem Wanderer hübsche Ausichten. Die Erhaltung dieser Heeresstraße kostet jährlich dem Wallis hohe Summen; denn nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer wird durch häufige Regengüsse die Straße zuweilen verwüstet, was besonders 1868 der Fall war. Für die Eidgenossenschaft ist sie eine einträglide Quelle, nicht aber für Wallis, weil erstere die Auslagen nicht hinreichend entschädigt.

röthe und dann die aufgehende Sonne, die aus der Tiefe aufzusteigen scheint, die zahlreichen Schafsheerden, die gegen die Anhöhen der Berge links und rechts weiden, die schönen Alpen, welche zwischen dem Dorfe Simpelu und dem neuen Hospiz sich befinden, und auf denen die lustigen Samen bei der Besorgung ihres Viehes jauchzen und jodeln, erheitern die Morgenstunden. Und geht man einige Schritte vom Zollhause gegen den Hobschensee hinüber¹⁾, so öffnet sich dem Auge ein herrliches Mundgemälde. Bezaubernd liegt nördlich der große Aletschgletscher. Sobald am Morgen die ersten Sonnenstrahlen darauf fallen, und das Thal und die niedern Anhöhen noch im Dunkel liegen, glänzt er in magischem Feuer und seine höchsten beschneiten Gipfel verwandeln sich in Glanz und Schimmer. Ihn bewachen das Finsteraarhorn (4275 M.) und die Jungfrau (4167 M.). Ostlich zeigen sich die Mauern und Zinnen des Matterhorns (4502 M.), die bis zum Mont-Rosa (4636 M.) sich hinstrecken. Alle stehen da, in das Weiße gehüllt, als Vorfürer des großen Welt drama's. Die schönsten Ansichten aber auf dem Simplon findet der Tourist dem Hospiz gegenüber, wenn er gegen die Bistinen hinaufsteigt, sich zurückwendet und sein Auge herumschweifen läßt. Von da aus sieht er die 50 Schritte lange Schalbet-Galerie am Fuße des Kaltwassergletschers, hinter welchem die höchste

¹⁾ In der Nähe des Hobschensee's besitzen die Ursulinerfrauen von Brig eine hübsche Sommeralp, die Stalben heißt. In den heißesten Sommermonaten halten sie sich hier abwechselnd auf und besuchen täglich den Morgengottesdienst im Hospize. Sie freuen sich, einige Wochen auf dieser Alp zuzubringen und ausruhen zu können; denn mehrere Frauen besorgen im Winter die Mädchenschulen auf den Dörfern und bedürfen der Erholung. Die reine Luft genießen aber hier Alle gerne.

Spitze des Mont-Leone (Löwenberg, 3565 M.) majestätisch emporsteigt. Aus diesem Gletscher sprudeln vier Bäche hervor, die in schönen Wasserfällen über die Felsen hinabstürzen, und weiter unten in einen großen Strom sich vereinigen, der dann tosend über das Dach der Galerie hinaus in die Tiefe hinabfährt. Hoch über dem Hospiz ragt das Schönhorn (3202 M.) und weiter unten das Fletschhorn (4025 M.) empor. Ueberhaupt kommen noch viele andere Bergspitzen aus Italien zu Gesichte. Das Hospiz mit seiner schönen Wiese stellt sich malerisch dar ¹⁾, und auch das alte Spital liegt enthüllt mit seiner Thalsfläche vor dem Auge. Eine Stunde ob diesem Hospiz liegt der Sirvoltensee und über diesen erhebt sich der Sirvoltenberg. Nachdem man eine Stunde hinaufgestiegen, so verliert sich allmählig die Aussicht in die Ebene hinab. Der Wanderer verläßt den Anblick derselben; allein vor seinen Füßen, beinahe Schritt für Schritt, findet er Anziehendes. Auf diesem Berge

1) Die schöne lange und breite Wiese, die beim Hospize gegenüber und hinter demselben hinauf bis an den Fuß des Schönhorns den Gherherren angehört, ist ringsum von einer kleinen Mauer umschlossen. Der Boden ist torfartig, wird sorgfältig gepflegt und mit Dünger belegt, der den Boden fett macht und eine befriedigende Ernte zur Keife bringt. Im Brachmonat blühen darauf wohlriechende und mannigfaltige Bergblumen, die ebenfalls einen botanischen Garten darstellen. Im August ist das Gras reif, wird abgemäht und eingeheimset; die Herbstweide gedehlt nur spärlich und ist ohne Bedeutung. Auch der Boden des alten Spitals ist von Torf, liegt tiefer in angenehmerer Lage; weil aber die Angestellten den Dünger sparen oder die Wiesen mit geringerem Fleiß pflegen, fällt die Ernte spärlicher aus. Freilich wohnen die Leute nur im Sommer einige Monate da und besitzen den Dünger nicht im Ueberflusse. Hingegen die Hospizherren haben das ganze Jahr Kühe und Pferde und können ihre Wiesen nach Bedarf düngen.

wachsen die verschiedenartigsten Blumen; oft trifft man ganze Beete solcher beisammen, als wären sie von einem Gärtner zusammengepflanzt worden. Der ganze Berg, von oben bis unten, ist mit Blumen übersäet, die am herrlichsten gegen Ende des Brachmonats blühen. Der Botaniker findet hier eine reiche Sammlung von seltenen Gewächsen, die er anderswo vergeblich sucht. Man dürfte diesen Berg wohl einen Blumenberg nennen. Ein ganz kleiner See liegt in der Nähe des Ueberganges über die Bistinen, und man nimmt an, daß dieser Teich ungefähr in gleicher Anhöhe wie das St. Bernhardshöspiz sich befinde.

Vom Brachmonat bis Ende Augusts ist der Simplon sehr belebt; die vornehmere Welt von Brig, Visp und andern Orten verweilt daselbst einige Wochen. Viele haben auf diesem Berge ihre Alpen, Wohnungen und Weiden, und halten sich in ihren Besitzungen auf. Einige befinden sich in der Nähe des neuen Höspizes, Andere sind eine Stunde und darüber entfernt; allein die Entfernung hindert sie nicht, bisweilen dem Höspiz Besuch zu machen. Weltliche und geistliche Herren aus allen Gauen des Walliserlandes bringen oft mehrere Tage in diesem Höspize zu; eben so Frauen und Fräuleins, die ihre angegriffene Gesundheit durch Luftänderung herzustellen suchen, und auch gesunde Leute benützen die wohlthätige Bergesluft, während zu Hause in der Tiefe oft eine fast unausstehliche Hitze herrscht. Seitdem das Telegraphen-Bureau im Hause selbst errichtet ist, kann man süglicher verkehren. Nicht selten berichten vornehmere Personen aus Italien, England, Deutschland und der Schweiz, die da einige Tage sich aufzuhalten gedenken, durch Depeschen ihre Ankunft. — Man muß aufrichtig gestehen, diese Chorherren sind sehr beliebt, nicht

nur der Gastfreiheit wegen, die sie gegen Fremde und Einheimische ohne Unterschied ausüben, sondern auch wegen ihrer Höflichkeit und ihrem musterhaften Betragen gegen Jedermann. Mit der gebildeten Welt umzugehen, verstehen sie ganz besonders.

Das Hospiz auf dem Simplon hat Besitzungen in Italien und Wallis. In der Lombardei bei Pavia sind sein Eigenthum die Güter der aufgehobenen Klöster von Senatore und von Torre del Mangano zu Certosa.¹⁾ In Domodossola haben sie gleichfalls ein hübsches Landgut mit Haus, Scheune, Stall, Garten, Wiesen, Wald und Wein-

1) Die Klöster von Senatore und Certosa sind fast eine Stunde von der Stadt Pavia entfernt. Im erstern, dessen Gebäulichkeiten wahrscheinlich abgetragen wurden, wohnten Zisterzienser-Frauen. Im letztern, welches Johann Galeazzo Visconti, erster Herzog von Mailand, gegen Ende des vierzehnten oder zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts mit einer prachtvollen gothischen Kirche erbaute, waren Karthäuser. Kloster und Kirche zu Certosa bestehen noch, gehören aber nicht den Herren in Simplon an. Hier befinden sich noch Karthäuser-Mönche, die mit aller Sorgfalt die berühmte gothische Kirche pflegen, wofür die Regierung von Florenz diese Religiösen beibehalten hat. War es ihr aber mit dieser Beibehaltung aufrichtig Ernst? Ich bezweifle es, da sie sonst nicht kirchlich handelte. Hat sie nicht das sämmtliche Kirchenvermögen an sich gezogen, die Klöster aufgehoben, die Bewohner derselben aus den friedlichen Mauern vertrieben? Und wie viele prachtvolle Gotteshäuser, deren Italien eine Menge zählte, stehen nun verödet da, beraubt ihres Schmuckes, gleichsam klagend, sie seien unter die Räuber gefallen. Wo müssen wir also den Grund der Beibehaltung unserer Karthäuser suchen? Fast alle sind Franzosen und die Stalienissimi dürfen diese nicht willkürlich abfertigen. Sie verstehen es, daß sie vor Frankreich einstweilen ihre Kniee beugen müssen. Armes Italien, durch deine Taktlosigkeit und durch unchristliches Benehmen in deinen Handlungen gegen die Kirche und deine christlichen Unterthanen bist du der Schauplatz der Erbarmung geworden! Wenn eine Hauehaltung dem Ruine entgegengeht, so wird sie bevogtet.

reben, die sich bis an die Mauern des Kapuzinerklosters hinauf erstrecken. — In Wallis gehört ihnen das neue Hospiz auf dem Simplon mit der großen umliegenden Wiese. Eine schöne Alp unter dem Rothwald, Mittenbäch genannt, haben sie angekauft, die ehemals dem hochwürdigen Bischof Johann Jordan zugehörte, was daselbst eine noch vorhandene Inschrift bekräftigt. Ueber der Alp besitzen sie eine Strecke des Rothwaldes, aus dem sie ihren Holzbedarf beziehen. Eine andere Alp, Bernetsch genannt, zwischen dem Hospiz und dem Dorfe Simpelu, ist ebenfalls ihr Eigenthum. Die Lebensmittel können sie aus Italien oder Wallis nach Belieben durch eigene Fuhrwerke auf der Heeresstraße herbeischaffen, und zwar nicht mit jener Kostbilligkeit, wie auf dem St. Bernhard. Doch müssen sie jetzt der Eidgenossenschaft die aus Italien kommenden Einfuhren verzollen; ebenfalls sind ihre Güter nicht von Abgaben frei. — Zu Aelen in der Waadt sah ich eine Stereoscope, in der eine Photographie vom Simplon überaus schön sich ausnimmt. Zwei Chorherren, gegen das Zollhaus hinkommend, stehen auf der Mitte der Heeresstraße und unterhalten sich gemüthlich. Das Hospiz ist prachtvoll dargestellt.

52.

Schlußwort.

Ich habe nunmehr das Leben des großen Dieners Gottes, des heiligen Bernhard von Menthon, und sein edles Wirken und Streben auf den Hochalpen geschildert,

und zugleich seine würdigen Söhne in so vielen Jahrhunderten nach unveränderter Gesinnung und Anstrengung vor Augen geführt. Wir haben vernommen, welch' große Opfer die Konventherren den Reisenden und Armen in jeder Jahreszeit darbringen, wie sie selbst ihr eigenes Leben gerne dafür einsetzen, und wie sie nicht bloß gegen wilde Elemente, sondern auch gegen andere Feinde zu kämpfen hatten. — Mögen diese edlen Männer fernerhin mit neuem Muth die große Werk der Liebe zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Menschheit unentmüthig fortsetzen! Das große Verzeichniß der vielen Geretteten, welches sie seit längerer Zeit in einem Buche führen, soll sie ermuntern, ihre aufopfernde Liebe mit neuen Kräften zu bethätigen! Der Geist des heiligen Stifters ist sichtbar bis auf den heutigen Tag unter ihnen geblieben; ihre Anstalt ist auf Felsen gebaut und sie hat durch neun Jahrhunderte manchem Sturm getrotzt; denn was auf Felsen steht, wird nicht so leicht erschüttert. Noch schlagen tausend und abermal tausend warme Herzen in Dörfern und Städten Europa's für diese menschenfreundliche Anstalt; noch danken Viele, die ihre kühnen Schritte auf den St. Bernhard gelenkt, die dort gerettet oder erwärmt, getränkt oder gespeist worden sind, und die nun die Reichen aufmuntern, ihre wohlwollenden Schenkungen dorthin zu senden. — Ein solches Gotteshaus kann nicht untergehen; ein Ort, wo noch, frei von Lastern der Niederungen, so viele Tugend wohnt, muß des Segens Fülle genießen. — Gott ist sein mächtiger Hort und der heilige Bernhard ein kräftiger Fürsprecher.

Ich kann diese Zeilen nicht enden, ohne zweier Männer zu gedenken, die eine verdiente hohe Verehrung dem St. Bernhardsbause widmeten. „Das Hospiz auf dem St. Bern-

hard“, sagt Herr Bridel, „ist ein von ächtem Christenthum erbauter Tempel der Nächstenliebe; mithin der ältesten Gottesverehrung geweiht und von Menschen bedient, die so viele tausend und tausend Reisende als Engel betrachten müssen, vom Himmel auf die Erde gesandt, hier an der Grenze des Todes zu stehen, um sie beim Leben zu erhalten. Es ist eine Anstalt, die von ganz Europa verehrt wird, in der Welt nicht ihres Gleichen hat und der Menschheit Dienste leistet, die über Ausdruck erhaben sind. . . . Welcher Beweggrund konnte Männer von Bildung vermögen, sich in dieser schauerlichen Wüste anzusiedeln, Gesundheit und Leben Armen und Leidenden zum Opfer zu bringen? Nur ein Beweggrund ist möglich und dieser bot ihnen das Christenthum dar. Verehrung sei dafür dieser wohlthätigen, hülfreichen Religion gebracht! Und Preis und Dank den gotterfüllten Menschen, welche diese Religion mit so uneigenmütziger Ergebung ausüben.“

An diese Worte knüpft der schätzbare Verfasser der „Religiösen Unterhaltungen“ schöne Lobsprüche und Beherzigungen: „Da sehen wir den Geist der lebendigen Religion“, schreibt er, „welcher auch kein anderer ist, als der des wahren Christenthums, der heiligen katholischen Kirche, die, gleich ihrem göttlichen Bräutigam Jesus Christus, sich in ihren wahren Kindern immerfort für das ewige und zeitliche Heil Aller aufopfert. Denn wo und was giebt es für eine geistige und leibliche Noth, der sie nicht mit völlig hingebender Liebe abzuhelpen sich bemüht? Und wäre in allen bloß weltlichen Anstalten eine so reine, dauerhafte Hingabe zu finden? Gewiß, wenn die katholische Kirche schon hienieden noch nicht eine Gemeinde bloß der Auserwählten ist, indem sich darin thörichte und weise Jungfrauen, schlechte

und gute Fische, Unkraut und Weizen befinden, so ist sie doch die einzig von Christus auf dem Gipfel des Berges gegründete, Allen sichtbare Stadt Gottes, überall hinleuchtend, sowohl durch die Wahrheit ihrer Lehre, als durch die Liebe ihrer Werke."

„Und was ist nun das für ein Geist“, sagt er am Schlusse der Betrachtung über den heiligen Bernhard, „der eine Anstalt, wovon man in dem Gepränge der Welt umsonst das Muster oder auch nur etwas, das ihm nahe käme, suchen würde, gestiftet hat und schon über achthundert Jahre erhält? Unsere Philosophen wollen nicht eingestehen, daß es der Geist der christlichen Religion sei . . . ; sie schreiben denselben dem zu, was sie unbestimmt Weisheit, Tugend, Demuth nennen. Ist es aber nicht erbärmlich, zu sehen, wie die unfruchtbare und eifersüchtige Weisheit dieser Welt sich umsonst plagt und sich in Ränken erschöpft, um der Religion die Ehre ihrer Denkmäler zu rauben? Es muß mit ihr schon weit gekommen sein, daß sie die guten Ordensgeistlichen, wahre Mönche, so in Philosophen umwandelt. Und wirklich wäre das etwas ziemlich Neues und Sonderbares, wenn man unsere modischen Wohlthätigkeitsprediger, unsere Sittlichkeitsberechner, unsere gottesleugnerischen Weltweisen ihre wohlküstigen Wohnungen verlassen und hingehen sähe, ihr ganzes Leben auf diesen unbewohnbaren Bergen zuzubringen, um der Menschheit um den Preis ihres Vermögens, ihrer Ruhe und ihres Lebens zu Hülfe zu kommen. Aber nur der wahren Religion allein kömmt es zu, die Menschen zu diesem Heldenmuth der Tugend zu erziehen; weil sie allein so große Beweggründe giebt, daß sie den großen Opfern, die man ihr bringt, angemessen sind, und somit durch den gewissen Glauben und höhere Hoff-

nungen, als die Welt geben kann, hohe Gesinnung einflößt.“

Diese Aussprüche mögen genügen, die Einwendungen der heutigen Welt zu widerlegen, die da sagt: Warum braucht man in Armen- und Erziehungsanstalten und in Ausübung werthätiger Nächstenliebe nur geistliches Gewand? Könnten Weltleute nicht eben so gut hierin arbeiten und wirken? — Allein sei man überzeugt, großmüthige Selbstverleugnung und wahrhaft innerliche Demuth müssen den Geist der lebendigen Religion, die da ist gänzliche, opferwillige und uneigennützige Hingebung für den Nebenmenschen, anfachen; und diese Tugenden werden einzig und allein festgehalten mittelst des Gelöbnißes beständiger Keuschheit, unbedingten Gehorsams und freiwilliger Armuth. Wo aber finden sich solche weltliche Körperschaften?!

III.

Statistisches und Verzeichnisse.

In der Stürme kaltem Bette,
In der Witbniß rauhem Schooß,
Steht der Liebe Zufluchtsstätte,
Wildernd sanft des Wand'rer's Loos.
Dort, wo die Orkane toben
In der öden Einsamkeit,
Sammeln sich, um Gott zu loben,
Fromme Mönche, hülfbereit.

Viele Jahre schau'n hernieder
Auf die wild bewegte Welt,
Seitdem hier der Liebe Brüder
Walten unier'm Nebelzelt.
Throne wanken, Reiche schwinden,
Von der Zeiten Sturm erfaßt;
Stetsfort auf St. Bernhard finden
Müde Waller Ruh' und Rast.

Draußen wüthen blut'ge Kriege:
Droben in dem ew'gen Schnee
Fei'rt die Liebe ihre Siege,
Heilt das Herz so voll von Weh'.
Edelm Wohlthun fortan offen,
Stehe fest, o killes Haus!
Laß den Wand'rer Rettung hoffen,
Der da stöhnt im Sturmgebraus.

Aufzählung der dem St. Bernhardsberge früher zugestandenen Pfründen. ¹⁾

1) In der Diözese Sitten.

1. Das Kloster und die Umgegend, wo es steht, mit allem Zubehör und weltlicher Gerichtsbarkeit.
2. Die St. Peterskirche zu St. Petersburg mit Zubehör.
3. Die St. Georgenkirche zu Libbes mit Zubehör.
4. Die St. Nikolauskirche zu Orsieres mit Zubehör.
5. Die St. Stephanskirche zu Sembrancher mit Zubehör.
6. Die St. Mariakirche in Martinach.
7. Das Haus in Sitten mit Zubehör.
8. Die St. Michaelskapelle de la Tour in Sitten mit Zubehör.
9. Die St. Peterskirche auf Leis mit Zubehör.

¹⁾ Papst Honorius IV. stellte dieses Verzeichniß 1286 dem Propst Martin auf dem Jupitersberge zu und bestätigte darin alle Präbenden, die seine Vorgänger dem St. Bernhardsberge zuerkannt hatten. Merkwürdig ist, daß diese Bulle nichts von den Benefizien in der Tarantaise und Lombardei meldet, die noch in den Bullen Adrians IV. und Alexanders III. aufgezählt waren. Es scheint, daß schon damals der kleinere St. Bernhard nicht mehr dem Jupitersberg zugehörte. Auch in der Zahl der Pfründen weichen Herr de Loges und Herr Chorherr Dorjaz von einander ab. Ersterer führt aus der Bulle des Papstes Honorius IV. 79, Letzterer 83 Pfründen an.

10. Die Kirche von Millez mit Zubehör.
11. Die Kapelle und Scheune zu Roche mit Zubehör.
12. Die Kirche zu Noville mit Zubehör.
13. Die St. Hippolytskirche in Vouvry mit Zubehör.
14. Die St. Mariakirche zu Beaumont mit Zubehör.

2) In der Diözese Lausanne.

15. Das Spital von Vivis mit Zubehör.
16. Die Kirche von Semsales mit Zubehör.
17. Die Kirche, die Kapelle und die Meierei zu Montpreveyres, mit weltlicher Gerichtsbarkeit.
18. Die Spitäler zu Medun und Freiburg mit ihrem Lande und Besitzungen.
19. Die Kirche von Farvagny mit Zubehör.
20. Die Kirche von Uvry mit Zubehör.
21. Das Hospiz in Dettens mit Zubehör.
22. Das Hospiz de la Foret mit Zubehör.
23. Das Spital und die St. Johanneskapelle in Lausanne.
24. Das Haus auf dem Felde zu Etoi, die St. Niklausenkirche in derselben Gegend mit ihren Kapellen und weltlichen Rechten.
25. Die Kirche zu Beria mit Zubehör.
26. Die Kirche de la Sara mit Zubehör.
27. Das Spital La-Tour bei Cogni mit weltlicher Gerichtsbarkeit.

3) In der Diözese Basel.

28. Die Kirche zu Pfirt mit ihren Kapellen und anderm Zubehör.

4) In der Diözese Genf.

29. Die Kirche von St. M. zu Meillerie mit ihren Rechten.
30. Die Kirche von Marins mit Zubehör.
31. Die Scheune von Bigni mit Zubehör.
32. Die St. Michaelskirche zu Tholens mit ihrer Gerichtsbarkeit.
33. Die St. Germanikirche mit Gerichtsbarkeit.
34. Die Kirche von Nobe mit Gerichtsbarkeit (Jurisdiktion).
35. Die Gerichtsbarkeit von Concise.
36. Die Loge von Rumilli mit Zubehör.
37. Die St. Wolfgangskirche zu St. Verjoir mit Zubehör.

5) In der Diözese Aosta.

38. Die Chorherrenpfründe und die Kathedrale.
39. Das Priorat von St. Benni mit Zubehör.
40. Das Priorat von St. Jaqueme mit Zubehör.
41. Der Weinberg zu Bibian mit Rechten.
42. Der Weinberg zu Neppoz mit Zubehör.
43. Die Scheune und die Gerichtsbarkeit von St. Dyen.
44. Die St. Georgenkirche von Polen mit Zubehör.
45. Das Spital von Chatillon mit Zubehör.
46. Die Kirche von St. Remy mit Zubehör.
47. Die Kirche von St. Dyen.
48. Die Kirche von Stroubles mit Zubehör.

6) In der Diözese Ivrea.

49. Die St. Michaelskirche von Corseria mit Zubehör.
50. Die St. Martinskirche von Peruse.
51. Die St. Stephanskirche du Mont de Grimoldens mit Zubehör.

52. Die Kirche des allerheiligsten Erlösers von der Burg Masin mit Zubehör.

7) In der Diözese Turin.

53. Die St. Bernhardskirche außer den Stadtmauern mit Zubehör.
54. Die St. Martinskirche von Ciriac.
55. Die jährlichen Zinsen, welche die Brüder Humiliaten von Chivaz schuldeten.
56. Die Kirche von Chivaz.

8) In der Diözese Vercelli.

57. Die St. Sekunduskirche mit Zubehör.
58. Die jährlichen Zinsen, welche der Abt und der Konvent von St. Andreas von Vercelli schuldeten.
59. Die St. Germankapelle.

9) In der Diözese Novara.

60. Die St. Jakobs- und die St. Philippuskirche.

10) In der Diözese Messina.

61. Die St. Peterskirche mit ihren Kapellen und allem Zubehör.

11) In der Diözese Besançon.

62. Die Loge von Besançon mit Zubehör.
63. Die Loge von Arelens mit Zubehör.
64. Die Meierei von St. Pharel mit Zubehör.
65. Das Spital von Salins.

12) In der Diözese Langres.

66. Das Spital im Thale de Senfon mit Zubehör.
67. Die Scheune und der Weinberg von Pradet mit Zubehör.
68. Das Spital von Vori mit Zubehör.
69. Die Voge bei Bazas sur-Saone mit Zubehör.

13) In der Diözese Autun.

70. Die Voge von St. Bernhard sur-le-Mont-Real mit Zubehör.
71. Die Pfründe in der Kirche von Dives.

14) In der Diözese Troyes.

72. Das Spital und Priorat von St. Bernhard mit seinen Scheunen und anderm Zubehör.
73. Das Spital Haus Gottes — Domus Dei — von Sezona u. s. w. bei Reines.
74. Das Spital Demeritum mit Zubehör.
75. Die Scheune de la Folia in der Diözese von Rheims.
76. Das Spital von St. B. von Apogniac in der Diözese von Amers.
77. Die Kirche und die Meierei von Branches mit seiner Gerichtsbarkeit in England.
78. Das Schloß Cornut mit seinen Kapellen, Gerichtsbarkeit, Zehnten u. s. w.
79. Das Hospiz von Sotana mit Zubehör.

Reihenfolge der Pröpste auf dem großen St. Bernhard. ¹⁾

1. Bernhard von Menthon, der heilige, geboren 923 auf dem Schlosse Menthon, in der Diözese von Genf, wurde 966 Archidiakon von Aosta, begann den Bau seiner Hospize auf dem großen und kleinern St. Bernhard um 960 oder 970, starb in Novara den 13. Brachmonat 1007 (1008?). Papst Innozenz XI. reichte ihn am 9. August 1681 in den Kranz der Heiligen ein.

2. Richard, aus dem Sferenthale, unmittelbarer Nachfolger des heiligen Stiflers, Archidiakon von Aosta, ein frommer und kluger Ordensmann; er lebte nicht lange und sein Eintritt ist nicht verzeichnet.

3. Arimus, war 1024 Archidiakon von Aosta. Das bezeugt eine Urkunde, die der selige Chorherr Gal, Prior an der Kollegiatkirche von St. Ursus, in neuerer Zeit zu Aosta im Archiv aufstand. — Von hier ist die Reihenfolge fast auf hundert Jahre unterbrochen.

4. Stephan, Archidiakon von Aosta. Der Nekrolog der regulirten Chorherren von Abondance enthält die Worte: „Stephan, Archidiakon von Aosta, starb u. s. w.“ Er lebte in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts.

¹⁾ Ich benutze den Katalog des Herrn Chorherrn Kaspar Joseph Deriaz, jene von Christian de Loges, Egbert Friedrich von Müllinen, und mehrere Mittheilungen aus dem Archiv von St. Bernhard, ganz besonders aber die »Mémoires et Documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse Romande«, die viele Urkunden von dem St. Bernhardsberg enthalten.

5. Anonymus, d. h. ein Ungenannter. Papst Adrian IV. bestätigt 1158 dem Propst auf dem Jupitersberg durch eine Bulle die Schenkung an das Hospiz, die ihm Heinrich, Bischof von Troyes, und der edle Heinrich, Graf von Troyes, gemacht hatten. — Noch früher, nämlich 1146, überschritt Papst Eugen III. den St. Bernhardsberg und stellte dem Gotteshause eine Schirmbulle aus. Er bestätigte alle Schenkungen, die durch das Haus Carinthie zu Gunsten des St. Bernhard gemacht wurden. Graf Amedeus von Maurienne bewilligte ebenfalls die Lehnrechte.

6. Ulrich, tritt 1167 mit Zustimmung seines Kapitels der Abtei Hautcrest den halben Theil des Zehnten von Villars-Peney ab, unter der Bedingung, daß diese den jährlichen Zins von einem halben Scheffel Weizen dem Almosen-sammler für den St. Bernhardsberg in Vivis auszahle. Dieser Akt wurde am Fuße des Jupitersberges ausgefertigt und es erscheinen darin unter Andern unser Propst Ulrich, Guigo, Prior von St. Petersburg, Girardus, Prior von St. Bernhard, und Girardus, sein Nefte, als Zeugen.¹⁾ — Amedeus, Bischof von Sitten, nahm 1168 in einer Urkunde das Hospiz, die Kirche von Martinach und alle Besitzungen, die es in seiner Diözese besaß, in seinen Schutz, um, wie er sagte, die frühern gegen dieses Armenhaus zugefügten Ungerechtigkeiten zu sühnen.²⁾ Dieß geschah zur Zeit des Kaisers Friedrich. Ulrich starb 1171.

1) Vgl. Mém. et Doc. de la Suisse Rom. T. XII.

2) Unter den Zeugen befinden sich Peter, Erzbischof von Tarantaise, Bernhard, Archidiacon von Aosta u. s. w., ein Beweis, daß die Archidiacone von Aosta nicht immer zugleich Präpste auf dem St. Bernhard waren; denn der Akt schließt mit den Worten: „Dieses geschah zur Zeit des Propstes Ulrich auf dem Jupitersberge, als Kaiser Friedrich regierte.“ (Vgl. Mém. et Doc. de la Suisse Rom. T. XVIII.)

7. Guigo oder Gui. Diesen nennt eine Urkunde, die 1174 in der Kathedrale von Aosta ausgefertigt wurde.

8. Wilhelm I. Unter ihm nahm Papst Alexander III. den 18. Brachmonat 1177 das Hospiz von St. Nikolaus und St. Bernhard des Jupitersberges unter seinen Schutz. Er verlieh dem St. Bernhard die Cella von Nevaz, die Kirche von Farvagny, die Cella von Morv und die Cella von Semsales ein. — Mit Rauthelm, Bischof von Sitten, schloß er einen Vertrag. Im Jahre 1176 nahm Kaiser Friedrich das Spital des Jupitersberges in seinen Schutz; die Schrift wurde in Turin ausgefertigt. ¹⁾

9. Armand I. Die ältesten Kataloge von St. Bernhard, wie auch der Probst Roland Biot lassen diesen hier folgen.

10. Peter I. von Lezel oder Lausel, erhielt den 1. April 1189 von Thomas, Graf von Maurienne, Marquis von Italien, den Ferretwald, in der Pfarre von Orsieres gelegen, zum Geschenke. Der Graf bestätigte 1191 und 1193 urkundlich den Besitz dieses Waldes, aus dem das Hospiz heute noch seinen Holzbedarf bezieht. Uebermal bestätigte Thomas 1206 alle Schenkungen, die dem Hause von St. Bernhard von seinem Onkel Amedeus, Voso, Girald und Amedeus von Mingen gemacht wurden. ²⁾ — Papst Innozenz III. gewährte 1198 allen Wohlthätern dieses Hauses einen Ablass auf ewige Zeiten, und ernannte im gleichen Jahre den Abt Gunther von St. Moriz zum Beschützer der Rechte auf dem Jupitersberge. — Im Jahre 1199 erschien unser Propst Peter I. in Sitten vor dem

¹⁾ Vgl. Archiv von St. Bernhard und Mém. et Doc. de la Suisse Rom. T. XIX.

²⁾ Mém. et Doc. de la Suisse Rom. T. XIX.

Bischof Manthelm, den Domherren und dem Abt von St. Moriz, um sich zu verantworten; denn die Domherren hatten sich wiederholt beklagt, daß die St. Bernhardsherren die Pfründen von Martinach, Sembrancher, Orsieres und Liddes, wie auch jene von Leis, die eine Präbende eines Domherrn von Sitten war, nicht rechtmäßig besäßen. Der Propst, spätere Mißbeliebigkeiten befürchtend, legte die genannten Pfründen in die Hände des Bischofs; allein der Bischof, durch die Bitten des Abtes Gunther gerührt, wollte nicht, daß das Haus des Jupitersberges Schaden leide; er stellte ihm, mit Beistimmung des Kapitels, die Pfründen mit all ihrem Zubehör auf ewige Zeiten wieder zu, die Rechte des Bischofs vorbehaltend. Der Domherr, dem die Pfründe von Leis zugehörte, erhielt als Zins 8 Dukaten zur jährlichen Entschädigung; für die übrigen vier Pfründen, die dem Bischof angehörten, sollte jährlich zur österlichen Zeit dem Bischof 40 Mörziger Groß ausgezahlt werden. Die Chorherren von St. Bernhard, Girard und Nikolaus, unterzeichneten mit dem Propst Peter den Akt.¹⁾

11. *Walcher* kommt in den Urkunden zweimal vor; 1206 legte er Verwahr gegen die Bischöfe von Aosta und Tarantaise ein, welche die Investitur seiner Pfründen sich anmaßten, und 1206 schloß er einen Vertrag mit Landri, Bischof von Sitten. So berichten de Loges und Dorfaz.

12. *Arducius*. Diesen finden wir in keinem Verzeichnisse — nur in jenem von Herrn von Müllinen — und doch war er Propst von St. Bernhardsberg, was eine Urkunde, die am 9. Brachmonat 1215 zwischen dem Hause

¹⁾ Vergl. Archiv von St. Bernhard und Mém. et Doc. de la Suisse Rom. T. XVIII.

Etoi und dem Domkapitel von Lausanne abgeschlossen wurde, bekräftiget. Denn darin stehen am Ende die Worte: „Wir ließen den Akt durch Berchtold, Bischof von Lausanne, und Arducius, Propst auf dem Jupitersberg, besiegeln.“¹⁾

13. Guido von Aelen, aus der Waadt gebürtig, erlangte 1219 von dem Kanzler von Savoyen, Govebo, die Erlassung aller Siegelgebühren. Dieser Propst erhielt mehrere Schenkungen: Guido von Mont vermachte 1220 dem Jupitersberg 5 Sou — Solidi —, als jährlichen Zins, den Amauri von Souiz entrichten sollte.²⁾ Die Mißbelligkeiten zwischen dem Propst Guido von St. Bernhard und der Abtei von Hautcrest, die Kirche von Willeneuve und den Zehnten von Peney betreffend, wurden 1220, auf Anordnung des Bischofs Berchtold, beigelegt. Noch im gleichen Jahre kommt Guido den 10. Heumonath als Zeuge in einer Urkunde vor, die in dem bischöflichen Pallaste zu Lausanne ausgefertigt wurde.³⁾ — Den 13. August 1221 schenkte R., Herr von Mont, mit Zustimmung seiner Frau Alice und seiner Kinder, bei Bossonens einen Theil des Bodens, auf dem das Kapitel des Jupitersberges eine Kapelle zu bauen begonnen hatte.⁴⁾ — Nimo I. de la Tour von Sitten, Wilhelm, dessen Bruder, ihr Neffe Rudolph und die Dame von Morestel, Gattin des genannten Nimo, schenkten dem Propste Guido, zu Gunsten des Jupitersberges, die St. Michaelskapelle auf Türbelen in Sitten. Der Akt ward den 30. März 1221 zu St. Peter de Glages ausgefertigt, und von Nimo II., Sohn des Ersten dieses Namens, später

1) Vergl. Mém. et Doc. de la Suisse Rom. T. VI. pag. 259.

2) Ibid. Tom. XII.

3) Ibid. Tom. XX.

4) Ibid. Tom. XII.

bestätigt. Drei Jahre darauf zeigte sich Nimo I. ebenfalls großartig gegen das Haus von St. Bernhard, indem er in die Hände des Propstes Guido zur Stiftung seiner Jahrszeit mehrere Zehnten, theils in der Stadt und theils um dieselbe gelegen, darbrachte. Zum gleichen Zwecke schenkte er dem nämlichen Hause seinen Zehnten in Evolena und den dritten Theil im ganzen Eringthale.¹⁾ — Noch kommt Guido 1226 als Zeuge, das Kloster Peterlingen betreffend, in einem Akte vor.²⁾

14. Peter II., genannt du Pertuis — von der St. Ursenpforte — aus Aosta, verpflichtete 1225³⁾ die verpfändeten Chorherren in der Lombardei, den jährlichen schuldigen Betrag an das Kloster von St. Bernhard zu entrichten, nämlich den Zehnten, den das Spital von Heinrich von Mingen erworben hatte. 1229 kaufte er von Nimo von Bentzen, Großkantor an der Kathedrale von Sitten, einen mit Bäumen besetzten Boden, gelegen hinter dem St. Bernhards Hause, in der Nähe der St. Theodulskirche, an den Ringmauern der Stadt, um 24 Pfund. 1234 kaufte er das eben erwähnte Haus bei der St. Theodulskirche. Er erhielt auch die Bestätigung der Lehnrechte, die der Stand Wallis wiederholt anerkannt hatte. 1234 erwarb er die Zehnten von Sembrancher, Bronel und Chambaudin in Orsieres. Papst Gregor IX. bestätigte ihm 1231 alle Privilegien und nahm alle Besitzungen des Hospizes in Schutz.

15. Armand II. Dieser kommt in einem Akt von Ber vor, der 1237 betreffend 3 Sester jährlichen Schenkungs-

1) Bal. Mém. et Doc. de la Suisse Rom. T. XXIV.

2) Ibid. Tom. XX.

3) Die Jahrzahl 1225 ist unrichtig, weil Propst Guido noch lebte und 1226 einen Akt unterzeichnete.

weins ausgefertigt wurde. Nur der Buchstabe *N* ist angezeichnet, nämlich: „*N*. Der unterthänigste Propst der Armen auf dem Jupitersberge.“ Die ältesten Verzeichnisse auf dem St. Bernhard halten dafür, daß der Buchstabe *N* Armand bedeute, also der Zweite dieses Namens.

16. Falko kommt in den Akten 1241, 1243, 1250 und nach Trouillat noch 1255 vor.¹⁾ Gegen Burvin, Prior in Beria und Mitglied des großen St. Bernhardsberges, schritt er gerichtlich ein. Dieser führte eben ein nicht erbauliches Leben, unterließ die Abbetung des Brevieres und war nicht zu bewegen, die Priesterweihe zu empfangen. Amedeus IV. bestätigte ihm alle von seinen Vorgängern gemachten Schenkungen und besuchte ihn mit seinem Bruder Peter auf dem St. Bernhardsberge, als er nach Aosta hinabzog, um die Waffen zu ergreifen. 1250 schloß er einen Vertrag mit Heinrich I. von Maron, Bischof von Sitten, die Pfründen und die Vereinigung derselben in seiner Diözese betreffend. Dieser Bischof, obschon in beständiger Fehde mit dem Hause von Savoyen lebend, zeigte sich gegen den St. Bernhard gewogen.

17. Girold de la Sale, von Faucigny, schloß 1253 einen Vertrag in Betreff des Zehnten von Courmayeur. Unter diesem Propste verkaufte Jakob von Quart sein Zollrecht des Jupitersberges an den Graf Peter von Savoyen für 25 Sussapfund. Der Akt wurde am 24. Heumonat 1263 in Aosta unterzeichnet. Girold unterhandelte 1265 im August mit Peter, Graf von Savoyen: Der Propst

1) Laut einer Urkunde, die im Archiv von Lanjanne aufgefunden wurde, half er als Propst von St. Bernhard schon 1231 dem Abt Ulrich von Hautkrest einen Handel schlichten. Man nahm damals die Jahrzahlen nicht so genau.

verzichtete auf das Patronatsrecht der Pfarrkirche von St. Wolfgang und auf alle Besitzungen, die das Hospiz von St. Bernhard in der Nähe von Versoix besaß; der Graf Peter aber gab ihm dafür das Patronatsrecht auf die St. Liberiuskirche am linken Ufer von Aubonne, in der Diözese Lausanne, mit 20 Sou jährlichen Einkommens. Den 23. August 1267 bestätigte Heinrich, Bischof von Genf, den Austausch zwischen dem Graf Peter von Savoyen und dem Propst Girold, der auf die Kirchen von Commugny und St. Wolfgang sich bezog. Im Mai 1269 regelte Girold mit Johann I. von Cossionay, Bischof von Lausanne, die Rechte der Kirchen, welche dem Hospiz von St. Bernhard gehörten. ¹⁾

18. Martin, wiederholt in den Urkunden verzeichnet, war ein ausgezeichnete Haushälter und erhielt mit Recht den Zunamen „Defenon“. Unter ihm stieg das Vermögen bedeutend und selbst zwei Eheleute machten ihm ein hübsches Vermächtniß zur Unterstützung der armen Reisenden. Peter von Gradetsch, Demherr von Sitten, verfaßte den 11. Mai 1279 sein Testament, worin er vier Ochsen, die er in seinem Stalle hatte, an das Hospiz von St. Bernhard auszuliefern befahl. Mit dem Bischofe von Lausanne — wahrscheinlich Wilhelm II. — schloß er einen Vertrag, der ihm die Pfarre von Noigni als eine regulirte Chorpsfründe auf ewige Zeiten aufstellte. Papst Honorius IV. stellte ihm 1286 die große Bestätigungsbulle aller Besitzungen aus, die damals der St. Bernhard inne hatte. ²⁾

1) Vgl. Archiv von Lausanne; Mém. et Doc. de la Suisse Rom. Tom. XIX. und XX.

2) Vgl. Mém. et Doc. de la Suisse Rom. Tom. XVIII.

19. Johann I. von Duin, ein edler Savoyarde, früher Prior von Etoi in der Waadt, wurde nach den Kapitelsvorschriften zum Propste gewählt; er leistete 1302 dem Benifaz von Challand, Bischof von Sitten, den Eid der Treue, kaufte die Meierei von Ecomaz mit dem Hause und dem umliegenden Walde von Peter de la Tour, von Gundiſ, und erwarb Lehengüter und Zinsen im Betrag von 1040 Pfund. Zwischen Nino IV. von Genf und den Einwohnern der Stadt waren Uneinigigkeiten ausgebrochen, und der Bischof hatte die Stadt Genf mit dem Banne belegt. Es wurden zur Beilegung der Sache Schiedsrichter auserkoren, unter denen der Propst Johann I. als Hauptführer des Handels angeführt wird. Den abgefaßten Akt unterzeichneten 204 Genfer, den 21. Hornung 1309, am Freitag nach Aschermittwoch ¹⁾, auf der öffentlichen Straße vor der St. Peterskirche. Nach der Aufhebung der Tempelherren, durch Papst Klemens V., 1311, ward das Priorat von St. Benignus in Aosta dem Hospiz auf dem Jupitersberg einverleibt. — Am Tage seiner Wahl beschloß das versammelte Kapitel zu Roche, kein Verpfändeter dürfe während seiner Pfarrverwaltung die Pfündbegüter verpfänden, unter Strafe der Entsetzung von seinem Platze. Einige Handschriften nennen unsern Propst „Johann Wilhelm“.

1) Die Urkunde lautet wörtlich: »Die Veneris post vetus carnis privium.« Könnte auch heißen: am Freitag nach dem alten Fastnachtssonntag; wahrscheinlicher ist aber am Freitag nach dem Aschermittwoch. Jedenfalls ist hier einer der ersten Freitage in der Fasten verstanden. Uebrigens muß man nur nachsuchen, auf welchen Tag im Hornung 1311 der Aschermittwoch fiel. (Vgl. Mém. et Doc. de Genève Tom. IX. Und: Mém. et Doc. de la Suisse Rom. Tom. XIX. p. 501.

20. Wilhelm II. Perleti oder Perreti von Thora ¹⁾, ein Adelliger aus dem Mostathal, kommt in den Urkunden von 1321 bis 1334 vor. Im Jahre 1324 bewilligte ihm Eduard, Graf von Savoyen, eine ausgedehnte Vollmacht über die Leute von Lugrin und Tollon im Unterchablais. Peter III., Graf von Greierz, vermachte in seinem Testament den 19. Neumonath 1328 dem Hause von St. Bernhard 100 Sou. ²⁾ Unser Propst Wilhelm II. schloß mit Aimo IV. de la Tour, Bischof von Sitten, 1334 einen Vertrag. Der schon erwähnte Graf Eduard verordnete, die Rechte der Konventherren von St. Bernhard nicht zu beeinträchtigen, und stiftete auf dem großen St. Bernhard zwei Jahrzeiten auf ewige Zeiten. Den Zins dafür von 10 Florin bezahlte ehemals der Landvogt von St. Moriz dem Generalschaffner.

21. Wilhelm III. Rudolf von Billens ³⁾ wird 1336 erwähnt. Herr Matile läßt den Namen Rudolf aus und nennt ihn einfach Wilhelm.

22. Wilhelm IV. von Pisy, aus der Waadt, wurde nach Absterben seines Vorgängers laut den Kapitels-Vorschriften gewählt; er verständigte sich 1337 mit den Ein-

¹⁾ So hieß eine Burg oberhalb von Sarre, die im sechszehnten Jahrhundert in Verfall gerieth. Die Häuser von Duin und Thora gehörten zu dem hervorragendsten Adel. Thora hatte ein schönes, reichhaltiges Archiv; die vielen Urkunden, die noch aus diesem auf Mosta, St. Bernhard, Savoyen und die französische Schweiz angeführt werden, geben den Beweis.

²⁾ Vgl. Mém. et Doc. de la Suisse Rom. T. X. pag. 243.

³⁾ Unser Wilhelm Rudolf von Billens-Billingen, aus der Waadt, gehörte der erlauchtesten Familie Humbert an, aus der Humbert von Billens 1388 zum Bischof von Sitten erwählt wurde. (Vgl. Evêques de Sion, nach Abbe Gremaud.)

wohnern von St. Petersburg, in Betreff der Weide an der Dronaz, kaufte zu Drjeres einen Fruchtspeicher und legte einen Zins von 25 Fischein Roggen ob Martinach an. 1340 ließ er das Kapitel zu Meillereie halten und 1344 ernannte ihn Amedeus V. zum Schiedsrichter, um einige Schwierigkeiten, die zwischen ihm und Witschard, Bischof von Sitten, obwalteten, zu schlichten. Noch wohnte er 1372 dem Provinzialkapitel in Belley an. Seinen Erben vermachte die Gräfin Margaretha von Grandson den 22. April 1377 in ihrem Testamente 120 Florin. — Noch ist hier zu bemerken: Einige Schriftsteller machen diesen und den Vorigen, Wilhelm III., zu Einer Person, und wollen nicht zwei Wilhelm aufeinander folgen lassen; geben aber keine befriedigende Aufschlüsse. Auch findet man auf dem St. Bernhard Notizen, die von Wilhelm von Billens und von Wilhelm von Pisy melden. Herr Chorherr Dorjaz ist ebenfalls nicht recht im Klaren.

23. Aimo von Sechal, Sohn des Johannes von Sechal, Herrn du Bois im Thale von Centron, war Prior von St. Bernhard. Diesen wählten 43 Chorherren zu Meillereie am 10. August 1374 zu ihrem Propste; denn da wurde das Kapitel gehalten. Er führte den Titel: „Patriarch von Jerusalem“, den er mit Auszeichnung in dem Kreuzzuge gegen die Türkei zur Vertheidigung Armeniens sich erworben hatte. — Einige Zeit verwaltete er die Kirche von St. Pontius in Unterlanguedoc und ward dann 1397 vom Papste Benedikt XIII. zum Erzbischof von Tarantaise ernannt. Dem Hospiz von St. Bernhard blieb er stets zugehan, schenkte der Kirche einen Dorn aus der Dornenkrone des göttlichen Erlösers, sein erzbischöfliches Brustkreuz, und bereicherte den Schatzverwahr mit andern köstlichen Reli-

quien. — Amedeus VII., von Savoyen, trat ihm das Schloß Verban zu St. Oyen, welches nach dem Aussterben der edlen Familie von Gart an die Herzoge von Savoyen übergegangen war, mit allem Zubehör ab. Unter Propst Nimo vermehrte sich das Vermögen des Hospizes bedeutend. — Papst Alexander VII. nahm die Chorherren des St. Bernhard in seinen Schutz und bewilligte die Einverleibung der Kirche von Allingen mit allen ihren Besitzungen und Einkommen, sammt dem Priorat von Miseriac in der Diözese von Grenoble. Von Beziers aus, in der Diözese von Noyon, erließ der nämliche Papst den 3. Heumonath um's Jahr 1383 die diesem Hause so günstige Bulle, die ich unter dem Artikel „das Almosenjammeln“ angeführt habe. Propst Nimo starb als Erzbischof von Tarantaise im Jahre 1404. — Zu seiner Zeit war Bischof von Aosta Jakob Ferrandi von St. Marzell, der Konventherr von St. Bernhard war. ¹⁾

24. Hugo von Arsi oder von Arc, aus der Dauphine, wurde den 8. Hornung 1393 vom Papste Klemens VII. zum Propste bestätigt. Zünftigster Freund und Geheimrath des Amedeus VIII. war er oft bei Reichsverhandlungen anwesend, wo sich verschiedene Fürsten einfanden. Er ließ 1402 zu Evian und 1413 zu Meillereie das Kapitel zusammenberufen. Vom Papste Johann XXIII. erhielt er die gefreite Bulle von den Diözesan-Bischöfen, die fünf Jahre in Kraft blieb, und die zu vielen Unordnungen und Berwirrungen Anlaß gab. Den Zeitumständen nicht mehr gewachsen, verzichtete er 1417 auf die Propstei zu Gunsten seines Neffen und Nachfolgers. ²⁾

¹⁾ Archiv von St. Bernhard.

²⁾ Vgl. Von Müllinen, Helv. s.

25. Johann II. von Arji oder von Arc, Nefse des Vorigen, erwähnt 1417, ward vom Papste Martin V. bestätigt. Die Bischöfe Andreas von Gualdo, Erzbischof von Kolocsa oder Colozscha in Ungarn und Bisthumsverweiser der Diözese Sitten, Daggier von Mosta, Theobald von Besançon, Wilhelm von Lausanne und Amedeus von Maurienne legten Einsprache gegen die oben von Papst Johann XXIII. erlassene Exemptionsbulle ein. Der Papst Martin V. hob die Bulle auf, und die Regierung von Wallis entwarf die Form des Eides, den die fremden Präpöste dem Bischof von Sitten zu leisten hatten, um in billiger Unterwerfung dem Oberhirten des Landes zu huldigen. Dieser Präpöste war bei den Geschäftsverhandlungen, die Amedeus VIII. zwischen dem Fürst von Oranien und dem Bischof von Sitten zu schlichten hatte, zugegen. Durch seine Vermittlung wurden verschiedene Schwierigkeiten, die der Herzog mit Wallis und Bern abzuthun hatte, gehoben, und zur Dankbarkeit wählte ihn Amedeus VIII. im Jahre 1438 zum Erzbischof von Tarantaise, und 1444 zum Kardinal unter dem Titel: „Kardinal von St. Nereus und St. Achilles.“ Er starb den 12. Christmonat 1454, drei Jahre nach Amedeus VIII., der 1451 das Zeitliche gesegnet hatte. ¹⁾

26. Johann III. von Grolée, aus einem edlen, berühmten Geschlechte der Bresse, apostolischer Protonotar, war 1425 Domherr und Domkustos zu Lyon, und 1448 Prior von St. Viktor in Genf. Papst Eugen IV. ernannte ihn 1437 zum ersten Romthürpropöste auf dem St. Bernhard. Wilhelm Merodi, Pfarrer von Bouvry, war längere Zeit

¹⁾ Vgl. Besson, S. 216.

sein Generalvikar. Dem Papst Nikolaus V. überbrachte er 1449 nach Rom die Abdankungsbulle des Gegenpapstes Felix V. Als Abgeordneter vom Konzil von Basel und Ludwig von Savoyen, begab er sich zur Kirchenversammlung nach Lyon, wo er am 20. Jänner 1459 starb und seine letzte Ruhe fand. ¹⁾

27. Johann IV. von Solacio, aus der Diözese Verdun in Lothringen, Prior von St. Bernhard und St. Petersburg, wurde auf dem St. Bernhard 1459, den 5. Hornung, von 20 Kapitularen, die der neuen Reform folgten ²⁾, erwählt. Das fürstliche Haus von Savoyen verhinderte die Besitznahme der Propstei, weil der noch unmündige Franz von Savoyen schon zum Komthurpropst ernannt war. Johann legte 1465 die Propstei in die Hände des Papstes Paul II., der, die hohen Verdienste seiner freiwilligen Abdankung anerkennend, ihm 300 Florin zubachte und seinen Nachfolger verpflichtete, ihm alle Vierteljahre 89 Florin als jährlichen Gehalt auszuzahlen, und zwar unter Strafe des Bannes und der Entsetzung von der Pfründe. ³⁾

28. Franz I. von Savoyen, Sohn Ludwigs, Herzog von Savoyen, des Chablais und Aosta's, zweiter Komthurpropst, apostolischer Protonotar, wurde 1460 erwählt. Zu seinem Generalvikar hatte er sich auserkoren den Benedikt von Vikonia, obschon die Verwaltung der Propstei dem Ludwig von Romagna, Bischof von Turin, anvertraut war,

1) Vgl. Samuel Guichenon, Geschichte der Bresse und Bugen.

2) Der Reformband, schön auf Pergamen geschrieben und hübsch gebunden, bildet einen großen Quartband und wird noch im Archiv auf dem St. Bernhard aufbewahrt.

3) Vgl. de Loges, Essais historiques sur le Mont St. Bernard.

und zwar aus erheblichen Gründen der Wohlthaten, die er dem Hospiz erwiesen hatte. 1475 war er Erzbischof von Auck und 1484 Bischof von Genf.¹⁾ Er bekleidete auch die Komthurswürde von Romainmotier und verwaltete noch andere Asteien. So jene von St. Afard, Abondance und St. Andreas von Vercelli. Seine sterbliche Hülle fand nach seinem vielbewegten Leben in Turin, den 6. Weinmonat 1490, die endliche Ruhe. Mit Geschäften dermaßen über-

1) Unter diesem Propste brach 1415 Johann Ludwig von Savoyen, Bischof von Genf, mit einer Armee von Savoyen in's Wallis ein. Er war der Schutzgenosse der Herzogin Yolande von Savoyen, und verzchanzte sich in dem Schlosse von Gundis. Zugleich ließ er großes Geschütz von Genf herschaffen. Die Hauptführer der Armee waren Peter von Gingins und der Sire von Miolans. Rudolf Asperlin, aus dem Wallis verbannt, ein geschwornener Feind der Berner, kam heimlich mit einer Abtheilung von Soldaten über den großen St. Bernhard, zeigte den Savoyarden die Durchpässe und vereinigte zu Martinach seine Mannen mit der Hauptarmee. Den 13. Wintermonat 1475 begann zu Sitten auf der Planta die blutige Schlacht gegen die Stadt, in der die Oberwalliser, weil dem zahlreichen Feinde nicht gewachsen, zurückwichen. Noch zur rechten Zeit langten die verbündeten Hülfstruppen, die über den Saletsch kamen, von Vern und Selothurn an. Diese Eidgenossen, nicht gewohnt, die Größe des Feindes zu zählen, griffen sogleich mit Oberwallis die Savoyarden an. Das Treffen wurde blutig. Viele Adelige blieben auf dem Schlachtfeld, und das feindliche Heer wurde gänzlich bis auf Martinach hinab geschlagen; Bischof Johann ergriff mit den Uebergebliebenen die Flucht, begab sich später nach Turin, wo er 1482 starb. Im Jahre darauf (1476) gab es verschiedene Gefechte im Entremontthale und namentlich auf dem St. Bernhard zwischen den Oberwallisern und Lombarden. An letzterm Orte hatte ein blutiges Zusammentreffen statt; denn Hr. Voccard jagt: „St. Bernhard war mit Leichen bedeckt und das Kapitel verordnete, daselbst ein neues Todtenhaus zu errichten, um die Erschlagenen beisetzen zu können.“ Die Mémoires et Documents de la Suisse Romande geben über diese Ereignisse gründliche und ausführliche Aufschlüsse. (Vgl. Tom. VIII., Lausanne 1850.)

laden, vernachlässigte er das Einkommen des Hospizes, was die Konventherren veranlaßte, sich an den heiligen Stuhl zu wenden, der ihre Bitten gefälligst erhörte. Ein Aufseher in der Person des Abtes von St. Moriz, Wilhelm Bernardi von Allingen, wurde bestellt. ¹⁾

29. Philipp von Chastardone, ein edler Savoyarde, Großkantor von Belley, Prior von Berceffe und Martinach und Doktor der Rechte, wurde nach dem Tode seines Vorgängers — schon nach drei Tagen — den 9. Weinmonat 1490, vom Kapitel zum Propste gewählt. „Das Kapitel“, sagt Herr Chorherr Vorsatz, „wandte sich den 2. Heumonath 1492 an Papst Junozenz VIII., aber umsonst.“ Herr de Voges fügt bei: „Ihm standen keine Mittel zu Gebote, wie dem Johann von Solacio, um eine Bulle oder einen Jahrgelohlt zu erlangen; darum mußte er auch seine Wahl einem Andern einräumen.“

30. Ludwig I. von Savoyen, dritter Komthurpropst, Sohn des Philipp II. ohne Land, Graf in der Breffe und zugleich Herzog von Savoyen. Seine Mutter hieß Claudien und stammte aus der Bretagne. Ludwig wurde gegen 1488 geboren und wurde, erst drei Jahre alt, zum Komthurpropst erwählt. Für ihn verwaltete die Propstei Johann de la Foret, Orioli, der später Bischof von Nizza wurde. Ludwig entsagte 1496 der Propstei und nahm das Ordenskleid in der Zisterzienserabtei, wo er 1502 sein junges Leben in die Hände seines Schöpfers übergab. ²⁾

31. Philipp II. von Savoyen, ein anderer Sohn des Herzogs Philipp, Bruder des Vorigen, wurde, erst sieben

¹⁾ S. de Voges.

²⁾ Val. Samuel Guichenon, Geschichte von Savoyen.

Jahre alt, nämlich 1496, zum vierten Komthurpropst erwählt. Johann de la Foret, Orioli, verwaltete die Propstei bis 1508, die dann an Nikolaus Ferget, Abt von St. Wolfgang in Troyes, überging. Philipp war auch Bischof in Genf; allein der geistliche Stand wollte ihm nicht recht munden; er entsagte 1510 der Propstei, dem Bisthum von Genf, und heirathete gegen 1528 Charlotte von Orleans-Longueville. Die Freuden seines neuen Lebens genoß er nicht lange; denn er starb schon den 25. Wintermonat 1533 zu Marseille. — Kardinal Schinner hatte also nicht ganz unrecht, wenn er an den Papst schrieb und sich über die Komthurpröpste Savoyens beklagte, daß diese, bevor sie geboren, schon zu der Kommenderie ernannt werden, und nachdem sie geboren, Alles verschwenden. ¹⁾

32. Johann V. de la Foret, Orioli, aus der Dauphine, apostolischer Protonotar, Prior zu Mantua, Bischof zu Nizza, Domherr und Domkantor zu Vienne, Prior zu Peterlingen in der Waadt, Großalmosener und Geheimrath des Herzogs von Savoyen, ward 1510 zum fünften Komthurpropst erwählt. Seine Verwalter der Propstei waren aufeinander folgend: Ludwig Farverri, Johann von Albiaco und Ludwig von Plastre. ²⁾

33. Philibert de la Foret, Orioli, sechster Komthurpropst, wurde 1534 oder 1535 durch Papst Paul III. erwählt. Er war zuvor Verwalter der Propstei und hatte den Ludwig von Plastre zu seinem Generalvikar. ³⁾

¹⁾ S. Guichenon und von Müllern.

²⁾ Val. Periaz.

³⁾ Hier noch einige Bemerkungen über die edlen Häuser von Menthen und Mielans. Laut der Geschichte stunden sie in Zeiläufen inbohem Ansehen und die Grafen derselben bekleideten die ersten Staats-

34. Benedikt de la Foret, Orioli, wurde 1551 durch den Herzog von Savoyen zum siebenten Komthurpropst erwählt und 1553 vom Papste Julius III. bestätigt. Er starb 1563. Unter ihm brannte am 27. Herbstmonat 1555 das Hospiz ab. Wie der Brand entstanden, findet man nirgendwo verzeichnet. Um das neuerbaute Hospiz vor fernerm Brandunglücke zu sichern, haben die Konventherren alle Freitage des ganzen Jahres zu fasten sich verpflichtet. Sie halten diesen Fasttag noch. — Zu seiner Zeit wagte sich Calvin nach Aosta, um die Reformlehre zu predigen. Der Stadtviertel, in dem er seine Anhänger fand, heißt heute noch: „Die Gasse des schlechten Rathes.“¹⁾

35. Renatus von Tollein, ein Edelmann von Aosta, Weltpriester, achter und letzter Komthurpropst, nahm die Kommenderie den 29. März 1563 in Besitz. Er war ein äußerst despotischer Mann, gegen welchen, wie sich Herr de Voges ausdrückt, Himmel und Erde zeugten. Weder die

ämter. In den häufigen Kriegen waren sie die Führer der Truppen und auch wackere Wehrmänner. Auch wurden sie als Gesandte an die europäischen Höfe verwendet. Besonders jene von Menthon breiteten sich nach Savoyen, Genf, der Waadt und Greifenz aus. In Lausanne hatten sie ein Haus, das den Namen von Menthon führte, und das Herr Rudolf von Diesbach, von Bern, 1530 käuflich an sich brachte. Wahrscheinlich verkaufte die Familie dieses Haus, weil die Waadt die Reform angenommen hatte. Ebenfalls zeichnete sich die edle Familie von Niellans in verschiedenen Zeiten aus; Glieder derselben kommen noch bis in die Reihe des sechszehnten Jahrhunderts vor. Von da an schwinden sie ziemlich aus der Geschichte. So wie ihre Burg scheint auch ihr Name erloschen zu sein. Die verschiedenen Jahrgänge von *Mémorial et Documents de la Suisse romande*, wie auch J. J. Hisely, *Histoire du Comté de Gruyère*, geben über diese Familien treffliche Aufschlüsse. (Vgl. *Mém. et Doc. de la Suisse romande* T. XI. Lausanne 1857.)

¹⁾ Vgl. Deriaz und de Voges.

Autorität der Herzoge von Savoyen und die väterlichen Ermahnungen des Papstes, noch die Strafen der apostolischen Sendboten und des Bischofs von Sitten besserten den halsstarrigen Mann. Von ihm war nichts erhältlich, und er erhielt Alles von den Fürsten Savoyens und dem Papste. Daher kam das Sprichwort: «Tolleus, omnia tollens» (Tollenus, der Alles wegnimmt). — Der Kirchenrath von Trient bewilligte ihm das Almosen sammeln zu Gunsten der Reisenden und armen Pilger; allein er verschleuderte Alles. Das Kapitel sah sich in den Zustand versetzt, von ihm die Meßfelche und alles Silbergeräth, das er zu Bibian versteckt hielt, zurückzufördern. Endlich war der Herzog von Savoyen gezwungen, ihm die Einkünfte der Propstei zu entziehen und dieselben in die Hände der Schlüsselverwahrer zu legen. Sich beklagend, sprach 1584 der Herzog: „Der Zustand dieses Hauses ist bejammernswerth; denn es geht einem gänzlichen Ruin entgegen; die Auflösung desselben wäre ein unermesslicher Schaden für die Reisenden.“ Im Weinmonat 1586 vollendete er seinen unrühmlichen Lebenslauf.

36. Andreas von Tillier, ein Edelmann von Genis aus Aosta, wurde, nachdem der allgemeine Kirchenrath von Trient die Kommenden aufgehoben, durch den Herzog von Savoyen erwählt und den 21. August 1587 durch Papst Sixtus V. bestätigt. Vor seiner Erhebung war er Chorherr an der Kollegiatkirche von St. Ursus und zugleich Koadjutor. Er veräußerte viele Güter in der Schweiz, in Wallis ¹⁾ und

¹⁾ Die schönen Zinsen, welche Aimé I. de la Tour in Sitten und um die Stadt dem Spital auf dem St. Bernhard geschenkt hatte, verkaufte 1605 Probst Tillier an die Stadt Sitten. (Archiv von Valeria.)

eignete sich den größten Theil des Einkommens an. Der Prokurator Fiskal von Savoyen, der Bischof von Sitten und die Sendboten von Luzern und Turin schritten gegen ihn ein. Endlich verhängte über ihn das Parlament von Chambery den Arrest und jenes von Turin setzte ihn in's Gefängniß. Was diesen Propst einigermaßen entschuldigt, ist, daß er die Propstei in kläglichem Zustande antrat; aber immerhin handelte er mit den Gütern und Zinsen gewissenlos. Hinsichtlich der Wahrung der Hospizrechte gegen die Uebergriffe des Bischofs von Sitten soll er sich um sein Haus einige Verdienste erworben haben. In viele Geschäfte hineingezogen, legte er erst nach elf Jahren seiner Propsteiverwaltung die Gelübde ab. Er ließ sich einen Nachfolger erwählen, der unter die Aufsicht der Krone von Turin gestellt wurde. Er starb den 10. Herbstmonat 1611. Während seiner Amtszeit beklagten sich die Herren von Freiburg, die Chorherren von Savoyen hätten zur Zeit der Pest ihre Pfarreien verlassen, weßwegen sie künftig keine savoyische Chorherren auf den Pfründen, die dem St. Bernhardsberg angehörten, anerkennen wollten.

37. Roland Biot, Bürger von Aosta, Weltpriester, Koadjuter unter Andreas Tillier, nahm die Zügel der Propstei am Tage des Absterbens seines Vorgängers zur Hand. Die Kongregation schenkte ihm anfänglich das ganze Vertrauen; denn er trat wirklich bescheiden und vielversprechend die Verwaltung an. Doch sie täuschten sich. Bald umstrickte sein Herz das große Einkommen verschiedener Güter, die dem St. Bernhard angehörten, und er verschwendete große Summen zum Schaden seines Hauses. Klagen über Klagen gelangten nach Rom; der Vatikan warnte ihn wiederholt und bedrohte ihn selbst mit kirchlichen

Estrafen. An ihm erfüllten sich die Aussprüche, die der königliche Säger über die von den Menschen verfertigten Götzen anführt: „Sie haben Augen und sehen nicht; sie haben Ohren und hören nicht u. s. w.“ Er ward der Gegenstand der Verachtung vor aller Welt, was ihn aber nicht zur Besinnung brachte. Die traurige Lage dieses Gotteshauses nöthigte den apostolischen Sendboten Farnese in Luzern, in eigener Person einen Untersuch auf dem St. Bernhard vorzunehmen. Er fand die Klagen nicht nur begründet, sondern äußerte sich bei seiner Anwesenheit, der Zustand dieses Hauses stehe noch weit schlimmer, als man ihn einberichtet habe. Er entsetzte sich über den gewissenlosen Mann, der die Güter und Zinsen von 18,000 Kronen verschwendet hatte. Er war aber nicht allein, sondern hatte Helfershelfer. Den 6. August — nach Chorherrn Dorjaz den 24. August — 1644 schloß er sein Leben, um vor dem ewigen Richter Rechnung abzulegen. — Nach einer noch vorhandenen Handschrift hatte ihn das Domkapitel von Sitten zum Titular-Domherrn erwählt, eine Ehre, die keinem andern Propste noch Konventherrn zu Theil geworden ist ¹⁾, vielleicht in Rücksicht, daß er das Leben des heiligen

¹⁾ Das Domkapitel von Sitten hatte auch die Aebte der königlichen Abtei in St. Moriz, Peter von Grilly (1604), Georg von Quartern (1618) und Johann Jobod von Quartern (1657) vor ihrer Ernennung zum Abte in seinen Verband aufgenommen. Kein Propst von St. Bernhard wurde je auf den bischöflichen Stuhl von Sitten befördert, wohl aber mehrere Aebte von St. Moriz. — Indessen leisteten die Konventherren von St. Bernhard den Prälaten von Sitten auf den dem Bisthum zugehörenden Pfründen löbliche Aushilfe. So finden wir 1759 den Chorherrn Georg Miklaus Denier in Saron, wo jetzt ebenfalls Herr Chorherr Kaspar Joseph Marquis derselben Pfarrei vorsteht; 1806 Hieronimus Balley als Gehülfe in Vienna; ;

Bernhard von Menthon beschrieben hat. Er ward deswegen „der fromme Biot“ genannt. Das von ihm beschriebene Leben enthält viele schöne Züge, aber auch Notizen, welche eine genauere Kritik kaum bestehen könnten. Das Ganze ist in religiösem Sinne geschrieben, und die beigelegten „Anleitungen zum geistlichen Leben, geordnet nach dem Leben des heiligen Bernhard von Menthon“, sind belehrend und erbauungsvoll. Er ließ sein Buch 1627 in Lyon

1809 Jakob Anton Vauthier in Reverenz, und zur Zeit der französischen Staatsumwälzung verwaltete ebenfalls ein Chorherr von St. Bernhard die Pfarre von Fully. Der hochwürdige Bischof von Sitten bestellte die Reichthiger der Bernharderinnen in Collomben und auch da finden wir den Chorherren Peter Heinrich Ferretaz und den jüngstverstorbenen Chorherrn Peter Daniel Abret angestellt. Am bischöflichen Hofe wirkten als Kanzler in neuester Zeit die Herren Peter Joseph Deleglise und der Zeit Peter Ludwig Gaillard. — Die edle Familie von Courten in Siders rechnete es sich zur besondern Ehre, Konventherren von St. Bernhard auf ihrem Rektorat anzustellen. Dasselbst folgten aufeinander Joseph Nikolaus Hubert und der eben genannte Peter Ludwig Gaillard. Ersterer segrete ebendasselbst am 10. Jänner 1864 das Zeitliche. Auch der Abtei von St. Moriz leisteten sie Anshülfe auf den ihr zugehörenden Pfründen. Von 1602 bis 1614 war Nikolaus Perreti von Nosta Pfarrer in Bagnes; 1712 Peter Scipio Grept Pfarrer in Betroz und 1714 in Salvan; 1732 Johann Peter Laffrey in Vollege und 1789 Johann Ignaz Massard ebendasselbst. — Während der französischen Revolution versah 1812 Georg Moret die Pfarre von Salvan, und von 1811 bis 1818 stunden die Chorherren Eugen Groß, Johann Peter MorDET und Nikolaus Abdi der Pfarre von Planconthei-Betroz vor. Die Chorherren des St. Bernhard und St. Moriz, obgleich desselben Ordens, sind von einander unabhängig und treten nicht von dem einen Hause in das andere über. Nur ein einziger urkundlicher Fall liegt vor; Anton Perreti, Weltpriester von Nosta, war zuerst Chorherr von St. Bernhard, begab sich darauf in die Abtei von St. Moriz. (Auszug aus einem geschriebenen Katalog des sämmtlichen Klerus von Sitten.)

drucken, und dasselbe erhielt die kirchliche und königliche Genehmigung. ¹⁾

38. Michael Perrinod, aus der Pfarrei von Entroz in Aosta, Weltpriester, Koadjutor unter Viot. Als solchen bestätigte ihn das zu Bibian gehaltene Kapitel und die Propstei nahm er 1644 in Besitz. Den jungen Mann empfahlen preiswürdige Eigenschaften: Er war gelassen, liebenswürdig und dabei sehr klug. Perrinod hatte die Gabe, entzweite Gemüther mit einander auszuöhnen und den Frieden im Konvent herzustellen. Seine Oberherren ehrten ihn hoch und schenkten ihm das volle Vertrauen. Selbst die gekrönten Häupter gewannen ihn lieb, und der Nuntius, wie auch der Bischof von Sitten, Adrian III. von Niedmatten, waren ihm überaus zugethan. Der hoffnungsvolle Propst verdiente mit Recht die hohe Schätzung; denn von ihm erwartete man die neue Erstellung des Hospizes. Doch die Welt macht Vorschläge und der Himmel beschließt, ohne die Menschen zu Rathe zu ziehen. Er nahm ihn schon am 25. oder 26. Mai 1646 zu Aosta zu sich. Seinen frühen Tod betrauereten die kirchlichen und weltlichen Fürsten, seine Mitbrüder und die Armen. Bei seinem Tode verordnete der Bischof von Sitten, die Kongregation habe das Recht, nach ihren Statuten und Privilegien, die dem St. Bernhardsberg zukommen, einen Propst zu wählen; diese Maßregeln blieben aber unbeachtet. ²⁾

39. Ursus Arnold, aus Aosta, Chorberr von St. Bernhard, Prior aller Priorate dieses Hauses, Generalvikar des Nuntius, wurde den 6. Brachmonat 1646 auf dem

1) Auszug aus einer Schrift auf dem St. Bernhard.

2) Vgl. Dorsaz und de Loges.

St. Bernhard vom Kapitel zum Propste gewählt. Als Abgeordnete erschienen von Seite des Wallis die Herren Kaspar Stockalper, früher Landvogt in St. Moriz, und Nikolaus von Quartery, um die Rechte zu wahren und eine freie Wahl zu begünstigen. Sie merkten aber gleich, daß die Sache schon lange vor dem Zusammentritt des Kapitels abgetarnt war, und sie sahen vor ihren Augen Intriguen vor sich gehen. Die Wahl Arnolds war der Krone von Turin nicht genehm, weil man wußte, daß Andere sich in dieselbe gemischt haben. Darauf sandte die Herzogin Christine von Savoyen einen Brief auf den St. Bernhard, in welchem sie sagte, sie wolle und könne den Arnold nicht als Propst anerkennen, so lange das Kapitel nicht schriftlich an den Muntius in Turin und an sie erkläre, die Ernennung sei einzig durch die Herzogin geschehen, sonst wäre sie im Falle, die Güter und das Einkommen in Beschlag zu nehmen. Die Antwort des Kapitels lautete nicht übereinstimmend, vielmehr ausweichend. Dem Ursus Arnold legte man zur Last, er sei ein ehrgeiziger und habgieriger Mann, der für sich fürstliche Tafel halte und Andere hungern lasse. Unter ihm suchten zehn Chorherren das Weite, und nur zwei blieben in dem Hospiz zurück. Er behielt Alles für sich und entzog Vieles den armen Reisenden. Man sagte ihm in das Gesicht, er habe in drei Jahren mehr Unheil angerichtet, als seine Vorgänger in zweihundert Jahren. Jetzt wurde das Kapitel vorsichtiger und nahm ihm die Siegel, Urkunden und Titel weg. „Er kam nun selbst zur Einsicht“, sagt Herr de Voges, „daß man ihn nie als Propst bestätigen würde, ließ ein anderes Kapitel zusammenkommen, worin er am 4. Herbstmonat 1649 auf seine Wahl verzichtete.“ Unter ihm hatte eine große religiöse

Gleichgültigkeit bei den Chorherren überhand genommen, und der Propst Urban VIII. mußte gegen sie einschreiten. Das Todesjahr dieses Propstes ist nicht aufgezeichnet.

40. Anton I. Buthod, von St. Remy, in Bossaz, Weltpriester Doktor der beiden Rechte, apostolischer Protontar, Prior von St. Bernhard und Pfarrer zu Troubles am südlichen Abhange des St. Bernhardsberges, wurde am 6. Weinmonat 1649 nach den Kapitelsstatuten gewählt. Er legte im Jahre darauf seine Gelübde ab. Bevor er diese entrichtete, wollte er sich versichern, ob seine Wahl auf die Lebenslänge dauere. Nur durch die Vermittelung des Herzogs von Savoyen bestätigte sie Papst Innozenz X. als solche. Auf höhere Empfehlung hin, ohne das Kapitel anzufragen, wählte er sich den Weltpriester Perron zu seinem Koadjutor, der, über die Kongregation sich hinwegsetzend, weil diese nichts zu seiner Erhebung beigetragen hatte, die Gelübde bei einem Nachbarbischof entrichtete. In den Besitz der Propstei sollte er jedoch nicht gelangen. Der apostolische Legat und der Papst forderten den Propst Buthod auf, einen andern Koadjutor zu wählen. Den Herzog Karl Emmanuel rührte das traurige Loos dieses Gotteshauses, und er ernannte den Anton Norat, Chorherrn von St. Bernhard, zum Koadjutor. Diese Wahl blieb einweilen im Geheimen; dem Sekretär von St. Bernhard wurde unter Strafe von 100 Goldkronen, mit dem Zusaze der königlichen Ungnade, verboten, eine Abschrift herauszugeben. Buthod wollte jedoch frei sein und von seinen Rechten Gebrauch machen, entwarf eine neue Konstitution, die keine andere Bestätigung als jene seines Druckers erhielt. Er sammelte viel Geld, welches sein Nachfolger bestens verwendete. Nach seinem Tode, der den 26. April 1671 erfolgte, erfüllte sich auf dem

St. Bernhard der Denkspruch von Genf: „Nach den Finsternissen folgt Licht“ — Post tenebras lux.

41. Anton II. Morat, aus der Pfarre Men — Allein —, Doktor der beiden Rechte, Koadjutor unter seinem Vorgänger, Chorherr von St. Bernhard, Kanzler und Geheimrath des Herzogs von Savoyen, nahm die Propstei den 26. Mai 1671 in Besitz. Er stand in hohem Ansehen am Hofe und war ein religiöser und wahrer Klostermann. Er vereinigte alle guten Eigenschaften in sich, hatte einen schönen Körperbau, in dem eine noch weit schönere Seele wohnte. In seinen Gesinnungen war er edel, er liebte die Ordnung, überwachte die Sitten und strafte die Ungehorsamen in väterlicher Liebe. Kurz, er war der Mann, der die frühern dem Hospiz geschlagenen Wunden zu heilen verstand. In der Generalversammlung von 1677 erkannte er die Rechte des Wallis in Bezug der Propstwahl an. Wie ein anderer Salomon baute er 1686 nach 136 Jahren die eingeweihte Hospizkirche wieder auf. — Mit vielen Verdiensten gekrönt, ging er den 24. Herbstmonat 1693 in's bessere Leben über. Am 1. Weinmonat 1681 schlossen sich die St. Bernhardsherren an die Kongregation der regulirten Chorherren des göttlichen Erlösers von Valran unter dem Generalabt Ascanius Gozzius. Sekretär war Athanasius, Clopinus, Plazentius. ¹⁾

42. Johann VI., Peter III., Persod, von der St. Niklausen-Pfarrei im Hostathal, Doktor der Rechte und Theologie, seit 1680 Koadjutor unter seinem Vorfahrer, gewählt den 18. Weinmonat 1693, nahm die Propstei mit köstlichem Aufwande in Besitz. In der freundlichen Gegend

¹⁾ Vgl. Dorjaz und de Veges.

bei Châtel-argent ließ er ein prachtvolles Haus aufführen und an die St. Peterkirche daselbst die Worte des Psalmisten beisetzen: „Seine Grundfesten sind auf heiligen Bergen.“ Er kaufte auch um das Jahr 1696 die Herrschaft Cormaggiore. Sein liebliches Benehmen, seine ehrgebietende und würdevolle Miene, seine kräftige und anziehende Mundart in seinen Ausdrücken, besänftigten die Wuth der Franzosen, welche die Stadt Aosta zu zerstören drohten. — Perjod wird beschuldigt, er habe die Unterschriften seiner Ehorherren nachgeahmt, um die Rechte einer freien Wahl zu schmälern. Der versammelte Landrath in Sitten erkannte 1737 die Verfälschung dieser Unterschriften.¹⁾ Nach seinem Tode — den 1. oder 4. März 1724 — fand der Statthalter von Aosta bei ihm große Geldsummen aufbewahrt. „Er starb nicht“, sagt Herr de Loges, „als ein armer Ordensmann, sondern als ein Herr höhern Ranges; einen Theil hatte er durch den Kauf der Gerichtsbarkeit sich erworben.“

43. Ludwig II. Bonifaz von Jorinion, aus dem Aostathal, Ehorherr und Professor von St. Bernhard, seit 1699 Koadjutor Perjod's, übernahm 1724 die Leitung der Propstei. Er war überaus thätig, gelehrt, und einer der würdigsten Vorsteher, den je diese Kongregation an ihre Spitze gestellt hatte. Von ihm besitzt man noch viele Abhandlungen, in gutem Latein geschrieben, wohl geordnet und wissenschaftlich bearbeitet. Er gewann mehrere Prozesse zu Gunsten seines Hauses. Ihn zierten tiefe Frömmigkeit und gewissenhafte Beobachtung der Vorschriften und der Konsti-

¹⁾ Es ist leicht möglich, daß Andere nach seinem Tode die Unterschriften verfälscht haben.

tution, die er auch von seinen Mitbrüdern beobachtet wissen wollte. Er starb am 4. August 1728 zu Aosta, leider viel zu frühe! Hätte er länger gelebt, so wäre er der geeignete Mann gewesen, Ordnung zu schaffen. Einzig wird an ihm ausgesetzt seine Empfindlichkeit und sein barsches Betragen, weßwegen er weniger seine Zeit erfaßte. ¹⁾

44. Leonhard I. Jorioz, von Stroubles, Chorherr und Kantor von St. Bernhard, wurde zum Koadjutor und Nachfolger des Ludwig Bonifazius am 5. August 1728 — also schon nach 24 Stunden dessen Ablebens — gewählt. Die Regierung von Wallis genehmigte seine Wahl nicht und entzog ihm die Einkünfte, die in ihrem Gebiete lagen; daher hatte er nur die in den sardinischen Staaten gelegenen Güter zu verwalten. Er verschaffte sich eine heimliche Ernennung durch eine erschlichene Bulle, die ihm ein fremder Prälat aus den sardinischen Staaten ausgefertigt hatte. Er war nicht der Mann, Ordnung zu schaffen, weil er selbst keine beobachtete. Endlich ließ er sich eine gewisse Summe zur Bestreitung seiner Bedürfnisse auszahlen, verließ das Hospiz und wohnte fortan unweit von demselben, auf dem Gebiete von Aosta. Beim Fortgehen auf der Grenzscheide wandte er seinen Rücken gegen das Hospiz hinauf und machte die nämliche eckelhafte Zeremonie, die hier einst der Bischof Campanus auf dem gleichen Platze ausgestoßen hatte, sagend: «*Aspice nudatas barbara terra nates.*» — Jorioz ging den 15. Christmonat 1734 in die Ewigkeit ein.

45. Leonhard II. Avoyer, aus Aosta, regulirter Chorherr und Prior von Châtel-argent, vom Herzog zum Propste ernannt, wurde von der Behörde von Wallis nicht

¹⁾ Vgl. Archiv von St. Bernhard.

anerkannt. Man sagt von ihm, daß er schöne Eigenschaften besaß und im Uebrigen untadelhaft war.

46. Franz II. Michellod, aus Bagnes, Prior von St. Bernhard, wurde den 16. April 1735 durch Papst Clemens XII. zu Generalverwalter der Propstei ernannt; er versah diesen Posten bis 1753, in welchem Jahre er der Verwaltung entsagte und worauf er nach Martinach versetzt wurde. Dasselbst starb er 1758 als Prior. Unter ihm kam 1752 die Trennung zu Stande. Er war ein sehr frommer und gottesfürchtiger Mann, geachtet von Jedermann und stand beim Volke im Rufe der Heiligkeit. Weniger verstand er das Zeitliche und die Oekonomie.

47. Franz III., Joseph I., Bodmer, von Lar, aus Goms¹⁾, geboren 1711, Profeß 1734, Priester 1737,

1) Die Kataloge von St. Bernhard melden den Geburtsort dieses Provinzes aus Goms nicht. Aus mehreren Nachforschungen aber geht hervor, daß das Geschlecht Bodmer ehemals in Niederwald einheimisch war, ist aber schon lange ausgestorben. Im neuern Taufbuche — das ältere verbrannte mit dem Pfarrhause —, das mit dem Jahre 1794 beginnt, kommt noch ein Meriz Bodmer vor. Wahrscheinlich zogen die Eltern unseres Propstes nach Lar hinab, wo er geboren wurde. Die Taufe empfing er in der Pfarrkirche zu Ernen. Im Taufbuche stehen die Worte: „Den 16. Heumenat 1711 ward Meriz, ehelicher Sohn des Meriz Bodmer und der Jazilia Ablatten, getauft.“ Man gab damals den Kindern mehrere Namen, und schrieb in das Taufbuche oft nur einen ein. Daher mag er auch Franz Jeserb und Meriz geheissen haben. Den Geburtsort nennt das Taufbuch nicht. Wenn Herr von Mülinen sagt, Propst Bodmer sei gebürtig von Lar, so ist diese Angabe nicht unwahrscheinlich. Man muß aber das Geschlecht Bodmer nicht mit jenem von Bodenmann verwechseln. Letzteres ist ein uraltes Geschlecht in Goms. — Herr Dekan Mengis, Pfarrer in Ernen, hält dafür, daß das Geschlecht Bodmer nicht dem Wallis entstamme, weil dieses fast nicht gekannt war. Einheimisch waren die Bodmer ehemals im Kanton Aargau, und es ist ganz möglich, daß von

Pfarrer in Sembrancher 1747, ward den 16. Hornung 1753 nach den Statuten von 1438 und der Bulle des Papstes Benedikt XIV. gewählt. Er war der erste Propst, der dem Wallis entstammte. Ihm spendet eine spätere Schrift das schöne Lob: „Er war ein sanfter und frommer Vorsteher, ein zarter Vater und der innigste Freund seiner Mitbrüder.“ In Martinach vollendete er den 23. Heumonath 1758 seinen Lebenslauf. Dasselbst richtete er das Rektorat zum gewöhnlichen Aufenthalte der Präpste ein, die bis dahin in Aosta ihre Residenz hatten.

48. Claudius Philipp III. Thenerot, aus Lothringen, geboren 1714, Profesz 1733, ging den 26. Herbstmonath 1758 als gewählter Propst vom Kapitel aus der Urne hervor. Früher war er Pfarrer in Sembrancher. Thenerot ist der erste insulirte Propst seit 1762. Zu Martinach fand er den 30. August 1775 seine letzte Ruhe. Dasselbst baute er das Propsteihaus. Beim König der Franzosen stand er in hohen Gunsten; denn von ihm empfing er einen jährlichen Gehalt. Auf ihn wandte ein Historiker die Worte an, die der heilige Antonius auf den Papst Clemens VII. hindentete: „Er war von mittlerer Größe, beredt, freigebig und hatte die Gabe, die Adelligen und Fürsten, die

da ein gewisser Bodmer in's Wallis einwanderte und sich in Goms vermählte. Herr Stiftspropst Johann Huber zählt in dem Verzeichniß des Stiftspersonals von Zurzach zwei Bodmer auf: Jakob Bodmer, Oberherr, gestorben 1542; und Josef Fridolin Bodmer, von Baden. Dieser war der Sohn des Beat Jakob Bodmer des Raths und Säckelmeister der Stadt Baden. Unser Oberherr starb 1733 zu Baden, und hinterließ als Erben einen Bruder Moriz Bodmer zur Waage. (Vgl. die preiswürdige Schrift von Johann Huber, Stiftspropst und Domkapitular: Geschichte des Stifts Zurzach, Klingnan 1869.)

bei ihm Gastfreundschaft suchten, an seinem Tische gefällig zu unterhalten.“

49. Ludwig III., Anton III., Luder, von Sembrancher, geboren den 28. Hornung 1743, entrichtete den 22. Herbstmonat 1761 seine Gelübde. Als Prior von St. Bernhard wählte ihn das Kapitel den 28. Herbstmonat 1775 zum Propste. Sein Leben beschloß er in Martinach den 11. August 1803, und er wurde nach seinem Wunsche auf dem St. Bernhard in der Gruft der Präpste beigesetzt.

50. Peter IV., Joseph II., Maujis, von Drieres, geboren den 29. Herbstmonat 1752, that Profess den 28. Herbstmonat 1771, war Prior auf dem St. Bernhard 1778, ward vom Kapitel den 30. August 1803 zum Propste erwählt und starb zu Martinach 1814 in der Mitte des Jammers. Als Pfarrer von Liddes nahm er zur Zeit der französischen Revolution den flüchtigen Bigex, Generalkvikar von Uncey, in aller Güte auf, dem auch sein Zögling, Johann Franz Baillard, später eifriger Pfarrer in Chêne bei Genf, dahin nachfolgte, um seine Studien bei ihm zu vollenden. Unter dem Propste Maujis lebte auch der berühmte, früher erwähnte Naturforscher, Herr Oberherr Laurentz Joseph Murith.

51. Johann VII., Peter V., Genoud, von St. Petersburg, geboren den 17. Weinmonat 1773, that am 9. Wintermonat 1796 Profess. Das Kapitel wählte ihn den 25. Jänner 1814 zum Propste. Er starb in Martinach am 16. Mai 1830. Früher war er Pfarrer in Sembrancher, 1804 Prior auf dem St. Bernhard. Er hatte noch einen andern geistlichen Bruder, Theodor Genoud mit Namen, der am 27. Wintermonat 1859 als Prior auf Leis starb. Beide Brüder waren zwei ausgezeichnete, wohl ge-

bildete und die Zeit erfassende Männer, die der Kirche und dem Staate treffliche Dienste leisteten. Unser Prior ließ den Fortbau auf dem Simplon emsig betreiben und ein drittes Stockwerk südwestlich des Hospizes auf dem St. Bernhard ausführen. Herr Barrolt, ein Franzose, Professor zu Dorpath in Liefland, eröffnete 1820 eine Einsammlung zu Gunsten dieses Baues, die in den verschiedenen Staaten Europa's gegen 40,000 Franken eintrug. ¹⁾

52. Franz III. Benjamin Gilliez, von Bagnes, geboren den 30. August 1790, Profeß am 22. Herbstmonat 1811, ward am 2. Brachmonat 1830 zum Propste gewählt. Er war 1816 Prior auf dem St. Bernhard und mehrere Jahre Generalprokurator dieses Stiftes. Zur Zeit des Sonderbündekrieges zog er sich in das Mostathal zurück, kaufte später die Meierei von Mont Genis bei Mosta, wo er am 25. März 1865 starb. Seine Leiche wurde auf den Jupitersberg hinauf getragen und in der Gruft der Präpste beigesetzt, wo sie der künftigen Auferstehung entgegenharret.

53. Peter VI., Joseph III., Deleglise, 1850 Prior auf dem St. Bernhard, 1857 Assistent auf Leis, 1858 Prior auf dem Simplon, 1861 Pfarrer in Sembrancher, wurde 1865, den 26. April, in Martinach von dem versammelten Kapitel zum Propste erwählt und den 22. Brachmonat bestätigt. Der hochw. Bischof von Sitten, Peter Joseph von Freux, begab sich noch im gleichen Jahre auf den St. Bernhard und segnete ihn am 28. August dajelbst ein. Er war früher auch Professor auf dem St. Bernhard und bischöflicher Kanzler in Sitten. Er ist ein

¹⁾ Vgl. das Altenstück: L'Hospice du Grand Saint-Bernard, Aosta 1849.

gelehrter und den Zeitumständen gewachsener Mann, der seiner Kongregation zur Zierde gereicht. Er hat noch einen jüngern Bruder, Athanasius mit Namen, der in der Gesellschaft Jesu ebenfalls viel des Guten wirkt. Mögen Beide noch viele Jahre leben!

Die Prioren auf dem großen St. Bernhard. ¹⁾

1167 Girardus.

1372 Nimo von Sechal, später Propst.

1437 Johann von Salacio, zugleich Prior von St. Petersburg, später Propst.

1484 Philipp von Chaftardone, später Propst.

1646 Ursus Arnold, Prior aller Priorate, später Propst.

1649 Anton Buthob von St. Remy, später Propst.

1692 Johann Peter Persob, später Propst.

1700 Johann Klaudius Werra von St. Dyen, 1707 Prior auf Leis, 1731 Prior in St. Petersburg. ²⁾

1) Mittheilt von Sr. Gnaden Herrn Propst Peter Joseph Deleglise und Johann Georg Noh, der Zeit Prior auf dem St. Bernhard. Ich benutzte auch andere Quellen. Die Prioren, Priores claustrales genannt, findet man aus den frühern Jahrhunderten nicht, oder nur hie und da einzeln verzeichnet. Oft waren keine, besonders zur Zeit der Komthurkröpfe, wo in dem Hospiz eine wahre Verwirrung herrschte. Zuweilen vertraten auch deren Stelle die Coadjutores oder die Schlüsselverwahrer, nämlich die Clavigeri. — Seit 1700 wurde aber das Verzeichniß ununterbrochen geführt.

2) Die edle Familie von Werra stammt von Bisp und kömmt dajelbst schon im fünfzehnten Jahrhundert vor. Ob jene in St. Dyen von dieser entsprossen, kann urkundlich nicht angegeben werden. Die Familie Werra ist ebenfalls in St. Dyen alt, und ob sie dajelbst noch bestehe, konnte ich nicht erfahren. Jetzt findet man die Herren von Werra in Leuf, Sitten und St. Merz.

- 1704 Johann Peter Bobard, aus Freiburg.
1706 Johann Werra, Bruder des Vorigen.
1710 Peter Franz Balalu, aus dem Mostathal.
17.. Johann Franz Meilleur, aus dem Mostathal.
17.. Bartholomäus Farcot, aus Savoyen.
1718 Johann Nikolaus Wacher, von Aosta.
1723 Franz Michellod, von Bagnes, später Prior in
Martinach.
1740 Franz Nikolaus Carrasin.
1747 Franz Eugen Lamou, von Leis.
1748 Jakob Hubert.
17.. Klaudius Nikolaus Magnin, von Besançon.
1752 Hieronymus Darbellay von Viddes.
1759 Johann Anton Mabillard, von Grun, Bezirk Siders.
1760 Johann Jibor Darbellay, von Viddes.
1770 Ludwig Anton Luder, von Sembrancher, später Propst.
1775 Joseph Laurenz Murith, von Sembrancher.
1778 Peter Joseph Haussis, von Orfieres, später Propst.
1791 Stephan Franz Clavaz, von Sembrancher.
1798 Johann Baptist Darbellay, von Viddes.
1804 Johann Peter Genoud, von St. Petersburg, später
Propst.
1811 Joseph Darbellay, von Viddes.
1816 Franz Benjamin Gilliez, von Bagnes, später Propst.
1817 Franz Joseph Biselz, von Orfieres.
1820 Johann Franz Lamou, von Leis.
1824 Johann Baptist Darbellay, von Viddes.
1835 Peter Anton d'Alleves, von Sembrancher.
1840 Johann Nikolaus Hubert, von Orfieres.
1850 Peter Joseph Deleglise, der Zeit Propst.
1856 Stanislaus Darbellay, von Viddes.

- 1860 Peter Ludwig Gaillard, von Orsieres.
1862 Peter Franz Marquis, von Libdes.
1865 Johann Georg Roth, von Gundis.

Die Prioren auf dem kleinern St. Bernhard. ¹⁾

- 1243 Peter.
1245 Arbutius von Delia.
1273 Heinrich von Billeta.
1278 Sylvius.
1285 Wilhelm.
1312 Rudolf.
1323 Rudolf de Sala.
1364 Peter Arnodus.
1386 Arnodus.
1406 Humbert von Volveria.
1723 Ambrosius Daine.
1730 Rochet.
1868 Anonymus, d. h. ein Ungenannter.

Die Prioren von Martinach. ²⁾

- 1210 Bernhard.
1221 Rudolf.

¹⁾ In diesem Verzeichnisse kommen nur jene vor, von denen das Archiv auf dem großen St. Bernhard urkundet. Andere Quellen liegen dajelbst nicht vor, weil der kleinere St. Bernhard seit vielen Jahrhunderten von dem großen St. Bernhardsberg getrennt worden ist.

²⁾ Nachdem das Hospiz auf dem großen St. Bernhard innerlich und äußerlich gehörig eingerichtet war, dehnten die Chorherren ihre

- 1227 Wilhelm.
 1280 Wilhelm de Romano oder von St. Germanier.
 1310 Mino von Leis.
 1324 Rudolf Paolenus.
 1355 Wilhelm Turbandi, von Neuville-Chillon.
 1373 Jakob Parlavet.
 1391 Peter de Billario.

Wirksamkeit weiter aus und halfen den Leuten, um den geistlichen Bedürfnissen zu steuern, Pfarreien oder Pfründen gründen, die sie mit Chorherren ihres Hauses oder in Mangel derselben mit Weltgeistlichen besetzten, oder durch den Diözesanbischof besetzen ließen, und die auch ihr Eigenthum bis auf den heutigen Tag verblieben. Nach der Bulle des Papstes Alexander III. von 1177 gehörten schon damals St. Petersburg, Trüeres, Liddes, Sembrancher, Rouvry, Leis und Martinach dem St. Bernhard an. Martinach kammt 1168, St. Petersburg 1165, Sembrancher, Liddes, Trüeres, Rouvry 1187 und Leis etwas später als Pfarrei vor. Die Pfarre Bevernier, früher zu Sembrancher gehörend, wurde erst den 20. Junimonat 1749 gegründet. Erster Pfarrer derselben war Herr Chorherr Johann Nikolaus Champlet, ein Franzose, der 1785 starb; die ersten Pfarrer der übrigen Pfarreien findet man nirgends verzeichnet. — Die Kaplaneipfründe auf Leis ward im fünfzehnten, jene in Martinach im siebenzehnten Jahrhundert und das Rektorat daselbst erst 1750 gestiftet. Das Rektorat auf Leis, den 10. Weinmonat 1484 gegründet, gehört nicht dem St. Bernhard zu. Früher war auch Montana mit dem Priorat von Leis verbunden, seit 1863 ist aber diese Gemeinde zu einer weltlichen Pfarrei erhoben worden. — Laut einem geschriebenen Urkundenbuche wurde in Sembrancher zuerst der heilige Pankratz, seit 1256 der heilige Erzmartyrer Stephan, in Trüeres der heilige Pantalus, erster Patron der Diözese Basel, seit 1286 der heilige Nikolaus, Bischof von Myra, in Liddes der heilige Stephan, seit 1286 der heilige Georg als Kirchenpatron verehrt. In Martinach in der schönen neuen Kirche wird St. Maria (am Feste der Heimjuchung Marien's) als Schutzheilige verehrt. Daselbst liegen viele Chorherren, darunter die vier Präpöste Bodmer, Rauffs, Thenevot und Genend begraben. (Gefällige Mittheilung von Sr. Gnaden Propst Peter Joseph Deleglise.)

- 1430 Johann de Champery.
1437 Jakob de Campo Laurenzali.
1449 Wilhelm Morardi.
1465 Mikodem Morardi.
1490 Philipp von Chastardone.
1494 Peter von Hertenstein, ein adeliger Luzerner, zugleich
Dekan von Valeris und Basel.
1495 Franz Superjaro, von Ernen, Domherr und Dekan
von Sitten.
1500 Michael Roletti.
1511 Peter Grandis (Grand), von Leuf.
15.. Konstantius de Gaillard.
1522 Andreas von Tornery.
15.. Johann Layetty.
1548 Johann Jordan, von Brig, später Bischof von Sitten.
15.. N. von Quarterny, von St. Moriz, Verwalter des
Priorates.
15.. Peter Cornillon.
1560 Peter von Grillly, später Abt von St. Moriz.
1566 Adrian Werra, von Leuf, Domherr von Sitten.
1570 Angelin Humberti, von Orsieres.
1590 Jakob Peter Curnillier.
1603 Peter von Grillly, Domherr von Sitten, Abt von
St. Moriz.
1604 Anton Valdin, von Leuf.
1613 Humbert Marietti, von St. Oyen, früher Pfarrer
in Orsieres.
1618 Georg von Quarterny, Domherr von Sitten, Abt von
St. Moriz.
1618 Gratus von Grez.
1628 Melchior Andres, von Aosta.

- 1638 Johann Ludwig Liabellus, aus dem Mostathal.
1641 Wilhelm Fabri, früher Pfarrer in Orsieres.
1655 Johann Jodok von Quarterly, später Abt von St. Moriz.
1658 Kaspar Cornu.
1660 Klaudius Germanier.
1663 Nikolaus Cornu, früher Pfarrer in Vollegez.
1667 Anton Marcoz, aus Mosta.
1688 Johann Baptist Devicard.
1689 Johann Baptist de Riaz, aus dem Mostathal.
1706 Bartholomäus Faucat, von Faucigny.
1736 Franz Michellod, von Bagnes, Dekan.
1759 Peter Moriz Guisolan, aus Freiburg, Dekan. ¹⁾
1792 Joseph Laurentz Murith, von Sembrancher.

¹⁾ Peter Moriz Guisolan stammte aus Chenens, Pfarrei Autigny. Seine Eltern waren rechtschaffene und gottesfürchtige Landleute, von patriarchalischen Sitten, die es durch Ordnung, Häuslichkeit und religiöse Pflichttreue zu einem ehrenhaften Wohlstande gebracht hatten. Nachdem er die Studien zurückgelegt, begab er sich auf den St. Bernhardsberg und trat in den Verband der regulirten Chorherren. Er starb, um seine Kongregation ein hochverdienter Mann, in sehr frommem Rufe, 1791 als Prior in Martinach. — Noch hatte er einen jüngern Bruder, Joseph Anton mit Namen, der ebenfalls die Welt verließ, das arme Kleid des heiligen Franziskus unter dem neuen Ordensnamen Maximus anzog, und der später ein gefeierter Bischof von Lausanne wurde. Eine Schwester dieser Brüder begab sich in das Kloster von Mageran, die dajelbst ihrer Verdienste wegen zur Priorin gewählt wurde. Ein schönes Kleeblatt! — Unser Prior war ein hoher Verehrer des seligen Domherrn Mathias Will, der bei Segnungen von Kranken und Preisthaften sich einer weißen seidnen Stole bediente. Nach dem Tode des Seligen kam diese Stole in verschiedene Hände. Herr Roschand vermachte sie in seiner Krankheit unterm Guisolan und dieser nahm sie mit sich nach Martinach. Seit 1848 wird sie sammt einer Inschrift auf Valerie aufbewahrt.

- 1816 Joseph Darbellay, von Viddes.
1858 Joseph Anton d'Alleves, von Sembrancher, apostolischer Protonotar, Dekan. ¹⁾

Die Prioren des St. Jakobsospitals auf dem Simplon. ²⁾

- 1235 Bernhard, Führer des Spitals auf dem Simplon.
1246 Girard.
1286 Wilhelm von Perussier, Verwalter.
1316 Wilhelm von Perussier, Verwalter.
1322 Bartholomäus Grandi, von Veuf, Prior von Simplon und Salgesch.
1339 Jakob de Platna, von Michally, Prior von Simplon und Salgesch.
1363 Anton de Cruce, Prior von Simplon und Salgesch.

1) Die löbliche Familie d'Alleves, ein altes Bürgergeschlecht, fand sich seit alten Zeiten in Sitten. Aus ihr zog ein Verwandter des gegenwärtigen Herrn Priors in Martinach nach Sembrancher, und seitdem führt diese Familie von da ihre Abstammung. In Sitten besteht diese Familie noch, ist jedoch nicht mehr zahlreich.

2) Laut Urkunden entstand der Malthefer- oder Johanniterorden gegen das Jahr 1187, um welche Zeit diese Ritter von Jerusalem durch Saladin vertrieben wurden. Das St. Jakobs-Spital auf dem Simplon, wie auch jenes von St. Johann in Salgesch, sind wahrscheinlich durch die Adelligen von Savoyen und edlen Walliser Familien — von jenen von Gradetsch und Giffisch — gegründet worden. Im Jahre 1235 ward das Spital von Salgesch mit jenem auf dem Simplon vereinigt. Hier sind einige Prioren oder Rektoren des St. Jakobs-Spitals auf dem Simplon verzeichnet, von denen zugleich Einige Vorsteher in Salgesch waren. Vom letztern Orte liegt ein größeres urkundliches Verzeichniß vor, das nicht hierher gehört.

- 1367 Johann Champion, Maltheſeritter, Verwalter.
1404 Johann, Curatus von Salgeſch, Prior auf dem
Simplon.
1407 Gervafius, Prior von Simplon und Salgeſch.
1480 Franz de Eccleſia, Prior von Simplon und Salgeſch.

Die St. Bernhards-Rektoren des alten Hoſpizes auf dem Simplon.

- 1802 Kaſpar d'Alleves, von Sitten. ¹⁾
1802 Hippolyt Ballet, von Libdes. ²⁾
1807 Kaſpar d'Alleves, der Obige.
1821 Stephan Sebastian Pellaur, von Volleges. ³⁾

¹⁾ Den 30. Brachmenat 1802 bezog Herr Kaſpar d'Alleves mit dem Chorherrn Jakob Ignaz Vautry, aus Vern, das alte Hoſpiz, das Herr Kaſpar Stockalper auf der Alpe Gampſch, wo früher das St. Jakobſpital geſtanden, erbaut hatte. Er blieb daſelbſt nur einige Monate, kam aber 1807 wieder als Rektor zurück, und blieb auf dieſem Poſten als Vorſteher bis 1821. Er ſtarb 1846 im Mai zu Martinach, 86 Jahre alt, war Jubilat und ein ehrwürdiger Mann.

²⁾ Chorherr Hippolyt Ballet kam 1802 auf das gleiche Hoſpiz als Rektor, war ebenfalls ein freundlicher und gaſtreundlicher Mann. Im Jahre 1807 begab er ſich nach Parvia, um die Einkünfte der daſigen Güter, die dem Hoſpiz zugehörten, zu beſorgen. Daſelbſt erkaſte ihn am 24. März der Tod.

³⁾ Stephan Sebastian Pellaur folgte 1821 als Rektor auf Herrn d'Alleves. Er blieb als ſolcher daſelbſt bis 1830, in welchem Jahre er das neue Hoſpiz auf Kolteich als erſter Prior bezog. 1835 war er daſelbſt Dekonom, 1836 Biſar in Libdes und 1839 Pfarrer daſelbſt. Er beſchloß am 26. Wintermenat 1865 zu Martinach ſein Leben und wurde auf dem St. Bernhard begraben. — Dekonomien dieſes Hoſpizes waren: Jakob Ignaz Vautry, Johann Nikolaus Terretaz, von Volleges, Franz Maria Blanc, Felix Barraz, Anton Theodul Sirro, von

Die Prioren des neuen Hospizes auf dem Simplon.

- 1830 Stephan Sebastian Pellang.
1835 Johann Baptist Darbellay. ¹⁾
1836 Peter Joseph Barraç, von Veis. ²⁾
1858 Peter Joseph Deleglise.
1861 Johann Joseph Alt, Stellvertreter.
1862 Anton Basilius Frossard.

Heremence, der in Martinach am Schlege starb. Keiner von diesen befündet sich unter den Sterblichen mehr. (Noten aus einem Buche auf dem Simplon.)

¹⁾ Herr Chorherr Darbellay, von Viddes, vom Kapitäl zum Prior erwählt, blieb nur einige Wochen auf dem Simplon. Er starb am 20. April 1864 in Vouvry.

²⁾ Herr Chorherr Barraç war 22 Jahre Prior auf dem Simplon, wo er am 16. Jänner 1858 seine Seele in die Hände seines himmlischen Vaters übergab. In seinem Betragen sehr liebenswürdig, erwarb er sich die Hochachtung und Freundschaft Aller, die ihn kannten. Ein anderer Bruder, Felix mit Namen, früher Dekonom in dem alten Hospize, versah unter ihm im Hospiz eine andere Stelle, und segnete 1842 das Zeitliche. Sie ruhen nun daselbst nebeneinander. Ein dritter Bruder, Peter Ludwig, starb 1835 als Pfarrer in Orsieres. Auch ein schönes Kleeblatt! — In den ersten Dreißiger-Jahren war Dekonom auf dem Simplon Herr Chorherr Peter Joseph Nikettaç, von Viddes, der in den besten Mannesjahren, am 6. Heumonat 1836, zu Demodessola am Schlege sein Leben anschauchte, wo er auch der geweihten Erde übergeben wurde. Als ein lieblicher und gegen Jedermann gefälliger Mann, ohne Unterschied des Standes und Ranges, lebt sein Andenken annoch in frischem Andenken fort. Nach ihm waren Dekonomen: Joseph Nikolaus Hubert, Johann Joseph Alt, Basilius Anton Frossard, Peter Franz Herkules Carron, Peter Friedrich Ribordy u. s. w. Ebenfalls werden sechs Sakristane mit Namen aufgeführt.

Wirklicher Bestand des Chorstifts auf dem großen St. Bernhardsberge und des
Hospizes auf dem Simpson. ¹⁾

	Geb.	Prof.	Priest.
1. Se. Hochwürden Gnaden Herr Peter Joseph Deleglise, von Bagnes, infulirter Propst u. s. w.	1814	1834	1838
2. Koh, Johann Georg, von Gundis, Prior des Hospizes	1832	1854	1858
3. Bisetz, Franz Joseph, von Orsieres, jetzt daselbst	1791	1808	1814
4. Abbet, Peter Daniel, von Volleges, Beichtiger der ehrwürdigen Zisterzienser- frauen in Collombey ²⁾	1791	1808	1814
5. Dorjaz, Kaspar Joseph, von Liddes, apostolischer Notar, in St. Oyen im Aostathale	1794	1812	1817
6. Berenfaller, Franz Joseph, vom Brigerberg, Prior in St. Petersburg	1789	1813	1817
7. Kossier, Johann Nikolaus, von Orsieres, in Martinach	1792	1813	1817

¹⁾ Die Augustiner-Chorherren sind hier, mit Ausnahme des Propstes und des Priors auf dem St. Bernhardsberge, nach dem Jahre des Eintritts in den Orden, und nicht nach dem natürlichen Alter geordnet. Alle gehören dem Klerikalstande an. (Mitgetheilt von Herrn Chorherrn Roman Andreas Gaudin.)

²⁾ Herr Peter Daniel Abbet, viele Jahre Beichtiger der ehrwürdigen Zisterzienser-Frauen in Collombey, starb den 11. März 1869, nach wenigen Stunden seines Unwohlseins. Seine letzte Ruhe fand er daselbst in der Klosterkirche.

	Geb.	Prof.	Priesth.
8. d'Allevés, Joseph Anton, von Sembrancher, Prior in Martinach	1802	1821	1826
9. Marquis, Kaspar Joseph, von Liddes, Pfarrer in Saron	1805	1822	1828
10. Alt, Johann Joseph, von Bagnes, in Martinach	1800	1824	1828
11. Metroz, Kaspar Joseph, von Liddes, Pfarrer daselbst	1805	1825	1828
12. Hubert, Johann Nikolaus, von Orsieres, Pfarrer daselbst	1810	1831	1835
13. Darbellay, Stanislaus, von Liddes, Prior auf Leis	1811	1831	1835
14. Groß, Ludwig, von Salvan, in Martinach	1810	1833	1834
15. Barman, Peter Maria, von St. Moriz, in Martinach	1817	1838	1841
16. Gaillard, Peter Joseph, von Orsieres, Generalprokurator, in Martinach	1818	1839	1842
17. Delasoie, Kaspar Abdon, von Sembrancher, Pfarrer in Governier	1818	1839	1842
18. Marquis, Peter Franz, von Liddes, Pfarrer in Sembrancher	1823	1842	1847
19. Giroud, Joseph Emmanuel, von Martinach, Pfarrer in Trient ¹⁾	1818	1842	1847

1) Das Rektorat von Trient und Zeurs ward 1857 gegründet, und am 15. Heumonath bestätigt. Diese Gemeinden gehörten zu Martinach, und mithin den Chorherren von St. Bernhardsberg an. Seit dem 1. Jänner 1869 bilden nun die Dörfer Trient und Zeurs, mit Gutheißung der kirchlichen Oberbehörde, eine selbstständige Pfarrei. Zur Gründung derselben hat der Preyst und das Kapitel von St. Bernhard mit den betreffenden Gemeinden zusammengewirkt. Diese Pfarrei bleibt in dem Verband von St. Bernhard. Herr Joseph Emmanuel Giroud ist nun erster Pfarrer: er ist in der Geschichte wohl bewandert, und gibt sich viele Mühe in den Alterthumsforschungen.

	Geb.	Prof.	Priest.	
20. Lugon, Johann Joseph, von Coex, Pfarrer in Bouvry	1822	1844	1847	
21. Gaillard, Peter Ludwig, von Orsieres, bischöflicher Kanzler in Sitten	1826	1844	1850	
22. Weilland, Joseph, von Libbes, Rektor in Martinach	1825	1844	1849	
23. Lovay, Johann Peter, von Orsieres, Vikar daselbst	1821	1847		
24. Frossard, Anton Basilius, von Ardon, Prior auf dem Simplon	1833	1853	1858	
25. Carron, Peter Franz Herkulan, von Bagnes, Dekonom in St. Oyen	1831	1853	1859	
26. Gaudin, Roman Andreas, von Ayent, Vikar auf Leis	1833	1852	1858	
27. Pochon, Moriz, von St. Moriz, Vikar in Bouvry	1836	1855	1860	
28. Metroz, Stephan Martin, von Sembrancher, Vikar in Martinach	1832	1856	1860	
	Geb.	Prof.		Priest.
		einfach.	feierl.	
29. Weilland, Peter Joseph, von Libbes, Vikar in Sembrancher	1838	1858	1861	1863
30. Joris, Moriz Friedrich, von Orsieres, Assistent daselbst	1842	1858	1861	1866
31. Tissiere, Julius Onesimus, von Orsieres, Sakristan auf dem Simplon	1839	1858	1861	1863
32. Tornay, Stephan Ludwig, von Orsieres, Dekonom auf dem Simplon	1837	1859	1862	1863
33. Besse, Johann Andreas, von Bagnes, Schlüsselverwahrer auf dem St. Bernhard	1835	1859	1862	1863
34. Ribordy, Peter Friedrich, von Bagnes, Vikar in Libbes	1832	1859	1862	1863

	Geb.	Prof.		Priest.
		einfach.	feierl.	
35. Bruchez, Eugen Benjamin, von Bagnes, Gesangsführer und Professor der Philosophie auf dem St. Bernhard	1838	1863	1866	1867
36. Carron, Franz Angelin, von Bagnes, Krankenhüter und Almosner auf dem St. Bernhard	1839	1863	1866	1867
37. Joris, Moriz Nikolaus, von Orsieres, in Martinach	1845	1863	1866	
38. Koffet, Franz Kamill, von Orsieres, Sakristan und Bibliothekar auf dem St. Bernhard, zugleich Professor der Theologie	1845	1863	1866	
39. Joris, Stephan Nikolaus, von Orsieres, in Martinach	1847	1863	1866	
40. Magnin, Franz Bernhard, von Bagnes, auf dem St. Bernhard	1841	1847		
41. Carron, Moriz Eugen, von Bagnes, auf dem St. Bernhard	1842	1867		
42. Favre, Florentin Emil, von Sembrancher, auf dem St. Bernhard	1843	1867		
43. Tavernier, Julius Anton, von Martinach, auf dem St. Bernhard	1849	1868		
44. Kaufis, Joseph Valentin, von Orsieres, auf dem St. Bernhard	1844	1868		

Inhalt.

Verwort	Seite III
-------------------	--------------

I. Der heilige Bernhard von Menthon.

1. Bernhard's Geburt und erste Erziehung	3
2. Bernhard studirt in Paris	8
3. Bernhard legt in Paris das Gelübde der Keuschheit ab	12
4. Bernhard wird nach Menthon zurückberufen	17
5. Bernhard's heimliche Flucht	25
6. Große Pestürzung in Menthon	31
7. Bernhard in Aosta	36
8. Bernhard bereitet sich auf die Missionen vor	40
9. Bernhard hält Missionen	44
10. Bernhard wird Archidiacon	48
11. Bernhard zerstört auf den Alpen den Götzendienst	52
12. Bernhard stellt das Hospiz auf dem Jupitersberge her	59
13. Bernhard's Eltern kommen auf den Jupitersberg	69
14. Tod der Eltern Bernhard's	80
15. Bernhard geht nach Rom	85
16. Bernhard stirbt in Novara	90
17. Bernhard's Begräbniß	97
18. Bernhard's Wunderwerke	101
19. Bernhard's Heiligensprechung und Verehrung	109
20. Reliquien des heiligen Bernhard	116

II. Notizen über die kirchlichen Hospize auf den St. Bernhards-Bergen und dem Simplon in Beziehung auf äußere und innere Lage, Geschichte u. s. w.

21. Einleitung	125
22. Die ersten Schicksale der Augustiner-Chorherren auf dem großen St. Bernhardsberge nach dem Tode des StifTERS	126

	Seite
23. Die verschiedenen Benennungen des großen St. Bernhards- berges	128
24. Der kleinere St. Bernhardsberg	130
25. Die Gefahren des großen St. Bernhardsberges	134
26. Vorsichtsmaßregeln gegen die Gefahren des Berges	145
27. Die Schneehunde auf dem St. Bernhardsberg	148
28. Die liebevolle Aufnahme im Hospiz	155
29. Das Hospiz auf dem St. Bernhard	160
30. St. Bernhards-Grotte	166
31. Die Hospizkirche	168
32. Der Gottesdienst der Chorherren	173
33. Der Reliquienschrank	177
34. Das Todtenhaus	179
35. St. Bernhards-See	185
36. Der Jupiters-Tempel	187
37. Das alte Spital	193
38. Das reiche Einkommen	195
39. Die Folgen des großen Einkommens	199
40. Die Verordnungen	201
41. Aeltere Verluste des Einkommens	206
42. Die Gemthurpröbste	208
43. Die Trennung	214
44. Der Frauenstreit	222
45. Das Almosenjammeln	226
46. Großer Durchpaß über den St. Bernhard	233
47. Verschiedene Nachträge betreffend den großen St. Bern- hardsberg	238
48. Neueste Verluste des Einkommens	243
49. Fortsetzung	248
50. Fortsetzung	255
51. Das Hospiz auf dem Simylon	262
52. Schlusswort	278

III. Statistisches und Verzeichnisse.

Aufzählung der dem St. Bernhardsberge früher zugestandenen Pfründen	285
Reihenfolge der Pröbste auf dem großen St. Bernhard	290
Die Prioren auf dem großen St. Bernhard	322
Die Prioren auf dem kleinern St. Bernhard	324

	Seite
Die Prioren von Martinach	324
Die Prioren des St. Jakobspitals auf dem Simplon . . .	328
Die St. Bernhards-Rektoren des alten Hospizes auf dem Simplon	329
Die Prioren des neuen Hospizes auf dem Simplon	330
Wirklicher Bestand des Chorstifts auf dem großen St. Bernhards- berge und des Hospizes auf dem Simplon	331

Verbesserungen.

- Seite 50, Zeile 21, lese man Vorwande statt Vorwanbte.
" 61, " 10 und letzte Zeile, Majolus statt Mazolus.
" 88, " 1, Ivrea statt Isrea.
" 116, " 2, Morat statt Morat.
" 129, Anmerkung 2, Zeile 3, kleinere statt keinere.
" 156, Zeile 18, Herlaufen statt Herlausen.
" 170, " 1, Marengo statt Marngo.
" 209, " 10 und 19, Grolée statt Grolen.
" 205, " 9, Genf statt Geuf.
" 211, " 8, Bröpste statt Aebte.
" 235, Anmerkung Zeile 2, Majolus statt Morjolus.
" 273, Zeile 7 der Anmerkungen, St. Gotthard statt St. Bernbard.
" 307, " 8, Samstag statt Freitage.
-
-